Die Freiheit

Ein Schillerroman von

Walter von Molo

Verlegt bei
Schuster & Loeffler/Berlin



Die Freiheit

Von Walter von Molo erschienen

bei Schuster & Loeffler in Berlin:

Wie sie das Leben zwangen (vergriffen) 4. Aufl.
Die Lebenswende . . . . 4. Aufl.
Die unerbittliche Liebe . . . . 2. Aufl.
Die törichte Welt . . . . 2. Aufl.
Der gezähmte Eros . . . . 2. Aufl.
Wir Weibgesellen . . . . 2. Aufl.
Ums Menschentum
Erster Teil des Schiller-Romans . . . . . 10. Aufl.
Im Titanenkampf
Zweiter Teil des Schiller-Romans . . . . 10. Aufl.
Die Freiheit
Dritter Teil des Schiller-Romans . . . . 10. Aufl.
Den Sternen zu
Letzter Teil des Schiller-Romans. Erscheint Herbst 1914
Der Infant der Menschheit Drama in drei Akten

bei Georg Müller in München die Dramen:

Das gelebte Leben . . . . in vier Akten
Die Mutter . . . . in vier Akten

Die Freiheit

Ein Schiller-Roman von

Walter von Molo

Dritter Teil

1.–10. Auflage

Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig 1914

Druck von E. Haberland in Leipzig-R.

O warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!

Es schneite und regnete in schiefen Strichen übereifrig auf die dunkeln Gestalten der beiden einsamen Männer herab, die immer wieder, als wären sie dazu verdammt, den öden, weißüberzogenen Exerzierplatz Weimars maßen. Der Eiswind wühlte klagend in den dürren Gerten des „welschen Gartens", derweil der niedere, beladene Himmel, der den Umkreis der Augen engte, vergebens versuchte, sich im trüben Wasser der frosterstarrten Ilm zu spiegeln. Der größere der Spaziergänger legte, neuerlich am Rande des Platzes angekommen, dem andern befehlend die Hand auf den Arm und sagte bestimmt:

„Wir gehen noch einmal zurück, Beck; wenn es Sie noch nicht reut, mich aufgesucht zu haben!" Der Mannheimer Schauspieler beeilte sich, an Schillers linker Seite zu bleiben. Schützend schlang er die erwärmenden Arme über der Brust ineinander.

„Wenn ich mich erkältete," sagte Beck entschuldigend, weil er vermeinte, Schillers spöttischen Blick auf sich gefühlt zu haben, „wär's um mein hiesiges Gastspiel geschehen!"

„Theater!“ Schiller lachte abgerissen. „Vom Theater weiß ich auch nichts mehr, seit Jahren! Hätt' mir nicht Schubarts Sohn erzählt, daß man den ‚Karlos‘ in Berlin gab, natürlich: mit Mißerfolg! ich hätte es nie erfahren! Das machen die gesegnete Gelehrsamkeit und der löbliche Magisterquark!“ Er riß den Hut vom Kopf, daß das gepuderte, schüttere Haar im Sturm zerflatterte und sich entstäubte; die heiße Stirn wollte den Himmel fühlen.

„Herr Hofrat werden sich üble Maladie zuziehen,“ sprach hastig Schillers dereinstiger Kollege, „bitte, bitte, bedecken Sie sich!“ Erschrocken schwieg er, denn jetzt hatte ihm der unerwartete Anlaß doch die direkte Anrede, glücklicherweise in der „Sie“-Form, herausgerissen.

„Ist Ihr Dalberg endlich völlig kopfweich?“ fragte, statt zu antworten, Schiller wegwerfend, „gestern erzählte mir sein ebenso unbegabter, doch herzlich guter Bruder, der Koadjutor zu Erfurt, daß des Intendanten Gehirnleben, nun bereits für jedermann fühlbar, abnähme; man nennte es: schlechtes Gedächtnis?“

Ehe Beck die diesmal besonders schwer zu formulierende Antwort fand, zerklingelten Schlittenschellen, jenseits der Ilm, rettungslos die kümmerliche Sammlung. Verwirrt sah Beck das gleitende Fahrzeug, in dem, starr und breit, der beschneite Insasse im Otterpelz thronte. Er knickte

zusammen und stammelte, ehrfürchtig und wirkungslos mit dem Dreimaster hinter dem sich entfernenden Schlitten dienernd, „der Herr Geheimrat!" Barhaupt stand er, von Ehrfurcht geschüttelt.

„Fürchteten Sie nicht die Erkältung?" fragten Schillers schmale Lippen mit offenem Hohn. „Bedecken Sie sich; es geht ums Gastspiel vor Weimars Gott!" Über Schillers hagere Wange, die sich vom Blute färbte, fuhr, wider Willen, ein Zucken. Fieber brannte in den tiefeingesunkenen, ehrgeizzerwühlten Augen. Beck hing das Haupt, als drückte der folgsam aufgesetzte Hut. Ihre Schritte knirschten und patschten aufdringlich im wässerigen Schnee. „Ich beantworte Ihre Frage, ohne daß Sie sie zu stellen brauchten," sagte Schiller mit stoßenden Worten. „Wir verkehren n i c h t mitsammen; das heißt: er verkehrt nicht mit mir!" Schillers wegwerfende Kopfbewegung wies über die leblose Ilm zu Goethes Gartenhaus. Er lachte gequält. „Er hat ja Herder und Wieland!"

„Die Wege zwischen Jena und Weimar sind wohl allzu weit," zagte Herr Beck.

„Ich traf ihn heute am Frauenplan, er trat in sein Haus zurück, bis ich vorbei war; genügt Ihnen das?"

„Die Interessen der Wissenschaft und der Poesie kreuzen sich eben, ohne sich zu treffen . ."

„In vier Jahren hätten sich diese Wege wohl einmal treffen müssen, Verehrter!“ sagte Schiller kurz und hart. „Außerdem: ich wohnte, ehe ich heiratete, drei Häuser weit von ihm; wir sprachen uns nie! Er verachtet mein poetisches Schaffen.“

„Das dürfen Sie nicht sagen!“

„Es ist so!“

„Herr Hofrat!!“

„Es i st auch schlecht!“ sprach Schiller laut und bestimmt. „Wir sind Männer und müssen wahr sein; Sie brauchen nicht zu versuchen, mich lügend zu beruhigen! Lieber Beck,“ beschwichtigte er des andern kleinbürgerlich-heftige Erregung, „ich habe ja noch nicht endgültig abgeschlossen, noch immer zielet die Hoffnung der Zukunft zu!“ Er stockte, jäh senkte er die zerarbeitete Stirn, die Augen sahen einwärts: Sein Geist war, beim Meilensteine Zukunft, vom Wege gewichen und in den tiefen Furchen der Straße weitergerollt, die er in stillen Stunden heimlich baute: Schiller sann über Wallensteins Schicksal, das ihm zähe aus der Historie quoll. Mit Ekel zwang er sich zurück. „Man hat mich mit dieser Jenenser Geschichtsprofessur übertölpelt und erniedrigt,“ sprach er wild und erbittert, „ich bin kein akademischer Karrenführer! Man hat mich um die goldene Freiheit infam bestohlen.“

Beck tat die dümmste Frage: „Warum, ver-

ehrter Herr Hofrat, schweiget Ihre Muse so lang?"

Schiller biß sich auf die Lippe, dann sagte er ausweichend: „Ich muß Geld verdienen!"

„Sie sind in Jena nicht zufrieden, Herr Hofrat?"

„Nein!"

„Man hört allgemein, daß die Verhältnisse nicht übel sind."

Schiller blieb stehen. „Vorausgesetzt, daß dieses das Wichtigste sei: die Kollegiengelder tragen nichts! Zum Beispiel: Die Kanzlei- und Diplomgebühren meiner Ernennung kosteten mehr, als ich bis heute überhaupt einnahm!" Er ging grimmig weiter. „Ja, liebgeschätzter Herr Regisseur Beck, wer nicht von der Geburt an zur traurigen Kärrnersekte gehört, der muß eben die Wissenschaft redlich und teuer bezahlen!"

„Hat Sie der durchlauchtigste Herr Herzog ernannt, um Sie auszuzeichnen, muß er Sie doch auch im Werte dieser Schätzung honorieren, vermeine ich. Schon um Ihrer verehrenswerten, hochgeborenen Frau Gemahlin willen," begehrte Herr Beck auf. „Der Herr Herzog wird doch noch wissen, daß er Sie, Ihres Wertes wegen, ernannte?"

„Man hat mich zu Jena in Position gebracht, weil man einen heimatlosen Vaganten, ohne Besoldung und Emolument, der seine Braut aus

Hofkreisen nicht erhalten konnte, dadurch abspeiste. Man konnte den Schriftsteller, der den ‚Abfall der Niederlande', um der Bezahlung seiner Schulden willen, schrieb, gut für die zufällig erledigte Stelle brauchen, um so mehr, als man dadurch sein anmaßliches und unbequemes Streben, nach einem Sonnenplatze im geistigen Reich, zu erledigen meinte. Man hoffte durch die Ernennung zum Hofrat — man schenkte mir bloß die Silbe: ‚Hof', was gewiß billig war! — die Mesalliance des unverzeihlich-verblendeten Hoffräuleins halbwegs zu kompensieren; überdies empfahl mich das warme Empfehlungsreskript des Herrn Geheimrates, die Situation nützend, eindringlichst von der Poesie hinweg! Wenn ich nicht freiwillig aus seiner Nähe wich, so mußte ich wenigstens beiseite gelegt sein! Jawohl! Ich mußte zugreifen, weil mir, als Hungerndem, keine andere Wahl blieb; die Lengefelds sind fast so arm wie ich. Wer nicht egoistisch ist in dieser Welt, ist dumm! Es ist ein Narrenspiel des Herzens, wenn einer vermeint, über das Geld hinwegfühlen zu können!" Verzerrt lachte Schiller; er schämte sich seines unwürdigen Eingeständnisses und konnte doch nicht anders sprechen. „Ich lebe als wissenschaftlicher Journalist fast ausschließlich vom Ertrage der Feder," sagte er und suchte vergeblich nach einem, ihm gemäßeren Ende seiner Rede, „ganze zweihundert Taler

zahlt der freigebige Serenissimus: weil wir vom Gelde sprachen! Wenn man im Elend sitzt, hält die schönste Ästhetik nicht vor!"

Ein Grauen fuhr Beck über den Rücken: er hatte einen würdegesegneten Professor, Hofrat! den glücklichen Gemahl einer altadeligen, schönen Dame, aus der Familie einer Oberhofmeisterin, zu finden gehofft, die ihm gemäße Fortentwicklung seines Schiller — und nun sah er einen schwer Zerarbeiteten, fahrig Unzufriedenen, fast durfte man sagen: einen Kranken, der keine Güte und kein Gleichgewicht mehr besaß. „Man fürchtet auch," sagte er, völlig verstört und zusammenhanglos, nur um zu reden, „die revolutionären Franzosen könnten unser Mannheim beschießen; überall sind schwere Zeiten!"

Stier sah Schiller in das fließende Schneetreiben, mit dem die Dämmerung des frühen Abends über die Erde sank. „Hoffen wir," sprach er drohend, „daß der Sturm auf die Bastille sinnbildlich war, als Zeichen, daß sich die Sache der Vernunft allüberall befestige und durchsetze, daß auch bei uns das Alte, Überlebte zerschmissen werde." Er ballte die Fäuste. „Die Pedanten zu Jena verdienten als Erste zu baumeln; ich wollte ihnen höchsteigen den Strick ziehen!" Er spie mit Ekel aus. „Es ist alles so erbärmlich klein hiernieden!" Das Wort erinnerte ihn an seine Frau: ohne gegebenen Zu-

sammenhang, verband er ihr stilles Gebaren mit dem Begriff der Kleinlichkeit. Er hatte bei ihrer Wahl, da sie keine Mitgift besaß, Schwäche gezeigt; es galt, die Reste dieser Schwäche, die ihn noch mehr von seinem Streben entfernt hatte, mit allen Wurzeln auszureißen. Angstevoller Trotz gebar Widerstand gegen jedes weiche Gefühl; jede Hingabe war Schwäche, weil sie Kraft und Zeit vergeudete! Er preßte die Zähne aufeinander und ballte die Fäuste, seine Phantasie erschuf sich das Bild seiner Frau, um sich, im Widerstand gegen sie, zu stählen, um mit ihr, sich befreiend, zu hadern. Doch er fühlte, auch heute wieder, Mitleid und Liebe, trotz all der gewollten Härte. Er hatte Sehnsucht nach wortlos verstehender Güte. Sehnsucht! „Ich muß der Abreise nach Jena gedenken," sprach er unsicher und bewegte die Schultern, seinen Willen um Fassung anringend. „Kommen Sie!" Er wandte sich den Häusern zu, die farblos und niedrig den Platz umsäumten, „ich lese morgen wieder auf dem heillosen Katheder, von Dingen, die ich selbst nicht weiß; die Weihnachtsferien sind am Ende."

Emsig lief Herr Beck an seiner Seite. „Lassen Sie die Poesie nicht allzulang mehr schweigen, lieber Herr Hofrat!"

„Zuvor muß ich die Gesetze der Kunst erkannt haben!" Drohend spähte Schiller über die ängstliche Ilm; er blieb stehen und legte, wie in alten

Zeiten, den Arm um Becks Schulter, seine Stimme vergaß sich zur Vertraulichkeit, wie dereinst. „Nun gilt es, Beck, die reifen Werke zu leisten, wo der Geist jedes Wort kontrolliert!“ Er grübelte vor sich in das beißende Schneemus nieder; der Arm löste sich; sie gingen weiter. „Die Historie macht von viel Einseitigkeit frei; sie vertilgt engende Grenzen und führt das Individuum in die Gattung! Es fragt sich,“ sagte Schiller traurig und hob langsam den Kopf, als sie vor der langgestreckten Rückseite des Steinischen Hauses standen, „ob Ihre tote Frau nicht das allerschönste Los frühzeitig zog.“ Beck hustete, bei nichtverstehendem Blick. „Leben Sie wohl und lange,“ sprach Schiller, wieder zusammengerafft, „grüßen Sie die wenigen zu Mannheim, die sich des verrückten Poeten noch erinnern mögen und verzeihen Sie, daß ich Ihrem Gastspiel, aus vielerlei Gründen, nicht beizuwohnen vermag.“ Hochaufgerichtet, ohne sich nach dem betroffenen Hofschauspieler umzusehen, schritt Schiller, an den Stallfenstern vorbei, ins Haus.

Dem Beck standen die Tränen in den Augen. Rasch wandte er sich, als ihm Schiller verschwand. Hastig lief er, frierend an Leib und Seele, zum „Weißen Schwan“, um Licht, Menschen und Wärme schützend um sich zu haben: Wie die Zeit die Menschen veränderte?.

Schiller hielt auf der stillen, düstern Treppe

an, als er der Frauen Stimmen unterschied: Lotte und Frau von Stein sprachen. Deutlich vernahm er jedes Wort durch die Zimmertür. Müde schloß er die überarbeiteten Augen, die das Schneelicht des hinsiechenden Tages schmerzlich erregt hatte; er war mit einem Male sehr müde. In Frau von Steins Rede pipste der Kanarienvogel, der in der warmen Stube wohlig und taktsicher, von einer Sprieße seines Bauers zur andern, sprang.

„Sehen Sie nur zu, Lollochen, daß sich der Schiller nicht zu sehr überarbeite," sprach die klare, eigenwillige Stimme hinter der Tür, „wir verwundern uns sämtlich, woher er die Zeit nimmt, alles zu leisten und noch dazu als junger Ehemann, als welcher er sich doch eigentlich mit allerhand anderem fast ausschließlich beschäftigen sollte, was später ohnehin mit Zähigkeit aufhört!" Die Stein hatte jetzt wohl geseufzt, denn der Tonansatz der neuen Rede besaß anderen Klang als früher: „Der historische Kalender und die zwei neuen Hefte seiner Zeitschrift müssen auch eine Riesenarbeit gewesen sein; der Herzog war ganz perplex, als er drin blätterte."

„Wir haben schon siebentausend Stück verkauft; das ist ein Erfolg, wie er noch nicht da war!"

„Ja, ja, Kindchen," sagte die Stein, etwas ungeduldig, „das freut mich gewiß, aber er soll nicht zuviel tun! Es läuft einem im Leben nichts

davon, und wenn die Kuh draußen ist, ist's zu spät, den Stall zuzusperren, sagt mein Josias. Von den Memoiren hat der Schiller ja auch wieder einen neuen Band herausgegeben und das Lesen, vor denen Herren Studenten, will wohl getan sein? Gut sieht er nicht aus und sein Auge ist nimmer so hell und kräftig im Blicke wie früher!"

„Nicht wahr? Ach Gott, wissen Sie, Tantchen, er nimmt sich keine rechte Zeit für die körperliche Bewegung."

„Nun ja, Kindchen, Sie brauchen mich ja nicht gleich so anzuschauen: ich meinte ja nicht, daß ihm die Ehe nicht gut getan hätte!"

„Das Erfurter Katarrhfieber hat er aber ganz verwunden, sagt der Herr Doktor! Sie haben jedoch ganz recht, Tantchen, zu mahnen, ich danke Ihnen dafür, er macht mir viele Sorgen. Er lebt ohne jede Ordnung, wie's eben gerade die Arbeit mit sich bringt. Vierzehn ganze Stunden sitzt er jeden Tag vor der Schreibkommode! Verlangte das nicht doppelte Bedachtsamkeit? Er folgt mir aber nicht! Das Mittagessen läßt er mir bis in die Nacht hinein unberührt, weil er mit leerem Magen, wie er sagt, am besten arbeitet; dafür nimmt er reichlich Wein und Tabakgift, das m u ß ihn schwächen! Nicht? Vor allem muß der Mensch doch gesund sein."

Schiller lächelte verzerrt. Da waren die Rich-

tigen beisammen! Die Schwägerin ruhte wohl noch, ehe sie zu ihrem geistlichen „Goldschatz“ nach Erfurt zurückeilte? In deren Gegenwart gäbe es nicht solches Geschwätz! Der Dalberg hatte bei Goethe vermitteln wollen, vermitteln!! Haha! Schwer atmend und vorsichtig veränderte Schiller seine horchende Stellung. Als er sicher stand, gab die Stein gerade die Antwort:

„Ja, Kindchen, da haben Sie freilich recht,“ ihre Stimme trug leichte Gehässigkeit, „so gut wie der Herr Geheimrat hat es nicht jeder: einen großen Gehalt und kein Amt! Die Fabriksmamsell verbraucht eben all seine Zeit!“

„Ich kann nicht schlecht von ihm denken.“

„Ach Gott, er dauert mich auch bloß, so sehr er mich beleidigte.“ Der Steinin Rede verlor alle Bestimmtheit. „Meinen Sie denn, Kindchen, der arme Goethe sei glücklich? Es ist ihm besser zumute gewesen, als er zu mir ins Haus kam. Er hat jetzt keine innerliche Ruhe mehr: immer ist er unterwegs, in Schlesien und weiß ich wo! Wer zu Hause keine Ruhe findet, findet sie nirgends! Er ist erschrecklich gewöhnlich geworden, vierschrötig und unbehilflich; haben Sie bemerkt: er trägt jetzt wieder die Hände in den Hosentaschen! Hier und da hab' ich Mitleid mit ihm, daß ich weinen könnte. Ein ausgelöschter Stern ist er und Ihr Schiller hat recht gehabt, den ‚Egmont‘ so scharf herzunehmen. Gott, Gott,

ich könnte heulen, wenn ich der ‚Iphigenie' denke! Da hat er sich noch selbst angeklagt; im ‚Egmont' aber ist ihm die Schilderung eines Schätzchens das Wichtigste, das Ehre und Tugend vergißt; es ist fast, als hätte er schon in Italien die saubere Mamsell Vulpius vorausgeahnt. — Kindchen, Kindchen, seien Sie froh, daß der Ihre die Poesie aufgab; die Poeten sind leicht und taugen wenig. Sagen Sie, er war nie mehr bei euch, seit er die Visitenkarte zu eurer Hochzeit abgab?"

„Nie mehr."

„Er ist dem Schiller um seine Kraft neidisch; er hat so etwas nie besessen und verträgt sie drum nicht bei andern!"

Tappend stiegen Schillers fliehende Füße die Holztreppe nieder: Jetzt wäre er zu den Frauen ungerecht und heftig gewesen; er hätte die Haltung vermissen lassen, um die er so inbrünstig rang. Sein hohes Streben, um den Platz des Führers, war blindwütiger Haß und Neid gegen Goethe geworden! Er wollte nicht mehr im einwandfreien Wettstreit siegen; er wollte den andern vernichten, um endlich Sieger zu sein! Doch verbergen mußte er seinen Haß! verbergen! Hastig, strauchelnd fand Schiller den Dielenboden. Ruhe, Ruhe wollte er haben! Nur Ruhe! Vor allem: Ruhe!! Stockdunkel war der Vorraum, kalt; die Nässe, die durch die Mauern und Fugen strich, schüttelte ihn. Scharfe, schwüle Dunst-

streifen drangen asylbietend zu ihm; er tappte sich zum Pferdestall. Eilig fliehend stießen seine Finger die schwingbar eingehängte Brettertür auf; eintretend atmete er tief und befreit den heißen Brodem der Tierleiber. Hinter der Holzwand rieb sich ein Gaul, aus allen Ständen klang das schmatzende Haferkauen der herzoglichen Husarenpferde. Ein länglicher, kantiger Kopf wandte sich zu ihm, er lehnte sich an den prallen Roßhals und umschlang ihn haltsuchend. Eine Fliege summte in der Finsternis, schwer hämmerte Schillers Herz. War das ein Beweis seiner Überarbeitung? Warum floh er überhaupt die Menschen? Er war schwer erschöpft! Reglos stand er und ließ das schnellende Blut in den Ohren lärmenden Sang singen. Wohlig war's, einmal nicht denken zu müssen, einmal müde und ohne Gedanken, schwach sein zu dürfen. Näher summte eine Fliege, Stroh raschelte, ruhig fraß der Braune, daß Schiller die gleichmäßige Muskeltätigkeit wie einen beruhigenden Rhythmus empfand, der ihn führte.

So war er zu Bauerbach verborgen gestanden, als es ans Reisen ging, weil die Wolzogen ihm die Hand ihrer Tochter verweigerte. Er lächelte traurig. Was sich der Mensch für Mühen machte, bis er die Ruhe fand! Die treue Freundin lag in der Bauerbacher Kirche und ruhte, unter dem gemeißelten Wappenstein,

vom Brustübel und all dem andern aus — es gab Schiller einen Stich durch die Lunge, daß er dem aufschnaubenden Gaul die Finger in die Mähne riß. Offenen Mundes und entsetzten Auges hielt er den Atem an, bis ihm schwindelte; langsam und ängstevoll versuchte er sodann wieder zu atmen: es ging! Wenn auch nicht ohne Schmerz! Die Todesangst der letzten Wochen, die Ahnung des Wahnsinns, des Zusammenbruchs, überkam ihn wieder mit vollster Gewalt.

Ohnmacht und Unentschiedenheit ertrug er nicht: verrecken oder siegen! Trotzig und tollkühn zog er den Atem, mit aller Kraft: Entscheide dich, Natur, unabänderlich ist meine Forderung an dich! Ein leichter Schmerz war in der Brust geblieben: den anerkannte er nicht! Er war durchs Stubenhocken ein Hypochonder geworden; Freund Körner hatte recht! Höchste Zeit wurde es, daß er sich wieder in den Optimismus schraubte. Optimismus! Optimismus! Saß erst der Dalberg, zu Erfurt, auf dem kurfürstlichen Stuhl, so gab's gute Aspekte. Viertausend Gulden wollte der ihm jährlich zahlen, aus reiner Verehrung! Wie hatte doch der junge Däne, der ihn da letzthin mit Wielands Schwiegersohn in Jena besuchte, von seiner Muse gesprochen? Mit Ausdrücken der höchsten Verehrung! Weg mit dem Gedanken, daß dies nicht aufrichtig gewesen! — Herr von Goethe

kannte wohl nicht solche Stimmungen des Mißtrauens mit sich und seiner Kraft, dem war es nie zweifelhaft, daß er da nur wäre, um bewundert zu werden? Aus dem Geldbesitz floß eben Ruhe, Sicherheit und Überlegenheit. Wie der überhebliche Geheimrat nur drein sah! Rätselhaft. In Goethes Augen lag sein Werk. Diese großen Augen, die schon im feierlichen Flur seines niederdrückenden Hauses den Eintretenden anzustarren schienen, diese zwingenden, brutalisierenden, scheuen Augen, die stets ein Schuldbewußtsein auslösten, die wie ewige Vorwürfe waren! . . . Schiller knirschte die Zähne aufeinander: War er glücklich wieder da: beim Denken über diesen Hochmütigen, Verabscheuungswerten? — Nicht einmal zum Sitzen hatte ihn Goethe genötigt, als er sich für das „Wohlwollen“, seiner Ernennung wegen, hatte submissest bedanken müssen. „Wer lehrt, der lernt,“ hatte er, starr lächelnd, gesagt! In diesen großen, runden, zurückweisenden Augen war etwas, das sich nicht mit gehässigen Worten oder mit Kritiken abtun ließ, etwas, das ihn aus seiner Bahn, aus aller Sicherheit, geworfen hatte. Die Welt, das Universum sah mahnend aus diesen gefaßten, undurchdringlich verschlossenen Augen! Wer widerlegte solches? Seit er in Goethes Nähe wandelte, lag der Glaube an sich, sein sieghaftes Stürmen, am Boden. Schiller sah jetzt die Weite des Weges.

Er wußte, warum sein „Wallenstein“ nicht Gestalt annahm! Goethe war der schmerzende Maßstab der absoluten Reife.

Schiller wischte den Schweiß von der Stirn, der Selbsterhaltungstrieb bot ihm die Hand: Was ging ihn eigentlich der überhebliche Geheimrat an? Er sollte sich hüten! Sie trafen sich noch einmal! Heftig stieß er die Stalltür auf und stieg, mit niedergehaltener, doch nicht besiegter Angst, vor sich selbst fliehend, um nicht weiter denken zu müssen, festen und harten Trittes die Eichenstufen hinan. Vom Kirchturm tutete der Wächter die Stunde.

„Guten Abend allseits,“ sprach Schiller, freundlich und gemessen, als er in die erleuchtete und erwärmte Stube trat, „es wird allgemach Zeit, liebe Lotte!“ Gelassen und liebevoll nickend, erhob sich die junge Frau. Schiller wandte sich und sagte mit vornehm-abwartender Kopfneigung zur kleinen Oberstallmeisterin, die sich freundlich im Sessel wandte: „Sie sind also so gütig, meine Maus für diese Woche noch zu beherbergen? Es wird ihr gut tun, in einer Art Elternhaus noch zu pausieren; Sie wissen sich meines herzinnigsten Dankes sicher, verehrte Freundin?“

„Soweit Sie, lieber Hofrat, ein altes Frauenzimmer ersetzen kann, will ich's gern unternehmen.“ Der Stein noch immer zarte, sehnsüchtige Profillinie, die aus grau-blonden Locken nieder-

stieg, lächelte. „Ich fürchte aber, das Lollochen wird mir, mitten in meinen Bestrebungen, nach Jena abfahren, weil ich eben doch am Ende nicht fähig sein dürfte, den Herrn Gemahl zur Gänze zu remplazieren!“ Kokett schloß sie, mit einem spitzbübisch-traurigen Seufzer: „Die Schöpfung hat uns im nettesten leider auf den Mann verwiesen.“

„Schiller,“ sagte Lottes ruhige, sichere Stimme aus der Zimmerecke, in der sie seinen Mantelsack packte, „du mußt unserer Jungfer sagen, daß sie dir, früh und abends, je ein Glas Milch zum Bett stellt. Bitte, ja?“ Die blauen Kinderaugen bettelten bezwingend lieb. Lautlos glitt sie heran, ihre schmale, weiße Hand fuhr liebkosend, in langsamer Bewegung, über seine eingefallene Schläfe. „Du mußt auf dich sehen!“ Ihr kleiner Mund zog einen Schmollwinkel, vielsagend und mütterlich lächelten ihre reinen Augen; das hieß: weiter sag' ich dir nichts, weil ich gut weiß, wie sehr dir diese Hausfrauenfragen und -sorgen verhaßt sind, aber nicht wahr, zuviel arbeitest du mir nicht? „Ich soll also wirklich dableiben?“ fragte sie mit der letzten Hoffnung, mitgenommen zu werden, „du brauchst mich nicht?“

„Es ist mir lieber!“ Seine Stimme war heiser und, weil er die Liebkosung für seine Pflicht hielt, streichelte er ihr, schnell und verstohlen vor der Steinin, die gerade mit ihrem unfolgsamen

Hündchen eine kleine und spitze Auseinandersetzung hatte, die kühle Stirn. Lotte neigte sich und preßte ihre Lippen auf Schillers widerstrebende Hand. Dann wandte sie sich hastig, wie in Scham über das Eingeständnis ihrer Liebe, und band entschlossen und energisch den Reisesack zusammen, eine tiefe Röte stand auf ihren Mädchenwangen. Frau von Stein schellte um den Kaffee und um die Weihnachtsbäckerei, soweit diese nicht schon in Schillers Reisesack war.

„Schließ' Sie auch die Fensterladen gegen rückwärts; der Wind fährt an!" befahl die Stein, steif im Sessel sitzend, der Hausmamsell, die verstohlen lächelte. Die Fenster sahen zu Goethes Gartenhaus, in dem jetzt jeden Abend Licht war! In früheren Jahren hatte die gnädige Frau oft die halbe Nacht vor diesen „zugigen" Fenstern geweilt! „Und wecke Sie die Frau von Beulwitz im Fremdenzimmer!"

„Das besorge ich," sprach Schiller lebhaft, „ich werde die schwägerliche Bequemlichkeit schnell aus den Federn kriegen." Mit mächtigen Schritten ging er, gebückt, durch die niedere Tür.

„Dann lasse Sie den Schlitten nach Erfurt anspannen und sehe Sie, daß man das Pferd für den Herrn Hofrat parat halte!" Ärgerlich und mißbilligend sah die Stein zur Tapetentür; der Blick ihrer großen, hellen Augen flog zur schlan-

ken jungen Frau. Als die Jungfer verschwunden war, sagte sie: „Er könnte sich doch jetzt endlich richtig zur Line stellen; ich meine, er hat Ihnen genug Harm in der Brautzeit bereitet!" Die Freundin der Frau von Kalb gab dem Zwergspitz, der auch zur taktlosen, gierigen Männergilde gehörte, einen flinkfingrigen Nasenklaps. Hurtig glitt Frau Schillers Mädchengestalt durchs Zimmer. Sich niederbeugend, legte sie der alternden Frau den Arm um die schmächtige Hüfte und schmiegte ihre flaumige Wange an das Antlitz der Frau von Stein.

„Warum soll er sie denn nicht lieb haben?" fragte sie freundlich, mit der großzügigen Sicherheit der Jugend, „er hat alle Menschen lieb, wenn er fröhlich ist oder besser: er muß alle Menschen lieb haben dürfen, damit er fröhlich sein kann. Hinter dem Ofen gedeiht er nicht."

Frau von Stein hielt den Hals scharf und mißtrauisch zurückgebogen. „Küßt er sie noch?" fragte sie streng. Die junge Frau erhob sich und warf den Kopf nach vorn.

„Er hat mich sehr lieb," sagte sie bestimmt, „und seinen ‚Menschenfeind' hat er nicht weitergeschrieben, seit ich seine Frau bin — ob er die Line küßt oder nicht, ist mir gleichgültig, da ich seines Herzens sicher bin!"

„Was heißt: seines Herzens sicher sein, wenn er auch mit andern ist wie mit Ihnen?"

„Mich hat er immer geliebt,“ sagte Lotte Schiller mit größerer Sicherheit, als sie besaß, „an Line gefällt ihm bloß das Gesprächstemperament, weil sie gebildeter ist, er hat auch drum mehr von ihr, wenn er zu ihr von seinen Plänen spricht! Soll ich ihn quälen, weil er, wenn er den Kopf voll Arbeit trägt, uns manchmal verwechselt? Ihm ist hiernieden alles verschwommen, weil ihn seine Gedanken stets in die Höhe führen; das müssen Sie bedenken, liebe Freundin.“

„Ach, Kindchen, Sie sind auch schon von den neumodischen Ansichten angestochen; wie weit sind denn die in Paris damit gekommen? Heh? Weil die Line, mit ihren Verliebtheiten, noch immer nicht vor Anker gehen will! Das ist's! Soll sie, in Gottes Namen, den Wolzogen heiraten, damit die arme Seele endlich Ruhe hat, dem Beulwitz wär' nur zu gratulieren, wenn er sie ankriegte; aber den Schiller soll sie Ihnen in Ruhe lassen, das gehört sich!“ Sie schwieg und kontrollierte, zitternd überprüfend, die Richtigkeit ihrer Grundsätze. Waren die nicht richtig, so hatte sie ihres einsamen Lebens göttliche Freude engherzig verscherzt! „Mir hat der arme Goethe“, sagte sie erregt, „nie mit seinen Verliebtheiten kommen dürfen, und er war n i c h t verheiratet, noch dazu mit einer Schwester von mir! Das ‚Du‘ hab' ich ihm auch nur erlaubt, weil damals die latei=

nische Sitte des Duzens aufrichtig aus seiner damals treuen Seele kam; das hab' ich auch dem Herder gesagt, als seine Frau ihr ungewaschenes Schandmaul rundum laufen ließ; hätt ich ihm anders mein Kind geliehen?“ Sie schwieg und sah mißtrauisch zur Tür: Schiller trat ein, versonnen-lächelnd, vor sich hinsummend. Er gab seiner „kleinen Frau“ einen derben, liebkosenden Backenstreich und sagte aufgeräumt:

„Also die Line wird gleich da sein!“ Wohlig streckte er die Arme. „Hat man euch, Frauenzimmers, in Körpernähe, so ist einem doch gleich, als wär' man ein andrer!“ Frau von Stein stand nachdrücklich hüstelnd auf und trippelte ärgerlich mit ihrer Kindergestalt ins Nebenzimmer; er hatte schon wieder in der Mehrzahl zu seiner Frau gesprochen: euch, Frauenzimmers! Schiller zog mißtrauisch die Brauen zusammen; prüfend maß er seine Lotte, die den Blick ruhig und rein zurückgab; nebenan rief die Stein sehr energisch:

„Lollochen, ich bitte Sie für einen Augenblick! Der Schiller soll aber draußen bleiben!“

„Wie war der Herr Beck?“ fragte Lotte hastig, schon zum Abgehen gewandt.

„Er ist ein Schauspieler!“ Schiller trat zum Fenster und hörte, niedersehend, daß sie die Tür hinter sich schlösse. Noch immer schneite es. Dunkle Weiße lag überall. Ein Lichtschein baute sich über die schmale Gasse: Beim Nachbar

Musäus brannte der Christbaum noch einmal seinen Glanz aus, ehe er in den Ofen wanderte. Das Lohnpferd wurde unten herumgeführt; Schiller sah die Huftapper im Schnee; nun kam es selbst zum Vorschein. Unrast durchfuhr ihn. Es wurde Zeit! Seine Nüstern blähten sich; alles wurde Angriff an seiner großen, eckigen Gestalt. Die Schwägerin trat ein; benommenen Kopfes wandte er sich. Als er die kleine, üppige Schönheit sah, mit den verschlafenen Augen, die ihn wehmütig-hoffend abwehrten und riefen, schlang er, in einer Art Sehnsucht nach Wärme und Betäubung, den Arm um sie und spöttelte: „Träumst du immer vom Erfurter ‚Goldkind', das dich nicht heiraten darf?"

Vorwurfsvoll griff sie nach ihrem Kräuselschopf. „Hat mein Schiller nicht tiefere Worte für mich?" Sie lächelte, glücklich, ihn so nah zu haben. „Ich träumte von unsern Berliner Freunden und sah Humboldt, zusamt seiner Frau, im Schlaf."

„Im Nachthemd?"

„Schiller!?" Sie ergriff stürmisch seine Hand; ihre Augen bettelten unsicher um eine klare Äußerung seines Denkens. Als sein Antlitz verschlossen blieb und er die Hände von ihr nahm, fragte sie: „Meinst du, es hätten Träume, über Freunde getan, etwas zu bedeuten?"

„Ich weiß bloß, daß sich reine Freundschaft,

auch abwesend, viel sein kann. Es erweitert das Dasein, zu fühlen, daß in der Entfernung an einen gedacht wird." Sein Blick stach in ihre Seele.

Karolinens Augen leuchteten. „Weißt du," sagte sie hastig in ihrer schnell formulierenden Art, „Traum ist 'mir fessellose Phantasie und diese braucht nur, wie Aladins Wunderlampe, gescheuert zu werden, damit sie die reichsten Schätze vor uns ausschütte." Lotte lachte herzhaft die sorgenvolle Freundin aus. „Das Feuer brennt am besten und sichersten, wenn man nicht immer drinnen herumstochert und hineinbläst. Er hat ohnehin zuviel Unrast," schloß Lotte, „soll ich ihm, durch Eifersucht, noch mehr Unruhe geben?" Sie stockte und blickte nervös zur Tür: Lachen hallte von nebenan.

„Mon enfant," sagte die Stein, „Sie sind ein Schaf, aber ein liebes; Männer kennen keine Treue; der Schiller hätt' sie auch erst bei Ihnen gelernt!" Sie rief: „Zu Tisch, zu Tisch, Herr Hofrat!" und sagte leise, Lottes Zustimmung erwartend: „Meinen Josias lassen wir, mein' ich, in seinem Zimmer? Er betet den ganzen Tag!" Sie seufzte: „Glücklich der, der 'was drauf gibt. Er war schon vor seiner Kopfkrankheit fromm; ich könnt's nicht einmal mit ihr sein!" Sie ergriff die dampfende Kaffeekanne und schenkte energisch ein; Lotte strich ihrem Gatten liebevoll ein

Butterbrot und nickte der eintretenden Schwester freundlich zu:

„Ausgeschlafen?“

„Was sagst du zu Jean Pauls neuem Buch?“ fragte Karoline von Beulwitz, sich neben Schiller setzend, ihren Schwager, „es hat Phantasie und Herzensgüte; ich bin von ihm entzückt!“

Jäh verschwand Schillers gesellige Stimmung. „Ich lese keine neuen Bücher!“ Hastig trank er die heiße Flüssigkeit, mit den Gedanken nun völlig in der Brotarbeit, die jetzt wieder brutal für ihn anhub; sein Pensum lag, wollte er noch immer endlichen Sieg erhoffen, klar. Energisch wischte er den Mund und stand entschlossen auf. „Soll ich Ihrem Fritz etwas bestellen?“ fragte er die Stein, seine ganze Gestalt war verhaltene Ungeduld. Die verblühte Oberstallmeisterin griff sich an den verspielten Kopf, der stets in Muttergedanken etwas schwerfällig gewesen war.

„Du lieber Himmelvater,“ klagte sie, „ich hab' ihm richtig ein großes Paket schicken wollen, wie's mir Freund Knebel fürs andre Söhnchen einpackte, aber mein Hündchen und die Malerei, heut vormittag, ließen mich alles vergessen.“

„Ich werde ihm ausrichten, er möchte sich Ihre Gaben selber holen,“ sprach Schiller. „Gott befohlen und Dank für die Gastfreundschaft!“ Mit einem Ruck zog er den Kragenmantel über,

den ihm Frau Lotte fürsorglich entgegenhielt, mit der andern Hand ergriff er den Dreispitz. „Leb' wohl, Kleine!" Er neigte die Stirn und erwartete seiner Frau Abschiedszeremonieen. Lotte küßte ihn auf den Mund, und die Stein sah, mit pessimistischer Rührung, daß ihm ihre junge Freundin ein Kreuz auf die mächtige Stirn zeichnete.

„Wegen dem Klavierlehrer brauchst du dir keine Sorge zu machen," flüsterte Lotte, auf den Zehenspitzen, „dem hab' ich schon abgesagt und: halte dich brav! Gelt? Sieh, daß dir nichts zustößt! Liebster!"

„Nehmen Sie denn, Kindchen, wieder Klavierstunden?" fragte die Stein. Karoline, von der Hausmamsell emsig in ihren Fahrpelz gewickelt, gab die Antwort:

„Musik regt Schillers Arbeitseifer an!" Er machte sich heftig frei; sie sprachen ja von ihm, als sei er ein trainiertes Wunderroß! Unentschlossen stand er. Schwerer war ihm heute der Abschied als sonst! War er eine Memme geworden? Weg!

„Komm, Line," sagte er kurz, „sie sperren dir sonst das Erfurter Tor! Lotte, bleib' hier!" Sie verweigerte ihm durch eine Wendung die brennende Kerze, die er ihr abnehmen wollte, und schritt, den beiden voran, die Treppe nieder. Die Stein blieb oben auf dem Stiegenabsatz.

„Kindchen, nehmen Sie das Musselintuch fester,“ mahnte sie frierend.

Es war hart gefroren, kein Stern zeigte sich im Schwarz des Himmels. Karoline stieg in den Schlitten, verloren stand Schiller daneben. Sorgsam umwickelte Lotte die Schwester. „Grüß die chère mère recht lieb von mir,“ bat sie, „und alle andern!“ Die Schwestern küßten sich; Karoline bot Schiller die Hand.

„Auf Wiedersehen, mögest du den Lichtpfad weiter wandeln!“ Er fuhr, jäh aus der dumpfen Stimmung erwachend, grüßend zu Kopfe, Karolinens Hand erreichte er nimmer, weil schon der Kutscher die Peitsche bewegte: Im Nu, fast lautlos, entglitt das Fahrzeug, mit der einsamen Frau, durch die schmale Gasse nach links. Karolinens Augen waren tränennaß.

Schillers rechter Fuß stand im Bügel; er zögerte, die Kälte machte den unerklärlichen Schmerz in seiner Brust wieder lebendig. Er hatte Angst; mit einem Blick voll unerforschlichen Zagens sah er zur frierenden Lotte. Sie wurde aufmerksam; das durfte nicht sein! Er tat einen heftigen Sprung in den Sattel, daß das Pferd bockte. „Grüß die Stein und sei deines Lebens froh!“ Hart gebrauchte er, in den Sattel gedrückt, den Reitstock, als wehrte er sich gegen unsichtbare Feinde, die ihn umflogen. Der Gaul

schoß davon, mit unruhigem Galopp die Schützengrabenbrücke suchend, und verschwand.

„Was haben Sie, Kindchen," fragte die Stein besorgt, als Lotte langsam und schwerfüßig, mit hängendem Kopf, die Stufen heraufklomm. „Sie sind ja ganz bleich?"

„Ich meine, es ist ein Unglück unterwegs."
Im Sattel, steif und bewegungslos, nach vorn gesunken, zog Schiller in Jena ein. Das müdgehetzte Pferd stieß mit den schleppenden Beinen an die Katzenköpfe der elenden Pflasterung, daß die lange, schmale Gasse klang. Hier und da fiel kärglicher Lichtschein aus den kleinen Fenstern. Das Fieber umkrallte Schiller. Mechanisch lenkten die zuckenden Muskeln zum Eckhaus am Jenerplatz; sie hielten das Pferd an. „Kopf weg! Kopf! Kopf weg!" erklang der Warnruf, der ekle Inhalt eines Nachtgeschirres klatschte, den Gaul beschmutzend, nieder. Im hellen Fensterviereck wurden zwei Köpfe sichtbar. „Hoihoh, beim Pedellenhund! Das ist der Professor!" —

„Nachrichten aus Weimar!?" Die Stimmen fuhren ins Zimmer, gleich darauf mischte sich, auf der Treppe, der Lärm derb springender Füße mit Sporenklingen. Schiller schraubte sein verstörtes Antlitz in die Höhe; er riß kraftlos am Zügel, um das Pferd noch mehr der Haustür zu nähern; er fühlte, daß seine Kraft am Ende war. Mit letzter Anstrengung glitt er vom Sattel nieder.

Schwach sollte ihn niemand sehen! Zitternd, an das Pferd gelehnt, stand er, als sie, aus der Tür, die Stufen niederfuhren.

„A l'honneur; er hat die kleine Maman verloren!" schrie ein schlanker Bursch, mit flatterndem Haar, mit sprühenden Augen im Knabenantlitz. Skandalfreudig sah er seinen Lehrer an. „Sie müssen einen Spektakel traktieren, daß alle honorigen Purschenbäuche à Bonne gröhlen! Wissen Sie schon?!"

„Was, Hardenberg?" fragte Schiller mühsam, derweil ihm der herbeigelärmte Hausdiener den Zügel aus den starren Fingern zerrte. „Was gibt — es?" Taumelnd, fluchtartig, stieg er die Stufen zur Haustür hinan; Fritz von Stein, der ihn prüfend maß, stützte ihn.

„Was ist Ihnen?" fragte er besorgt.

„Der Gegenwind — auf der Chaussee!" Ein Schüttelfrost faßte Schiller, daß der junge Stein ins Stolpern kam.

„Faß an, Hardenberg!"

„Meinet ihr, ich hätt' — gezecht?" Schiller riß sich, durch eine jähe Drehung, los. Bei schlenkernden Armen stierten sie seine glänzenden, weitaufgerissenen Augen an. Er taumelte. Mit gewaltsamem Anlauf, unsicher abgleitend, sprang er die ausgetretene, finstere Holztreppe hinan, dem Scheine nach, der vom erhellten Arbeitszimmer, durch die offenstehende Tür, in den Flur fiel.

Auch der vertraute Raum gab ihm nicht neue Kraft: An die Kommode gelehnt, hielt er sich schweratmend aufrecht, mit wilden Blicken, wie ein umstelltes Tier, das den Tod vor sich sieht. „Wem — soll ich — einen — Spektakel — traktieren?“

„Der Hardenberg hat sich gaudiert!“ lenkte Fritz von Stein ab, „er kennt keine Grenzen, weil er das Weimarer Militär mit vertrieb, lassen Sie ihn! Wollen Sie heißen Tee haben?“

„Warum — Militär?“

„Dem Hufeland ist, auf kursächsische Beschwerde hin, die Vorlesung über die französische Konstitution eingestellt worden,“ sagte der Kammerjunker und zuckte resigniert die Achseln.

„Wir rottierten uns aber weidlich!“ schrie Hardenberg triumphierend, „die militärischen Kerls rannten wie Hasen!“ Schiller preßte die Hand auf die schmerzende Brust; gebrochen und leer versuchte er zu lächeln; kaum hielt er sich am Bücherregal aufrecht. „Warum soll er's nicht wissen!?“ begehrte Hardenberg gegen Stein auf, der, mit den Blicken, abwehrte, weiterzusprechen. Mit einer edlen, freien Bewegung der vornehmen Gestalt, die seinem wüsten Burschengebahren widersprach, trat Hardenberg vor. „Der hungrige Pedant Heinrich“, sprach er, mit Haltung, zu Schiller, der ihn leer ansah, „hat beim Buchhändler Ihr angeschlagenes Titelblatt v o m

Akademiediener abreißen lassen, kurzweg abreißen! Er hat dem Kollegium angezeigt, daß Sie sich, statt Professor der Philosophie, anmaßlich Professor der Geschichte nennten!" Wütend knallte Hardenberg, den die Wut neuerlich faßte, in Hockestellung, mit den Händen auf die ledernen Hosen, die in Kanonenstiefeln steckten. „Sollen wir ihm ein pereat schreien? Ich tu's auf jeden Fall!" Der Frost warf Schiller, daß die Zähne aufeinanderschlugen. Mit geballten Fäusten ging er, taumelnd, im Zickzack, mit drohenden Blicken jede Hilfe abwehrend, zur Schreibkommode, dort lagen Bücher, Korrekturen und Briefe: viel Arbeit. Er sank auf den Sessel, nahm die Reste seiner Kraft zusammen, zielte mit den zuckenden Fingern der Rechten, die krampfig den Kiel umschlossen, zum Tintenfaß, mit der Linken riß er einen Zettel vom Manuskriptstoß. Er schrieb mit flatternden Schriftzügen und wirren Buchstaben, die er vergebens in beruhigende Ordnung zu zwingen suchte: „Liebste Kleine Frau, mir geht Es ganz gut . . aber du fehlst mir, ängste dich nicht, weil die Krankheit ist nicht stark, aber wieder und komm. O komm! . ." Er sah, von einem teuflischen Fieberanfall der kranken Lunge gepeinigt, hilfesuchend um sich und stammelte, auf den Zettel weisend, zum erstenmal in seinem Leben eingestehende Angst in dem gespitzten Antlitz: „Nach Weimar, mit Schonung!"

Niedergehetzt ergab er sich, vom Sessel gleitend, der schweren Ohnmacht, in der ihn Lotte fand.

Reglos lag er, in die Kissen gesunken, in heftigster Fieberglut, von der Hauswirtin und den Studenten umstanden. Lotte schloß die Fensterladen, damit keine Zugluft eindränge, verbot dem todverlegenen Hardenberg das Pfeifenrauchen im Krankenzimmer und hörte gefaßt des Stadtphysikus' düsteren Bericht:

„Gegen die Entzündung der Lunge werd' ich mich mit Zugpflastern und Blutegeln wehren! Der Eiterherd liegt allerdings durch die üble Haltung des Brustkorbes beim Arbeiten, die langen Jahre her, bös! Das Fieber muß im Herrn Hofrat ausbrennen, das steckt seit langem in ihm: er hat zu sehr, im Tabaksqualm sitzend und zu gierig studierend, arg wider seine Gesundheit gesündigt. Zuviel Ehrgeiz schadet eben! Vertrauen wir Gott und wenn's schlechter werden sollte, Frau Hofrat, ich bin im Clubb!" Er stutzte, durch die ängstlichen Augen der jungen Frau aufmerksam gemacht: Offenen Mundes, mit Grausen, hörte er, daß abgerissene, seltsam beschwingte, röchelnde Singtöne, wie aus einer andern Welt, aus der offenen Tür des Krankenzimmers kamen:

„... Ich diene heiliger Magie — und weisen Weltenplanen, zum Ozeane — der — großen Harmonie, Hesperiens Gefilde — herbei den Erntekranz ..." und dann ein schäumender,

tobender Wutschrei, als hätte Schiller die verzweifelte Lage seines Wollens klar erkannt: „Ich will, ich will — du wirfst mich nicht, Sphinx der Gespenster!!“ Sie hielten ihn. Mit Händen und Füßen schlug er und Blut floß aus seinem Mund aufs zerfetzte Hemd.

Nachts schlug er die schwersten Schlachten. Die Schatten drückten. Trostlos krochen dann die Gedanken sorgenvoll und hoffnungsarm. Der Blick der jungen Frau klammerte sich, im Gebete flehend, ans todgezeichnete Antlitz ihres Gatten. Nasse Tücher umlagen die fiebergedörrte Gestalt. Leblos hing das gewellte Rothaar des Kranken von den durchsichtigen Schläfen des zurückgesunkenen Hauptes auf die Polster nieder. Das großgeschnittene Profil, umrahmt vom Weiß des Bettes, röchelte schwer.

Lotte Schiller schreckte zusammen: johlender Lärm kam von der Gasse. Hieber wetzten auf dem Pflaster. Sporen klangen; Gröhlen verriet die späte Heimkehr einiger Musensöhne. Fröstelnd erhob sie sich und ging vorsichtig, auf bloßen Strümpfen, durchs Zimmer. Sie zog die dünnen Fahnen der armseligen Vorhänge zu und ihre übermüdete, schwächliche Gestalt durchbebte jähe Angst, als das rostige Schlagwerk des Turmes gleichgültig die zweite Morgenstunde in die finstere Winternacht hinausklopfte. Ihr Kopf fuhr zum Kranken herum: störte ihn der Lärm?

Pfeifend, die Unregelmäßigkeit zum Gleichmaß formend, zog der schnelle Atem durch Schillers klaffenden Mund. So lag er seit Stunden. War das die Rettung oder das Ende? Sie spähte sehnlich, Trost suchend, durch die dunkle verwaiste Arbeitsstube, hinüber zum Lichtschein der angelehnten Tür, hinter der ihr „Zimmerherr" wohnte: Fritz von Stein. Goethes ehemaliger Schüler fühlte die Richtung ihrer Augen; er kam zum Vorschein. „Ist etwas? Soll ich zu Doktor Starke?"

„I ch geh' jetzt!" sprach Hardenbergs mühsam gebändigte Stimme, hinter dem Freund hervor, „ich sitz' seit Tagen unverbraucht auf der Lauer, wie ich dem Hofrat, andeutungsweise, die Liebe und Güte vergelten könnt', die er mir erwies!" Für jeden Fall erzwang er sich, heraustretend, volle Aktionsfreiheit. Auf den Zehen spähte er zum Krankenbett, trotzig, als wäre er entschlossen, mit dem Tod energisch anzubinden, wenn der den Mut fände, sich vor ihm zu zeigen.

„Es ist nichts," flüsterte Lotte, „ich danke recht sehr, ihr Herren — er schläft! Ich sah nur so herüber." Ihr heimliches Denken war: Wenn nur schon die Mutter da wäre!

„Komm!" sagte der Stein leise und zog energisch Hardenberg zurück, „wenn die Frau Professor etwas braucht, ruft sie uns." In dieser Stunde wagte keiner, die gleichaltrige Mädchen-

frau mit den burschikosen Anreden zu nennen, die der gemeinsame Mittagstisch geschaffen hatte. Die Tür sank wieder, bis auf die helle, ermutigende Spalte, zu.

„Ich werde ihm nie, niemals — dem da drüben! — anders danken können“, sprach Hardenberg sinnend, zuckenden Mundes, ergriffen vom erschütternden Anblick, den er gehabt hatte, zu seinem Freund, „für das, was er für mich, durch seine zur Reinheit befeuernde Persönlichkeit, getan hat, als daß ich versuche, mich ebenfalls zu läutern, soweit ich es vermag. Der Tod zeigt, was wertvoll ist.“ Er ließ sich in den eingesessenen Kanapeewinkel fallen und versank in reifendes Grübeln. Ein harter Zug trat in das weiche, verträumte Knabenantlitz des ungebärdigen Rechtshörers, der zum ersten Male des Daseins Tiefe ahnte. Der dort drüben lag wie ein gefällter Held, auf seinem Schilde! Er schloß die Augen: das erste Gedicht umstand ihn. Das Nachtlicht, das im Becken voll Wasser schwamm, knisterte. Im Ofen begannen Lottes zarte Finger behutsames Feuermachen; Schiller sollte nicht frieren. Als die Flämmchen zuckten und Gewähr versprechend sprangen, ging sie zum Bett. Mit gefalteten Händen sank sie, die hingebenden Blicke in des Kranken Antlitz, auf die müden Kniee; ihre Blicke weinten. „Schiller,“ zitterten die schmerzschmalen Lippen, „Du darfst mich nicht

verlassen; allein bin ich nichts." Müde, um eine Berührung, eine Liebkosung bettelnd, barg sie den Kopf auf seinem Kissen. Neue Unruhe kam in sie: Vielleicht war ihre Sehnsucht sündhaft, vielleicht wartete Gott auf ihr Gebet, ehe er Genesung sandte? Hastig hob sie das Antlitz und faltete die Hände. Mit den Augen sehnsüchtig ans Jenseits rührend, begann sie inbrünstig um Schillers Errettung zu flehen.

Das Talglicht zischte, die Flamme im Ofen hauchte, die Uhr tickte. Der Andächtigen Sehnsucht sah Himmelshallen, sie hob die bloßen Arme der Erlösung hoch entgegen, derweil das lange Nachtgewand, in weißen, getragenen Falten, von ihr floß. „Herr Gott, erhalt ihn mir, denn er ist gut und rein!" Verzückt lohte ihr Blick; sie hatte laut gesprochen, das Fieber in Schiller holte Atem; er entlief, dorthin, wohin des Engels Stimme rief. Verzehrender, erhörungsbanger Hoffnung voll, sah er, klar werdend, die rührende Erscheinung vor sich; er nahm sein Weib als Himmelsbote! Mit Leidenschaft umfaßten sie seine schwachen Arme, überglücklich schmiegte sie sich an ihn, dem nur die schwerste Not Liebkosungen entriß. Schwer sank sein Haupt auf ihre Schultern, die Kräfte verließen ihn neuerlich. Ihre Lippen bettelten ein uraltes Kinderflehen.

Wieder kam er an die Oberfläche der Bewußt-

losigkeit. Glücklich lächelte er, weil sein Kleinmut soviel Liebe zur Hilfe fand. Seine zitterigen Hände suchten auf ihren Wangen. Husten schütterte ihn. Ihr Tüchlein fing das eitrige Blut; sie drängte zart den armen Kopf in die Kissen zurück. Ihre Finger streichelten die knochige, gewölbte Stirn, die wie ein Wall ohne Besatzung aus dem Bettgelände ragte. Gedankenansätze quollen aus seinem Munde; zur sinnklaren Auswertung fehlte die Kraft. „Ein Werk der Dauer, Zufall ist Gott."

„Lieber, Guter, du wirst gesund!"

„Egoistisch ist die Vorempfindung des Glückes — der kommenden Geschlechter! Die Decken — schwarz und undurchdringlich ist des Lebens Ein- und Ausgang." Sein Blick wurde scharf und hell; er winkte sie näher, weil er zu schwach war, seine Worte weit zu schnellen. „Kränk' dich nicht, Lotte," stöhnte er traurig, „weil ich das Werk mehr lieben muß als dich. Gesamtheit gehet vor!"

„Du mußt so sein, wie es der Herr Gott will."

„Ein Narr ist, wer hastend die Verbesserung des Lebens — sucht." Stier sah er auf. „Ist's der, der sie nicht sucht?" Er bäumte auf und schoß den wühlenden Blick durchs Fenster, Weimar zu; er keuchte: „Nimm ab den Lorbeerkranz; er ziemt nur Kämpfern!" Die Finger krallten sich in ihrer Ohnmacht; er fiel zurück. Die kraftleere Hand, die sich baumelnd nicht zur Faust zu schlie-

ßen vermochte, schlug hilflos, hoffnungslos und hart, an das Seitenteil des Bettes.

Sie sah entsetzenvoll das Gemetzel seiner letzten Kräfte. In frommer, schutzbegehrender Einfalt faltete sie ihm die Hände auf der Brust, die im Fieber glühte. Vertrauend und voll Samaritergeist, betete sie die ewig wahren Lügen vor: „Vater unser, der du bist im Himmel."

Gierig, in Erinnerungsgefolgschaft, völlig ohne innern Beistand und ohne hoffenden Lichtschein, formte sein unterworfener Mund, trostlos falliert und mechanisch, die Worte: „Geheiliget werde dein Name." Die Zunge stockte, im niedern Zimmer irrte der Blick. „Bete," sagte er hohl, die schrecklichste Leere erkennend, „in mir klingt nichts! Es gibt nichts, nichts im Himmel und nichts auf Erden." Die Seele seines Menschentums wehrte sich: „Und doch," grübelnd und gemartert schraubte sich der wunde Kopf neuerlich zur Höhe; er wollte ja noch immer das Leben zwingen, „es muß etwas geben!" Verzweifelte Sehnsucht drang aus hohlen Augen. „Eine Tugend, wenn auch ohne Unsterblichkeit, eine Tugend!" Die Hände zuckten. „Anders stürbe der Menschheit Geist!" Angstevoll, um irgendeine Sicherheit bettelnd, starrte er das verzweifelte Weib an; alles entglitt ihm, wenn er nicht neuen Halt erfand. „Wofür hätte ich sonst gestritten, Narr bin ich keiner, wofür führt er sein Leben?" —

Mühselig richtete er sich ein weniges auf. Sein Fanatismus der letzten Ergründung entriß dem Fieber Gedankenfetzen: „Ich will nicht sterben! Hatt ich's so schön? Warum, warum will ich also nicht sterben? Ist Tod das Letzte, ist es Feigheit nur? Er schüttelte, krampfhaft widerstehend, heftig das Haupt, daß das ängstliche Haar schwankte. „Nein, nein, nicht Tod! Erst dann, wenn er das Ende alles Lebens, des letzten Handelns, bilden muß, als Schlußstein!" Starrsinnig, an den Rivalen auch im Fieber gebunden, stammelte er: „Nimm ab den Kranz, den — Kranz!! Ich liebte leidend mehr; ich opferte mein Glücksgefühl der Menge!" Tief staken seine Augen in den Höhlen, weit war die Sonne und neue schwarze Nacht kam. Er sank zurück. Wie ein Stern funkelte das Sätzlein im Raum: die Tugend ohne Unsterblichkeit. Lotte Schiller hatte Angst; sie sehnte die Mutter herbei. — — — Der Sukkurs kam, sobald er konnte. Würdig, mit der starren Seide raschelnd, stieg die Frau Landjäger- und Oberhofmeisterin von Lengefeld die Stufen zum erkrankten Hofrat hinan. Ängstlich hielt die magere Dame das schlanke Geldbeutelchen fest, das sie ihrem Kinde, für alle Fälle, mitgebracht hatte, weil der Zuschuß, den sie monatlich gewähren konnte, zu knapp wurde, wenn der Schiller länger rekonvaleszent oder gar malade blieb. Unruhig spähte sie umher; sie hatte mit Schrecken,

von der Gasse aus, bemerkt, daß die Fenster der Schlafstube, am hellichten Tage, verhängt wären. „Klopf Er an und warte Er im Korridor!" befahl sie dem Lakaien, der von der Rudolstädter Hofkarosse, die sie gebracht hatte, herausgeeilt war.

„Wie geht es, Kind?" war die atemlose Frage und: „Zerstör' mir nicht die Frisur!" war die angstvolle Mahnung, die sie eilig an den innigen Begrüßungskuß ihres Kindes hing.,

Glücklich, wie vorm Schicksal nun gesichert, stand die junge Frau. „Du bist lieb!" sagte sie freudig und ihr Blick umfaßte dankbar die Mutter, „er hat heute keine Ohnmacht gehabt, als wir ihn umlegten."

„Du siehst schlecht aus, liebste Lolo," sprach Frau von Lengefeld würdig und griff nach ihrem Lorgnon, „du mußt dich schonen. Warum verständigtest du mich so spät und sag' mir: w e r legte den Schiller mit dir um? Du sprachst davon, daß dir jemand dabei behilflich gewesen wäre!" Ihre Augen zwinkerten unsicher und besorgt.

„Der junge Stein tut mir den Gefallen, mit Hand anzulegen; er hilft mir, mit anderen Herren Studenten, Tag und Nacht." Lotte konnte dem revolutionären Gedanken, der in ihr entstand, daß jetzt nicht der geeignete Augenblick wäre, über ihr „schlechtes Aussehen" zu lamentieren, nicht unrecht geben; sie fühlte, daß sie an Schillers

Seite weiter gekommen war und eigentlich die Mutter nicht brauchte.

„Es erscheint mir, nach allen Anstandsregeln, die ich kenne, mehr als unpassend,“ verwies die frühgealterte Dame, mit einem leisen Schamgefühl die ausgetretene Gewohnheitschaussee ihrer Erziehung wandelnd, „daß meine Tochter mit Studenten ihren kranken Mann, der doch sicherlich nicht in großer Toilette zu sein vermag, von einem Bette ins andere hübe.“ Unsicher stockte sie, denn sie erinnerte sich des Prinzipes des von ihrem allzu früh verschiedenen Gatten hochverehrten „Großen Fritz“ zu Berlin: jeden auf seine Fasson selig werden zu lassen.

„Willst du ihn sehen, Mama?“

„Ich? Ihn?“ Frau von Lengefeld hielt erregt beide Fäuste auf die Brust gepreßt und trat einen Schritt zurück. „Wo er im Bette liegt?!“ Sie schüttelte heftigst den Kopf. „Nein, mein Kind, nein, mein Kind, das heißt: es wäre ihm sicherlich auch penibel, mich so in der Reisekleidung erblicken zu müssen und außerdem, ich muß sagen ...“ Nun hatte sie endlich eine stichhaltige Ausrede, der sich die Lotte sicherlich fügte: „Ich trüge ihm zuviel Winterkälte ins Krankenzimmer mit meiner Robe! Nein, nein, das getraue ich mich nicht!“ Sie nahm aus Liebe und zur Entschuldigung für ihre feige Lächerlichkeit, gegen die sie nun einmal nicht ankonnte, die Hand ihres

Kindes und tätschelte sie kosend. „Ich bin nur rasch aus Rudolstadt herüberechappiert, um dich zu sehen und um dem Herrn Medikus — ihr habt doch einen verläßlichen? — zu sagen, daß der Herr Erbprinz großen Wert drauflegt, daß mein Herr Schwiegersohn gesunde! Du hast eine Bibel im Haus?"

„Ja, ja, Mama, freilich." Die Lotte sah die verlegene Mutter, die noch immer das Geldbeutelchen krampfhaft versteckt hielt, betreten an. „Willst du dich nicht setzen, Mama?"

„Ja, mein Kind, wirklich, das kann ich tun!" Nun saß sie und der gereifte Rock stand bauschend auf beiden Seiten vom Sessel ab. Trotz aller Würde war Frau von Lengefeld ein altes Kind.

„Was hörst du von der Line, Mama?"

„Ihr Mann, der gute Beulwitz, weiß von ihr nichts und mir schreibt sie auch nicht." Die Frau Oberhofmeisterin schüttelte sorgenvoll und vorsichtig den tadellos gepuderten Kopf. „Denke nur, Lolo, jetzt ist sie gar mit einer Jüdin aus Berlin auf ‚Du und Du', die sie noch dazu nur korrespondierend kennt! Ach, du lieber Himmel, wohin führt das alles?"

„Die Line wird immer suchen; sie verlanget vom Leben nicht Vorhandenes."

„Ich bin zu gut mit euch gewesen, das ist's! Die Prinzessinnen tanzen mir ja auch schon auf

dem Kopf herum.“ Die Frau Oberhofmeisterin seufzte, hauptsächlich deshalb, weil sie noch immer nicht wußte, wie sie, bei ihrer übergroßen Delikatesse in Geldsachen, ihr Geschenk anbringen sollte. „Du bist nicht Hofdame geworden und die Line ist erst seit der Schweiz, die ich also unnötigerweise, um euch im Französischen zu perfektionieren, bereiste, so desorientierten Denkens! A propos, übst du überhaupt noch die Kultursprache?“

Lotte Schiller stand auf und strich die Schürze glatt; ihre Stimme schwankte ein wenig. „Wenn der Schiller wieder gesund ist, will ich den ganzen Tag singen, Seifenkugeln blasen und französisch plappern, aber jetzt laß mir meinen Kopf frei von unnötigen Sorgen.“

„Ja, ja, Kind, so ist's recht!“ lächelte die Mutter, froh, endlich eine feste Direktion zu fühlen, darnach sie sich richten konnte, „vergiß nicht, dem Schiller ölgetränkte Leinwand auf die Brust legen zu lassen; das löst den Schleim und lindert die Expektoration.“

„Der Hardenberg holt jede Frühe frischabgeschnittene Tannenzweige; die stelle ich Schillern ins Zimmer.“

Frau von Lengefelds Lorgnon musterte überlegen die Wohnung der Frau Schiller. „Ihr wohnet zu eng und düster,“ sagte sie von oben und vergaß völlig, daß diese vorwurfsvolle Kon=

statierung unter den gegebenen Verhältnissen zwecklos wäre. Sie sah erstaunt zur Tür: eine Magd trat, ohne angeklopft zu haben! mit einem Besen und einem nassen Fetzen in der Hand, ein. „Was will sie, Lolo?“ fragte Frau von Lengefeld scheu und alteriert die Tochter, „jetzt kann sie nicht fegen, wo ich in der Stube bin!“ Sie stand auf und retirierte.

Lotte Schiller schürzte entschlossen, vor der vornehmen Mama, den Rock; sie band ein Tuch über ihr offenes Haar und legte, sehr akkurat, den nassen Fetzen auf die Borsten des Besens. „Exküsiere mich,“ sagte sie dann, ganz Geschäft, „ich muß das Krankenzimmer vom Staub rein machen, ich bin bald fertig damit! Geh inzwischen in die große Stube, Mama, dort liegt, auf seinem Schreibtisch, aber bitte, bring' nichts in Unordnung! ganz oben, eine Rezension Herrn Wielands über das Geschichtsstück.“

„So, so? Ja, ja! Gewiß!“ Die Frau Oberjägermeisterwitwe faßte den Arm der Vielbeschäftigten; endlich fiel ihr ein, was sie schon seit ihrer Ankunft sagen wollte: „Die Line hat in der Laroche, ‚Zeitschrift für Deutschlands Töchter‘, Erinnerungen eurer Schweizer Reise veröffentlicht,“ sie machte verzweifelte blaue Augen, „sie schriftstellert also auch!“

Lotte Schiller nahm den Besen schlachtfertig und legte vorsichtig die Hand auf die Klinke von

Schillers Krankenzimmer. „Sie ist arm," sagte sie leise und ihr schlanker Zeigefinger warnte auf den Lippen. Vorsichtig öffnete sie sodann die Tür; sie erschrak, als sie die Mutter mit einem Male dicht hinter sich fühlte.

„Laß ihn doch sehen!" sprach Frau von Lengefeld, neugierig und hastig, das mutige Gesicht, gerötet vom heldenhaften Entschluß, dessen Durchführung sich nicht lohnte: Die Türspalte zeigte ihr ein wachsgelbes, regloses Antlitz, das sie ängstlich zusammenfahren ließ. Das barmherzige Mutterherz in Frau von Lengefeld sagte würgend: „Gib ihm jedenfalls einen Kuß von mir!" Ernst nickte Lotte Schiller, sie schwang ihre zarte Figur geräuschlos ins Zimmer und schloß sorgsam die Tür hinter sich. Kopfschüttelnd und sorgenvoll stand Frau von Lengefeld; dann fiel ihr etwas Entscheidendes ein:

Sie lief zum Schlafrock ihrer Tochter, den sie jetzt erst, über einem Sessel hängend, bemerkt hatte. Mit glücklichem Lächeln versenkte sie sorgsam das Beutelchen, das ihre Monatsgage zusamt einem Vorschuß enthielt, in die Tasche des Kleidungsstückes. Hier m u ß t e die Lotte es finden! Dann sinnierte sie noch ein wenig, kunterbunt, wie's der Augenblick eingab und wie's ihre Gewohnheit war: Ihr Kind war glücklich, darüber war kein Zweifel erlaubt! Der Herzog und Exzellenz von Goethe hatten es allerdings auf dem

Eise, dereinst im Schlitten, in eine bessere Zukunft gefahren, mit dem neumodischen Zeug, den Schlittschuhen, und jetzt kehrte Lotte selbst ihre Stuben aus? Jedoch: Hm!? Frau von Lengefelds Atem hob sich schwer und stockend aus der engen Brust; ihr kam eine ungeheuerliche Erkenntnis: Arme Adelige waren eigentlich wirklich nicht gar so weit vom gemeinen Volke entfernt! Sie hatte diese herabsetzende Konstatierung letzthin, mit Entrüstung, in einem französischen Blatte gelesen. Hm! Etwas Richtiges war vielleicht schon dran? Sie zog ihre Uhr; in einer Stunde mußte sie wieder abreisen, der Vorbereitungen für den morgigen Hofball wegen. Sie war auch ein Stück leibeigen? Wenn die Lotte nur glücklich war und der Schiller gesund wurde! Schließlich: der Goethe lebte mit einer Mamsell und der Herzog ehrte ihn doch, er war sogar Taufpate des unehelichen Kindes! Frau von Lengefeld setzte sich, nun fest entschlossen, die Daseinsrätsel nicht weiter lösen zu wollen, in den Kanapeewinkel und zog ihr Spiel kleiner Karten aus dem Strickbeutel, der sie nie verließ. Sie begann, mit gerunzelter, tiefernster Stirne, patience zu legen, bis die Lotte wieder herauskam. — —

Anteilnahme und Neugier trieben manchen sonst seltenen Gast über die Schwelle der Schillerschen Mietwohnung. Hastig verbarg dann Lotte Schiller ihres Mannes Gedichte, in denen sie,

glühender Verehrung voll, jede freie Minute ihrer Krankenpflegerinnenzeit las. Sie war so Schiller näher, als säße er gesund vor seinem Schreibtisch. „Ach Gott, das Fieber steigt und fällt, man weiß nicht, was noch werden mag," sagte sie, oder: „Mehr als liebenswert, Frau Kirchenrätin, daß Sie sich erkundigen." — „Die Nächte muß ich natürlich durchwachen, Herr Professor!" — „Ich habe heute den Schwiegereltern auf die Solitüde geschrieben, daß Sie, Herr Doktor Starke, hofften, meinen Mann durchzubringen — ich kenne nämlich den Herrn Hauptmann und seine Frau Gemahlin noch gar nicht persönlich! — war das so recht, Herr Hofrat?"

„Freilich, freilich, die ärztliche Kunst erleidet keine Niederlage als den Todesfall, und der ist unser aller Ende." Doktor Starke verneigte sich gravitätisch gegen den Hintergrund des Zimmers. „Guten Abend, Frau von Beulwitz." Karoline stand, in schnell zusammengeraffter Reisekleidung, atemlos und schreckerfüllt, in der Tür. „Lebt er?" Karoline behielt den entsetzten Mund offen, um gleich den Verzweiflungsschrei tun zu können.

„Freilich, freilich, Frau von Beulwitz!" lächelte mit großer Sicherheit Doktor Starke; sie wandte sich vorwurfsvoll zu Lotte: „Warum schriebst du mir nicht? Ich mußte es erst vom Dalberg erfahren!"

„Gott wird mir ihn lassen." Lotte öffnete, in

stiller Stetigkeit, den Fensterflügel, sie nahm den Krug mit dem zerhackten Eis, der zwischen den kalthaltenden Fensterscheiben stand, und sagte zum Arzte, der seine Instrumente verpackte: „Ich werde ihm den Umschlag auf die geschnittene Ader legen.“ Mit einer freundlichen Kopfwendung sprach sie: „Es ist lieb von dir, Schwester, daß du kamst!“ Sie verschwand im Krankenzimmer, Karoline von Beulwitz preßte die Hand aufs Herz; sie fühlte Schillers Nähe und zitterte; die angstvolle Hetzfahrt nach Jena war schrecklich gewesen! „Er lebt wirklich noch?“

„Jahah, reichlich ein halbes Weinglas voll Fieberblut hab' ich ihm gerad' vorhin wieder abgekeltert,“ sprach der medizinische Fleischhauer hochbefriedigt. „Tote geben kein Blut!“ Triumphierend hob er das röteerfüllte Glas gegen das Kerzenlicht, meditierend: „Auch das Erbrechen wird sich jetzt, da der Patient seit sechs Tagen keinen Bissen nahm, wohl oder übel entschließen müssen, aufzuhören.“ Mit Genugtuung schloß er seine Rede: „Die wilden Fieberphantasieen, mit den unnötigen Fragen um den Sinn des Lebens und Todes, wird er, aus Schwäche, ebenfalls bald bleiben lassen. Denn, nicht wahr, es führt auch zu nichts!?“ Schlau lächelte er durchs Fenster, dem dunkeln Firmamente zu, dem er sich herzlich überlegen fühlte; er legte den Schnepper zur Seite und verneigte sich chevaleresk. „Ich

meine, Frau von Beulwitz, Sie brachten uns Genesung!"

„Wird er wieder ganz gesund werden? So wie er früher war, daß er wieder an seinen Plänen arbeiten kann?"

„Die Krankheit, in der ich ihn übernahm, gnädigste Frau, wird, wenn Gott mir richtig assistiert, heilen, vorausgesetzt, daß er die Krisis übersteht! Ob ihm nichts dauernd anhaften wird; wer weiß das?" Langsam öffnete sich die Stubentür, die in den finstern Korridor führte, ein sichernder, pergamentener Kopf kam zum Vorschein; Professor Starke winkte erfreut, als derzeitiger Herr des Hauses: „Gottes Gruß, verehrter Herr Kollega, treten Sie nur immerzu näher; die Phantasieen und Paroxysmen im wackern Schiller sind eben von mir an die Kette gelegt! Willkommen, Kollega!" Hastig wischte er mit der Schürze die Finger rein und drückte dem zaghaft Eingetretenen, der, in seiner Steifigkeit, bewegungslos und verlegen vor Frau von Beulwitz stand, die er zu spät bemerkt hatte, sonst wäre er geflohen, die Hand. „Kennen Sie, aufzuwarten," fragte Starke besorgt, „gnädige Frau von Beulwitz, den Herrn Professor Reinhold, den tüchtigen Schwiegersohn des Herrn Hofrates und Poeten Wieland?"

„Ach!?"

Linkisch, den Blick am Boden, verneigte sich

der ehemalige Jesuit, den die Aufhebung seines Ordens befreit hatte, und der nun Kant predigte. „Ich hatte noch nicht die Auszeichnung, die Frau Hofrätin sprechend zu sehen," sagte er mit trockener Würde, „wir wollen dem Schicksal und seiner unergründlichen Endabsicht danken, daß es unserm gemeinsamen Freunde nicht übler geht." In jahrelanger Gewöhnung spähte er, mit dem gedrückten Blick des priveligierten Keuschen, der er nimmer sein mußte, heimlich in Karolinens Antlitz. Heiser fragte er: „Die Frau Hofrätin Schiller weilet wohl beim kranken Kollegen?"

„Jawohl," sprach Starke, dem hierbei die mächtige Erinnerung eines Vergessens kam, „ich muß auch noch einmal zur Hofrätin, um ihr die Weisung zu geben, daß er nach Mitternacht Wein kriegen muß!" Er rechnete an den Fingern. „Heute ist ein ungerader Tag nach dem Ausbruch der Krankheit, da ist also morgen die Krisis zu erwarten." Er verschwand im Krankenzimmer, dessen Tür Karolinens Blick sehnlich streifte.

Verlegen hüstelte der verlassene Reinhold; mit gesenktem Kopfe, den Hut in den großen, roten Händen drehend, sprach er leise, seine Flucht vorbereitend, vor sich hin, was an die Adresse der Dame ging: „Vielleicht hat die gnädige Frau von Beulwitz die große Güte, der verehrten Frau Schwester, der Frau Hofrätin, meine und meiner Frau beste Genesungswünsche, für Herrn Schiller,

ausrichten zu wollen.“ Der Blick kroch die Dielen entlang, die Hand tastete, rückzugsuchend, nach der Türschnalle. Mit Interesse sah Frau von Beulwitz den Schüchternen; sie hielt ihn mit der drängenden Frage fest:

„Sie sind Wielands Tochtermann?“ Ohne des unbeholfenen Philosophen Hilfeleistung länger zu erwarten, warf sie den Reisemantel von den runden Schultern. „Ich liebe den verehrenswerten Poeten Wieland.“

„Hier,“ sagte Reinhold hastig und die verdrossene Müdigkeit seines Wesens fiel von ihm, als er ein schmales Buch, das er dem Kranken mitgebracht hatte, in den Gesichtskreis der lebhaften Frau hob. „D a s ist das Manna: Kant! D a s ist ein Großer, auf den zu jeder Stunde Verlaß besteht!“ Scheu, ehrfürchtig berührten seine Lippen, wie einst die Hostie, den Schweinslederband. „In hundert Jahren wird er die Reputation von Jesus Christus haben!“ Der einsamen Frau Augen leuchteten auf. „Ich bringe das Genesungsmanna Schillern; geben Sie das Buch Ihrem Schwager, wenn er wieder hell ist,“ sagte er drängend, „damit er sich draus Mut und Kraft schöpfe, mitten aus seinem Unglück; ich weiß, daß man zutiefst aus dem Hoffen kann gefallen sein und daß Kant einen trotzdem erhöht!“ Ihre suchenden Blicke umschlangen sich; sie streckte gierig die Hände. „Geben Sie, geben Sie!“

Beide Türflügel wurden geöffnet, sie wichen verstummend zurück; die Kerze flackerte: Doktor Starke und Schillers Frau traten langsam, nach rückwärts schreitend, ins Zimmer. Wortlos, in tiefem Mitfühlen, umschlang Karoline die Schwester, deren abgehärmtes Antlitz ihr nun erst auffiel. Die große Liebe zu Schiller einte die Frauen. Karoline sah das blutleere Antlitz des Schwerkranken. Regungslos lag er, bis zum Halse versunken, auf seinem Schmerzenslager; aus dem Innersten des Leidenden stieß sich ein Stöhnen: Er keuchte die schwere Bahn hinan, zum Entscheidungskampf.

„Heute nacht ruhen Sie, Frau Hofrat,“ sagte Starke, „heute kann Ihre Frau Schwester wachen. M o r g e n erst ist der Krisentag, morgen — trotz Kollege Loder!“ Er schnupperte im Zimmer herum und fand: „Woher kommet der Tulpenstock in dieser Jahreszeit?“ fragte er neugierig.

„Die Frau Oberstallmeisterin aus Weimar schickte ihn.“ Lotte Schiller lächelte dankbar. „Es sind alle so gut!“ Sie drückte Professor Reinhold die Hand und wußte keine Phrase. Doktor Starke zog den pelzgefütterten Überrock an. „M o r g e n ist der Krisentag,“ betonte er streitsüchtig, „m o r g e n! Kompliment, meine Damen!“ Felsenfest in seiner Meinung ging er. Der Krisentag hielt es jedoch mit Kollege Loder.

Wenige Stunden nach Starkes Prophezeiung brach Schweiß aus, das Fieber sank. Heiß war Lottens Dankgebet. Die Schwestern lagen sich tränennaß in den Armen. „Wie glücklich darfst du jetzt sein," flüsterte mit bebendem Munde Karoline; der Schwester vorwurfsvoller Blick ließ sie verbessern: „Wir dürfen es beide sein; er gehört allen!" Gemeinsam sorgten sie. Im ersten Dämmerlicht des neuen Tages sprach er die Worte:

„Wie schön ist's, daß wir längerhin zusammenbleiben." Lächelnd schlief er in die stillen Tage scheinbarer Genesung; er erkannte die Güte des brutalen Schicksals: es rettete ihn vor sich selbst. Dankbar floh er aus dem Schiffbruch seiner Kräfte. Wohlig war das Gefühl, ohnmächtig schwach zu sein. Torheit und Wahnsinn war die vermeintliche Stärke! Es gab eben Ungerechtigkeiten und diese Ungerechtigkeiten galt es, mit Ruhe und Fassung, zu ertragen! Demütig zu ertragen! War es nicht schön, dem Augenblicke, bloß um des Lebens willen, zu leben? Zu leben für Hunger und Schlaf, für einen hellen Sonntag, ohne allzu drängende Todesnot? Er glaubte nimmer an Gott, aber er betete:

„Laß mich gesunden! Ich sehe endlich klar, laß mich nicht sterben! Einfach will ich werden und bescheiden; in die Tiefe will ich gehen, wie ich dereinst in die Weite schritt; ich sehe jetzt die geraden, wenigen Regeln, die das Dasein zu er-

füllen hat, laß mich ihnen noch folgen dürfen, laß mich beweisen, daß ich dich erkannte!"

Schön war die gnädige Sonne, wenn sie durch das Fenster, zu seinen ergebenen Händen, kam; schön war jeder Laut im Hause, von der Straße herauf, das Ticktack der Uhr, das Schlittenläuten, Körners Brief und jeder Bissen, den ihm Lotte, voll zitternder Freude, zutrug.

Mattstimmig diktierte Schiller den Brief an Karl August: Es war für die Enthebung von den öffentlichen Vorlesungen zu danken, zu denen er nicht mehr fähig war, für die Flaschen voll Madeirawein, die ihm der Herzog „zur Genesung und Bezechung der Gedankentrübe“ gesandt hatte. Von Exzellenz von Goethe lag keine Äußerung vor. Schiller strich, schnellmüde, die Stirn; er fühlte, mit Unwillen und beklemmender Angst, daß ihm, je mehr der Tod versank, die Erde und ihre kleinliche Sorgensaat wieder quälend näherrückten.

„Erzähl', Line;“ bat er die Schwägerin und wandte sich unruhig auf dem Sessel, „erzähle, was die Welt treibt. Irgend etwas! Ich bin unwissend wie einer, der wochenlang im Grabe lag.“ Sehnsüchtig, zerstreuungsbedürftig sah er sie erwartungsvoll an; die Gedanken des Brotsorgens und des beleidigten Stolzes drückten. „Erzähle, irgend etwas, gleichgültig: was!“

„Zu Paris sind ernste Zeiten: der König sitzt gefangen!“

„Als ich krank wurde, ließ er auf sein Volk schießen?“

„Heute mordet sein Volk den Adel, wo immer er sich blicken läßt.“

„Sie waren noch nicht am Grabesrand.“ Zaghaft schlug Schiller die Lider auf. „So ist Anarchie?“ forschte er bang.

„Revolution in Frankreich und Jubel in Deutschland: man sagt, auch der Herzog sei begeistert, Goethe ist dagegen!“ Flammen schlugen in Schillers hagere Wangen.

„Dagegen?“ sagte er heiser und aufbegehrend. „Gegen die Freiheit? Doch wohl nur gegen die Allzueifrigen, Blindwütigen?!“ Seine Füße schwankten; er fühlte, daß er diesen Fragen, die heiß an sein Innerstes pochten, die sein Innerstes waren, noch nicht wieder gewachsen wäre. Ein Schwindel überkam ihn.

„Die Herzogin Mutter fuhr nach Italien!“ Seine Hand wehrte ab. „Herder mit ihr!“ stammelte Karoline, die den Fehlgriff ihres guten Willens zu spät sah.

„Lies mir Kant vor,“ bat Schiller zitternd, und hörte dankbar vom Flur, wie seine Frau mit den Hausjungfern, um Aufbesserung des gemeinsamen Mittagstisches, debattierte; sie war, aus Liebe zu ihm, fast kühn gegen die alten Jungfern geworden, „dort, wo er sich, aus lieber Nachsicht, nicht völlig klar sein will: von der Unsterblichkeit!“ Er hielt sein Hirn krampfhaft angespannt, um die bösen Gedanken nicht wachsen zu lassen,

die immer mächtiger wurden. Die arme Lotte berechnete sicherlich mit Ängsten die kargen Mittel, die sie noch hatten. „Lies, lies!" befahl er, stürmisch das Denkasyl begehrend; die Knochenhand zerkrampfte die Decke, die ihm auf den Knieen lag. „Ich muß gedankliche Erhöhung haben; ich muß entfliehen!" Ein glückliches Lächeln milderte jäh den harten Ausdruck seines Gesichtes: schon las Karolinens ablenkende Stimme:

„... Die völlige Angemessenheit des Willens zum moralischen Gesetze ist Heiligkeit, eine Vollkommenheit, deren kein vernünftiges Wesen der Sinnenwelt, in keinem Zeitpunkte seines Daseins, fähig ist. Da sie indessen gleichwohl als praktisch notwendig gefordert wird, so kann sie nur in einem ins Unendliche gehenden Progressus zu jener völligen Angemessenheit angetroffen werden und es ist, nach Prinzipien der reinen praktischen Vernunft, notwendig, eine solche praktische Fortschreitung als das reale Objekt unseres Willens anzunehmen." Sie sah auf und sagte forschend und hoffend: „Das deutet doch recht glaubhaft auf Unsterblichkeit?"

„Lies weiter!"

Sie ließ das Buch gesenkt. „Jedes Volk und jede Zeit hatten den Glauben an ein Fortleben, Schiller; das spricht doch auch für die Realität der Erfüllung des Unsterblichkeitsglaubens?"

Abweisend hielt er die Augenlider gesenkt, um

nicht aus der prüfenden Konzentration zu fallen; er wiederholte schroff: „Lies!“

„. . . Dieser unendliche Progressus ist nur unter Voraussetzung einer ins Unendliche fortdauernden Existenz und Persönlichkeit desselben vernünftigen Wesens (welches man die Unsterblichkeit der Seele nennt) möglich. Also ist das höchste Gut nur unter der Voraussetzung der Unsterblichkeit der Seele möglich.“

„Halt!“ sprach Schiller und seine Augen strahlten mit klarer Sicherheit. „Dann könnte kein Mensch unsrer Zeit ein vollkommenes Kunstwerk schaffen! Man kann es aber! Die Unsterblichkeit ist bloß ein raffinierter Betrug, um den Menschen, bei den trostlosen Daseinserscheinungen, nicht in Verzweiflung fallen zu lassen; auch ich hätte, lange Jahre, nicht anders zu existieren vermocht. Dem Philosophen und dem Dichter, die sich in eisige Höhen denken, ziemen solche Wandersteckén nicht! Meinst du, Line, es sei denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele? Ebenso undenkbar ist, daß des Menschen Vortrefflichkeit erst der andern Welt zugehörte!“ Er stemmte sein Kinn trotzig in die Luft, um den aufkeimenden Zweifeln zu begegnen, daß es auf dieser Erde, tatsächlich, kein vollkommenes Kunstwerk gäbe. Allerdings: er kannte keines; Gottlob: er wollte es ja als Erster schaffen! Karoline sah, mit glücklichem

Mitleid, die alte, vielgeliebte Siegeszuversicht in seinem matten Blicke neu aufglühen.

„Du erregst dich, Lieber,“ sagte sie pflichtbewußt, „warum sprichst du immer von der ewig unbeantwortbaren Frage?“

„Weil die Tragödie nur der schafft, der das Leben, das ist das Todesproblem, in sich löst!“ Er lächelte schmerzlich-heiter. „Erregt es den Leuen, wenn er die Herde der Lämmer niederreißt? Ruhig werde ich erst sein, wenn ich alle Unruhe der Welt in mir weiß! Fühlst du nicht, wie mich die Erregung des tiefsten Elends glücklich schafft? Gab mir nicht mein Siechtum erst das Verständnis des Lebens?“ Er richtete sich hoch auf und sagte leidenschaftlich: „Wenn mich das Schicksal jetzt abberufen hätte, mir hätte der Nachruf der Welt bitter unrecht getan,“ er lächelte. „Nenntest du das auch Vernunft, die die Unsterblichkeit garantiert?!“ Unruhig hob er sich im Sessel. „Ich muß den Gang meines Geistes beschleunigen,“ sagte er, „sonst tauche ich dennoch, ohne die ermunternde Ahnung meiner Kräfte wahr gemacht zu haben, in Nichts!“

Karolinens Augen leuchteten. „Warum ist dir der Nachruf der Welt nicht gleichgültig, Schiller? Warum willst du alle Kräfte hiernieden beweisen?“

„Weil ich drüben dazu keine Gelegenheit haben werde!“

„Du suchest, Schiller, keine andre Erklärung für den unfaßbaren Trieb in dir nach Vollkommenheit?“

„Ich *sah* den Tod!“ wich er mit abweisenden Lippen zur Seite. Er wollte nicht aufs Jenseits vertröstet werden; mit aller Kraft griff wieder die irdische Sehnsucht nach ihm, auf Erden sein bleibend Werk zu tun, „dem wahren Menschen ist es gleichgültig, was mit ihm später wird! Fragt die Rose, ob sie der Sonne oder dem mordenden Wurm entgegenblüht? Sie blüht! Die Welt ist vollkommen, wie sie ist, weil sie ist!“

„Dann wäre das einzige: die Gegenwart, der Augenblick?“ mißverstand sie seine hartnäckige Verteidigung wider der Menschenseele Schwäche, sein Anklammern ans Daseinsrecht. Sie trennte sich scharf von ihm. „Das sagst *du*?“ Ihre vollen, sehnenden Lippen öffneten sich bang, entfesselt-feucht schimmerten die Augen und schwer hob sich die Brust. „Wenn nichts Bestand, Zweck, Wert oder Dauer hat, dann sind wir Toren, wenn wir uns hemmen.“

Liebkosend strich er die gepolsterten Armstützen seines Sessels; er sagte leise, auf fernen Gedankenwegen sinnend: „Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück.“

„Schiller,“ hauchte sie, „ich verlor bis heute mein Leben durch mein zur-Seite-treten, trotzdem ich das Erlösungslicht sah; ich meinte, Pflichten

zu haben, wegen ..." Sie verstummte und saß reglos, gelähmte Arme zur Seite hängend, starr und schuldbewußt, unter dem befehlenden Blick seiner beschwörend aufsehenden Augen. Unüberwindbaren Widerstand fühlte er in sich, in diesem Zusammenhang das Wort zu hören, das seine Frau bezeichnete.

„Siehst du," sprach er heiser sein augenblickliches Innenerlebnis mit ihr in bitteren Worten aus, „unablässig narrt das brutal wollende Ich die armen Sinne; es wäre anders ein zu mildes Leben!" Beschwichtigend fing er ihre Hand. „Es wäre anders zu hart," verbesserte er fest, „die Sinne stumpften in der Zügellosigkeit ihres unablässigen Gebrauches; die Moral unseres Ichs ist die raffinierteste Sinnendienerin! Sie ragt aus dem Kreise der Irdischkeit nur heraus, um die vollendete Irdischkeit der Schöpfung zu beweisen." — Selbstvergessen, tieferdringend, hing er den Kopf. „Und dennoch ist noch ein rätselhaftes Etwas in der Welt, das nicht aufgehet," sprach er tastend, „ich fühle es!" Er prüfte: „Die Tragödie ist die Aufzeigung der ewigen Weltmoral, der Unerbittlichkeit des Geschehens, und trotzdem, oder gerade deswegen, erhebt sie. Erleuchtet und beglückt verläßt der Hörer die Schaubühne, auf der das düstere Schicksal herrschte und —" triumphierend sah er auf und verriet sein innerstes Sehnen: „er suchet dann

nicht zum Ausgleich den Sinnendienst der Irdischkeit; er ist ihm für Stunden gnädig erlassen! Die Lust an der Tragödie weiset auf mehr, als wir sehend erfassen!" Beglückt erschaudernd sah er auf. „Line! Du könntest recht haben! — Wir können höher und: weil wir können, müssen wir auch hiernieden frei zu werden vermögen!" Weit, in seliger Verzückung, breitete er die abgezehrten Arme im durchlöcherten Rock. Verklärt sah er zu des Koadjutors dilettantischem Pinselwerk, zum Hochzeitsgeschenk über den Ehebetten. Für einen Augenblick wandelte sich ihm das Bild, auf dem geschmacklos ein Hymen die Initialen der Ehegattennamen in die Rinde eines Baumes grub, zum Bild des irdischen Paradieses.

Karoline lag vor ihm auf den Knieen und küßte, in Freude und Schmerz bettelnd, seine Hände. „Darf ich bei euch bleiben," stammelte sie, schwer gedrückt von den Forderungen ihres Körpers, „in einer Geistesehe zu dritt? Du dachtest dereinst", mahnte sie, „an eine leibliche Ehe zu dritt!"

Schiller lächelte nachsichtig. „Stell' den Kurs des Fahrzeuges zu dir und nicht zu andern."

„Ich meine, Gott ist mein Zeuge! wirklich und wahrhaftig, Schiller, nur die geistige Ehe!"

Er preßte die Hand auf die schmerzende Brust und sagte, ihr Haar streichelnd, unentschlossen, ob, in seinem Plan, der Wallenstein aus eigner

Schwäche fiel oder ob ihn tatsächlich die Moral des Weltgebäudes zertrümmerte: „Der Gemütsoperationen, die man zur Größe braucht, sind nur wenige Menschen, und diese nur in glücklichsten Momenten fähig.“ — Frohsinn breitete sich über seine Stirn, trotzdem das Atmen, bei dem erregten Pulse, stach. „Köstlich ist es,“ sprach er, tief in seine Pläne versponnen, „das nun bewußt, in erstrittener Klarheit, zu erkennen, was ich unbewußt, in bloß ahnender Jugendzeit dereinst, schuf.“ Er sah auf, des hehren Irrtums voll, daß sein Interesse aller Welt Interesse sei; Karoline hing den Kopf; eine entsagungerpreßte Träne fiel auf seine zuckende Hand. Er sah ihre Irdischkeit und fühlte mit einem Male unerträglich den Schmerz seines Körpers, den ewig gleichen, spannenden Stich in der erkrankten Lunge. Ungeduld und Unrast überfielen ihn. Weg waren die Gestalten seiner Phantasie, vertrieben, arm und kalt starrte die weißgetünchte Stube nüchtern auf ihn nieder. „Ruf' die Lolo,“ befahl er, mit aufbegehrender Verzweiflung, weil er so schnell wieder zur Erde sank. „Die Lolo!!“ Flehentlich und suchend flackerte der Blick zum verwetzten roten Plüschsessel, um, durch den armseligen Anblick der grellen Farbe, ein wenig Freude in die Finsternis seiner Seele zu pressen. „Die Lolo!“

„Darf ich mit euch nach dem Karlsbad, wenn ihr die Reise tut?“

„Denk' nicht stets an dich!“ keuchte er unwillig, im Brustkrampf, der ihn jäh überfiel. Ungeduldig und verzweifelt stieß er die schweißnasse Hand in die Luft: Mit Karlsbad kam das Wort Eger in seinen Sinn und — Wallenstein!! „Meine Frau!“ Karoline zog den Glockenzug; sie befahl dem Hausmädchen:

„Wir lassen die Hofrätin bitten, möglichst gleich hereinzukommen.“

Wortstumm und ruckweise atmend, saß er, zusammengesunken, den Blick niederhängend, hart in die Niederung zurückgeworfen, an den knarrenden Sessel geklammert, geschüttelt vom Frösteln der Einsamkeit. Sie wagte kein Wort. Erst als Lotte küchenrot eintrat, man hatte ihr zugestanden, in der gemeinsamen Küche des Logierhauses, des Gatten sonderbereitetes Mahl zu kochen, sprach Karoline tonlos, mit bleichen Lippen: „Schiller will dich.“ Langsam ging sie, gefaßten Schrittes, hinüber in Steins Studentenzimmer, das jetzt zur Stunde der Vorlesungen leer stand; sie preßte den Kopf in die Federdecke, damit ihr Schluchzen erstickte.

„Liebster?“ lächelte Lotte Schiller zärtlich und küßte, Kind und Mutter in einem, seine gerunzelte Stirn. „Soll ich bei dir bleiben?“

Er hob den Blick, der starr und hoffnungslos trüb geworden war. Weh sah er die Schönheit ihrer schlanken Jugend. Langsam schwand, im

bettelnden Erhebungsflehen seiner Lebensschnsucht, der tödliche Ernst seiner Züge: Schönheit versöhnte. „Küss' mich," bat er; überglücklich umhalste sie ihn. „Dein stilles Weben und Regen macht mich ruhig," gestand er und fälschte wissentlich seinen Zustand: „Meine Hypochondrie schwindet bei dir."

„Wirklich? Bist du mit mir zufrieden?" Sie schmiegte sich dankbar und selig an ihn.

Seine zerschundenen, lebensneidischen Nerven empfanden, in ihrer Unverläßlichkeit, urplötzlich Lottes Lebenswärme als Bedrängnis, als Herausforderung. Er stieß ihre zarte Schulter von sich und tastete, von Atemnot gequält, nach ihrem Arm. „Ich will ins — Bett; ich fühle mich — nicht gut." Mühsam kam er in die Höhe, auf zitternden Knieen. Sie stützte ihn, unter der Wucht seiner mächtigen, kraftlosen Gestalt, dem Zusammenbrechen nahe. Schrittlein um Schrittlein gings zum seligmachenden Bett.

„Ist meinem Liebling jetzt wohl?" fragte sie, als er wieder ausgestreckt lag; sie streichelte seine kalte Hand. Müde, mit halbgeschlossenen Lidern, lächelte er ihr pflichtgemäß Dank zu. Sie bettelte: „Darf ich dich mit Klaviermusik zerstreuen?" Schon war sie halb zum Instrument gewendet. Befehlend zog er sie auf den Bettrand nieder; starraugig sah er ins düstere Zimmereck.

„Es muß alles bedacht werden," sagte er

langsam und drohend, „ich meine: die Nahrungsfrage.“ Mit: „Laß mich sprechen!“ zerschnitt er heftig ihren zaghaft geplanten Widerstand, der sich in einer ängstlichen Armbewegung kundtat. „Wenn ich jetzt tatsächlich, längere Zeit, nichts verdienen kann, so muß die letzte Ressource benützt werden.“

„Ach Gott,“ sagte sie tapfer und wurde vor Kühnheit bleich, „ich bin eine Meisterin im Sparen, und wenn mein Lieber wirklich länger schwach bliebe, was Gott verhüten wird, so kann ich noch länger weniger ausgeben, denn E r ist, von uns beiden, der Verschwender!“

Für diesen Augenblick haßte er sie. „Sobald ich kann,“ sprach er rauh und nüchtern-sachlich, „diktiere ich im ‚dreißigjährigen Kriege‘ weiter. Wenn ich auch still und untätig hier liege, mein Hirn sinnt weiter, verlaß dich drauf, es ist nicht faul; hab keine Angst.“ Er hustete und freute sich, in seiner überreizten Verbitterung, der wehen Lunge. Das ekle Leben zerschmiß ihn schnell und gründlich! Ängstlich hörte sie die rasselnde Anstrengung seiner Brust.

„Willst du ein Glas Selzer-Wasser?“

„Ist — welches — da?“ Schon lief die schleimlösende Flüssigkeit in den Becher.

„Die Stein hat einen neuen Korb gesandt!“ Er trank mit Gier und sprach gereizt, beharrlich im wohllüstigen Zerstörungsdrang, weiter:

„Zum Auditoriumslesen hab' ich nimmer die Stimme, aber beunruhige dich nicht: ich werde bei mir, in der großen Stube, Studenten zu einer Vorlesung über die Tragödie vereinigen; das trägt Inskriptionsgebühren. — Dem Herzog werde ich wegen einer geldlichen Aushilfe schreiben." Er stockte; sein abreißender Gedanke vollendete sich in ihrem Kopf: Goethe! Er sagte brutal: „Ich verbiete dir, dem mein Elend zu zeigen! Verstehst du?!"

Sie stammelte: „Ja," und ihre verlegene Angst setzte hinzu: „Sein Bub' war krank." Weil Schillers Antlitz reglos hart bei dieser Nachricht blieb, sagte sie: „Der Geheimrat hat optische Betrachtungen erscheinen lassen, über die alle Herren vom Kollegium sehr übel sprechen."

„Die Anmaßung der Schulfüchse versteht nichts!" Sie biß die Zähne in die blutleeren Lippen und war dem Weinen nahe; jetzt nahm er den inbrünstig Gehaßten wieder in Schutz? Sie kannte sich nimmer aus. Es war wohl besser, sie verschwieg Schiller, daß Goethe jetzt auch die Oberdirektorstelle des Weimarer Theaters übernommen hatte? Mutig schluckte sie die Bangigkeit hinunter und versuchte etwas Neues: „Soll ich dir aus der Zeitung vorlesen? Denk' nur, sie verweigerten seit Monaten, in Frankreich, dem Könige den Gruß!"

„Das ist deinem adeligen Kram schmerzlich?"

„Soll ich dir den Vergil weiterlesen?"

„Ich werde draus, ums Geld, übersetzen!" Er drehte sich zur Wand und befahl: „Spiel mir ein Stück Musik! Sonst werde ich verrückt!"

Mit Todesangst lief sie zum Klavier: Wenn ihr in der Küche das teure Hühnchen verbrannte, von dem er sie abberufen hatte? Nicht auszudenken! Eilig schlug sie die geschriebenen Noten auf, setzte sich und begann, mit unsichern Fingern, schülerhaft suchend, zu spielen. Er schloß die Augen und ließ die Töne über sich fließen. Wohlige Entspannung, die keine Müdigkeit war, breitete sich über ihn.

Als sie hastig umblätterte, in der Schnelligkeit zwei Seiten, fragte er leise und verträumt: „Von wem ist die Musik?"

„Von einem Bonner Landsmann Magister Fischenichs; er soll ein junger Musikus sein, den der Kurfürst nach Wien studieren sendet."

„Spiel weiter!" Nach einer Weile fragte Schiller weich: „Wie heißet der Musikus?"

„Ich hab's vergessen!" gestand sie verzweifelt, „adelig ist er!" sie erschrak. „Warte!" sie buchstabierte einen Namenszug am untern Ende des Notenpapiers: „Beet=ho=ven". Fragend, ob er den Komponisten kennte, sah sie ihn an.

„Wieviel unerkannte Schönheit behauset die Welt! Sie wird mich leicht verschmerzen!"

„Lieber!“ mahnte sie tonlos und ließ die Hand sinken, „bitte, rede nicht so häßlich!“

„Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns fügen,“ sprach er fest und ernst. „Spiele weiter und danke Fischenich für sein Geschenk. Wenn Hardenberg kommt, will ich seine Zeitungen kennen lernen!“ Sie nickte und begann neuerliche, emsige Tastenarbeit. Wenn sie danebengriff, war jetzt nur die schwere Denkerei schuld, ob sie wirklich die aufregenden Zeitungsberichte, über die Revolution, dem Kranken mitteilen sollte. Jedenfalls wollte sie Hardenberg erst fragen, ob das Schiller nicht gesundheitlich schaden könnte. — Sie vergaß jedoch alle Vorsätze, als der „Kosmopolit“ von der vorigen Woche, mittags, einen spaltenlangen „Augenzeugenbericht“ über den Bastillensturm „nachtrug“. Ellenbogen an Ellenbogen lagen Hardenberg und Lotte Schiller zur Hälfte über dem Tisch, auf die ausgebreitete Zeitung gestützt; mit roten Wangen und blitzenden Augen lasen sie. Entsetzt fuhr sie in die Höhe. „Hat er nicht gerufen?“ fragte sie ängstlich und schielte zur Tür. Wieder ertönte Schillers Stimme:

„Kommet zu mir!“ Gottlob, die Stimme war direkt sanft. Wie ertappte Sünder standen sie vor ihm. „Leset laut; ich fürchte mich nicht vor der Rauhigkeit des Lebens; die Kunst ist nicht humaner,“ sagte er freundlich.

„Kunst und Leben, zumindest: Poesie und Leben, sind eins!“ sprach Hardenberg flammend.

„Dann lesen Sie mir vor,“ lächelte Schiller auf das Zeitungsblatt zeigend, „ich will schon lange vom einen zum andern finden.“

„Wohlan,“ sprach Hardenberg trotzig und nahm das Zeitungsblatt in beide Fäuste; mit einer wilden Kopfdrehung warf er das lange Haar von der Stirn zurück, „hören Sie!“ Spreizbeinig, mitten in der Stube stehend, las er: „‚Die ganze Nacht hindurch, nachdem schon lange der feierliche Umzug mit den sieben abgeschlagenen Köpfen vorbei war, hörte man noch das Poltern der niederstürzenden Bastillensteine. In dieser Nacht wurden alle Musketen und der sonstige Besitz des Königs als Eigentum der Nation erklärt, gemäß dem Beschlusse der Nationalversammlung: die Menschen werden frei und an Rechten gleich geboren und bleiben es, weil die gesellschaftlichen Unterschiede nur auf den allgemeinen Nutzen begründet werden können.‘“ Hardenberg sah, daß Schiller, mit milder Bewegung, die Hand nach seiner Frau streckte.

„Du wußtest das, Liebe, aus dir!“ sprach er weich, mit dankbarem Händedruck, „du brauchtest nicht erst den Beschluß der Nationalversammlung, um dich, fürs Leben, mir anzuvertrauen.“ Er

lächelte. „Der unverlierbare Besitz der Menschheit ist in jedem Herzen deponiert.“ Liebreich nickte er den beiden zu: „Vertrauet! Vertrauet, die Menschheit i st gut.“

Schiller durfte ins Freie. Er nützte jeden Gang, um den Zusammenhang mit der Universität, die ihm Brot schaffen mußte, zu befestigen. Diesmal traf er die Kollegen in der Tür des Verhandlungssaales. Mühselig trat er zur Seite, auf seinen Stock gestützt, den Hals trotz der Frühlingspracht mit starkem Wollzeug dicht umwunden. Freundlich verabschiedete sich Goethe von den Professoren; er hatte als Kurator des Instituts und als Vertreter des Herzogs der Sitzung präsidiert. Die Hand auf den Schlag des wartenden Hofwagens gelegt, geflissentlich den sehnsüchtig-hassenden Siechen, der seiner inneren Ruhe und dringlich nötigen Sammlung gefährlich war, übersehend — wie mißverstand doch dieser derb Zufahrende seinen „Egmont"! — sprach Goethe in steifer Haltung:

„Die Einrichtungen erfüllen mich neuerlich mit Befriedigung, und ich werde Seiner Durchlaucht in diesem Sinne berichten. Für den Akt, der Versuchszulagen wegen, verspreche ich die rascheste Erledigung; denn die Naturwissenschaft verdient jede Förderung. Herr Professor Hufeland, ich erwarte Sie morgen bei mir: es wird musiziert und sonst mag mancherlei, aus Kunst

und Wissenschaft, zu sehen und zu hören sein. Den anderen Herren bleibe ich gewogen.“ Seine schlanke Hand fuhr langsam, nachdenklich die Knöpfe des Staatsrockes entlang, den der Ordensstern schmückte; es schien, er empfände unsicher, daß er noch etwas sagen wollte.

„Herr Geheimrat,“ sprach Professor Hufeland, mit einer Verbeugung, „müssen heute unser Wiesenfest beehren; Exzellenz fänden sicherlich Amüsement.“ Goethes große Augen dunkelten; er senkte unwillig und abwehrend den Kopf.

„Nein,“ sprach er mächtig. Hastig stieg er in den schaukelnden Wagen; eine sonderbar leise und bewegte Stimme setzte aus ihm hinzu: „Heute muß ich noch mit mir allein sein.“ Ohne den Kopf zu heben, winkte er ungeduldig mit der Hand dem Kutscher, zuzufahren. Aus dem Hintergrunde der dienernden Professorenköpfe hob sich Schillers rotfleckiges, angespanntes Antlitz. Was war das für eine wehe Stimme gewesen? Schiller spähte dem Wagen nach, der eilig gegen Weimar rollte.

„Der Geheimrat überwindet schwer das Ereignis der vorigen Woche,“ sprach Hufeland zu Griesbach, „die junge Dame, die sich vor seinem Hause ertränkte, hatte nämlich den ‚Werther‘ in der starren Hand; in seiner schlechten Laune gibt er sich deswegen Schuld!“ Schillers Mund warf eine überlegene, spöttische Falte auf.

„Guten Tag, meine Herren," sprach der kranke Hofrat kurz und knapp und wandte sich. Schiller humpelte, aus seinen Festlegungen geworfen, nach Hause und lärmte in der Stube, bis es Zeit zur ästhetischen Vorlesung war. Die Lotte empfing ungnädige Worte und fühlte, daß wieder schlechtes Seelenwetter wäre; er aß keinen Bissen. — Sie floh ins Nebenzimmer, nachdem sie die Sessel in seiner Stube noch einmal sorgsam abgewischt und in Reihen gestellt hatte. Sie stach fleißig mit der Nadel in Schillers zerrissene Unterwäsche. Die Hörer kamen.

Gelassen und gleichmäßig drang dann ihres Mannes Stimme, als dumpfer Schall, durch die geschlossene Tür, ganz mit der Materie beschäftigt, die er lehrte, um sie voll zu erlernen. Hier und da stockte der Laut, dann hustete Schiller und das Gliederscharren und Sesselknarren der zwanzig aufatmenden Hörer wurde vernehmbar. Ruhig trat sodann die Stimme wieder ihre Herrschaft an. Neben Lotte brodelte der Kocher, der das heiße Wasser bereithielt, damit der Gatte, wenn das anstrengende Werk zu Ende war, sofort, durch den hustenstillenden Tee gestärkt, an die Arbeit seiner „Thalia" gehen konnte, die schon wieder den Titel geändert hatte, um neue Käufer anzulocken.

Lotte ließ das Nähzeug sinken und hörte, was Schiller verallgemeinernd, von sich und seinem

Streben, sprach. Er dachte Goethes verschleierter Augen: „Der Schwache ist jederzeit ein Raub des Schmerzes; der Held und der Weise werden vom höchsten Unglück gerührt. Rührung ist höchstes Vergnügen!“ Herrisch, überwindend wurde die Stimme: „Tragische Kunst und ihre Wirkung ist die Folge dieses Vergnügens! Das Leben, das ein ästhetisches Mitleid weckt, wird selbst zur Tragödie und umgekehrt. Idealisieren heißt drum, die Tragödie aus den unwichtigen Nebensächlichkeiten des Milieus herausfingern, den in der Schöpfung vorhandenen realen Sinn des Ganzen geistig aufzeigen.“ Die Stimme riß ab. Nun waren wieder die stets lauernden Wallenstein-Gedanken Sieger in seinem Kopfe. Etwas Hölzernes hämmerte auf dem Bretterboden: Er hinkte an seinem Stock durchs Zimmer. Lotte seufzte. Wenn ihr der Doktor nur endlich sagen wollte, ob Schiller ganz gesundete? Totenstill blieben diesmal die Studenten! Sie waren wohl hingerissen? Heiser und übermüdet fuhr Schillers Stimme fort: „... Die Harmonie des Ganzen ist allein verehrungswürdig. Sie schickt uns Krankheiten und Not, um uns zu läutern, um uns blind Gewalttätige vor uns selbst zu schützen. Betrachten Sie von solcher Höhe die Staatenumwälzung im Westen; die dadurch hervorgerufenen Heimsuchungen deutscher Lande! Vertrauen Sie! Die Natur heilt alles: Je stärker die Qual,

desto stärker die erworbene Sittlichkeit, je länger die Not, desto anhaltender die Heilung. Dieser eherne Grundsatz des Daseins gilt allüberall, auch auf der Schaubühne, in der Tragödie! Wohl weiß der Schaubühnenpöbel von solchen Problemen nichts; er will plebejisch heulen oder durch Spiele der Einbildungskraft und des Witzes leer unterhalten sein. Nichts wissen von der Erhebung durch Schmerzen! Die Genügsamkeit des Publikums ist jedoch nur ermutigend für die Mittelmäßigkeit, beschimpfend und abschreckend für das Genie . ." Jäh brach die Rede ab, als hätte er sein Inneres zuviel bloßgegeben.

Ehrerbietig, geschnürt von der Erregung über die erfahrene Kündung, fragte eine fremde zitterige Stimme um Auskunft. Stolz lächelte Lotte: Es saßen nicht nur junge Leute zu seinen Füßen; weißhaarige, verheiratete Männer, von nah und fern, drängten sich, ihn zu hören! Der Hauptmann = Schwiegerpapa, auf der Solitüde, schrieb immer in seinen Briefen: Fritz. Als nennte er einen kleinen Buben! Vor ihr, „die Sie aus so vornehmen Hause sind", hatte er unbegrenzte Hochachtung. Die hohe Einschätzung, durch Schillers Vater, erinnerte Lotte an ihre Verpflichtung: sie nahm entschlossen den zerrissenen Wollstrumpf ihres Gatten hoch. Zum Nähen kam sie jedoch nicht, weil ihr gerade jetzt wieder der ungelöste Rebus des Rudolstädter Wochen=

blättleins in den Kopf kam. Unmerklich spann sich davon eine Brücke zur allgemeinen Betrachtung: Wie doch überhaupt alles rätselhaft ist! Über ein Jahr war sie nun schon Schillers Frau! Die Wildheit, die sie erst so sehr geängstigt hatte, war von ihm gewichen! Frau von Kalb war von Weimar weggezogen. Nie vergaß sie den Blick, mit dem die frühere Geliebte ihres Gatten sie gemessen hatte, als sie sich trafen. In Italien hätte es sicherlich einen Dolchstoß gesetzt. Wie hatte Schiller über das „Griechentum“ Goethes gewettert und geflucht, nun las er fast ausschließlich Vergil und Homer, nun übersetzte er, „zur Erholung“, daraus in deutsche Verse! Dazu trieb er viel Philosophie. Verlobtenzeit: Wie nett war es gewesen, wenn die nichtsahnende Mama bei Hofe war und sie und die Schwester allein Schiller erwarteten! Oder gar, wenn Line im Garten war und er, heimlich, in ihr Zimmer kam und dort von der Zukunft schwärmte. Wie wohlig war's ihr gewesen, wenn er an ihrem Schreibtisch schrieb; da lebte er gleichsam schon in ihrem Eigentum und damit in ihr. „Eure chère mère ist gut,“ hatte er einmal gesagt, sie entsann sich genau der Stunde: es war nach einem wolkenbruchartigen Regen gewesen, der die Aussicht in die Berge reinwusch, „sie zieht feierlich ins Schloß, um Prinzessinnen zu bewachen und ihre eigenen Prinzessinnen überläßt sie

mir!" Dann hatte er sie und später die Line geküßt.

Ohne daß sie sich dessen bewußt wurde, gab ihr ein Husten nebenan den Gedanken: Er war schon damals oft verkühlt gewesen. Wie stattlich war er, wenn er ihnen, im Saaletal, vom Abendsonnenschein umwoben, entgegenkam. Er war schön! Die junge Frau lächelte: Jeder Zoll ein Mann! Die Mutter hatte erst gar nichts gemerkt. Anfangs wäre sie sicherlich entsetzt gewesen; er hatte doch gar keinen Besitz, weder Beruf noch hohen Titel! Und dann das Nasenrümpfen und Wispern über die „Mesalliance", über die „empfindsame Heurat", über die „verkehrte Aufklärung der adeligen Dame"! Man sagte sogar, die französischen Zeitungsberichte hätten sie verdorben. Alle hatten sich von ihr zurückgezogen! Wie schön war es doch, anders zu sein als die andern! Wie auszeichnend war das! Wie bescheiden war Schiller, vom allerersten Anfang an, zu ihnen gewesen und wieviel hatte er doch schon damals in der öffentlichen Welt geleistet! Sie hatte gestern auf seinem Schreibtisch den Dankbrief für Wielands Rezension gefunden, ehe er ihn absandte: „Das gespendete Lob, mir erwiesen in einem so bedürftigen Augenblicke, erregt mächtig die Erinnerung an das, was mir mangelt." Sie hatte nicht weiterlesen können, weil sie seinen Stock auf

dem Fußboden hörte: Schiller hatte jetzt nicht gern, daß man um sein Denken wußte; die ästhetischen Artikel, die er schrieb, versperrte er vor ihr. Bis in die späte Nacht hinein war er, trotz seiner Schwäche, tätig. Noch immer hatte der Herr Herzog, auf das Unterstützungsansuchen, keine Antwort gegeben, der zähe Chef des gönnerischen Dalberg konnte noch zehn, noch zwanzig Jahre leben, ehe er den Kurstuhl, durch seinen Tod, freigab! Dazu die teuern Zeiten! Frau Lotte starrte trüb. Wenn nur wenigstens sie etwas verdienen könnte! Für Bertuch in Weimar durfte sie nicht künstliche Blumen machen, wie dereinst die Mamsell Vulpius! Nein, nein, das ging nicht! Sie war eine von Lengefeld gewesen und mußte die schwer errungene Position des Gatten zu halten helfen. Gläubig zeichnete sie das Kreuzzeichen auf Stirn und Brust und begann geborgen ihr Stoßgebet. Nebenan klang Schillers Seele aus der keuchenden Brust. Ein hilfloser Krüppel war er und seine hohen Pläne faulten. Immer, wenn er Goethe gesehen hatte, war er mutlos. Wollte er die Menschheit als wandelnder Leichnam führen? „... Resignation ist alles. Freunde, ich war ein Mensch, der wollte! Sehet mich! So stehet der wollende Mensch, der nicht kann! Gebrochen, zerschmettert! Der Zweck meines Daseins, das sich vermaß, Ewiges zu leisten, ist, daß vielleicht meine Grabschrift Mitleidwurzeln und

rettende Einsicht in die Seele e i n e s Menschennachkömmlings senkt. Der Arbeiter, der nicht mehr arbeiten kann, ist keines Lohnes wert, die Vorsehung sichtet. Die einzige Tat, die ich noch tun kann, will ich tun: euch zeigen, daß der Tod nicht der Übel Größtes ist! Zu diesem Kolleg ist bald Gelegenheit! Sorget für eure Gesundheit, — man kann — ohne sie, nicht — gut — sein."

Lotte Schiller zuckte zusammen. Soeben hatte sie das Kruzifix der kleinen Kirche, in der sie getraut worden waren, so beruhigend und wunderbar deutlich vor Augen gehabt — Lärm schwoll nebenan! Hastig stand sie auf, die Hände ängstlich an den Schläfen: Ein schwerer Fall war geschehen, nun schrieen wirre Stimmen durcheinander. „Den Doktor!" rief man. Ein dicker Herr, mit langen, grauen Haaren, riß die Tür auf, Angst und Besorgnis im faltigen Antlitz. „Frau Hofrat, er ist ohnmächtig!" Zusammenzuckend sah sie in das raucherfüllte Zimmer, das voll gestikulierender Menschen war, die alle auf e i n e n Fleck des Bodens starrten, sie stürzte, vom Krampfe des Erschreckens gelöst, hinaus: Hardenberg und ein Fabrikant aus Klagenfurt hoben Schiller. Sie fiel auf die Kniee und umhändete liebevoll das kraftlos hängende Haupt. Blut floß aus seinem Munde. Todbleich war das Antlitz, die Augen zeigten das Weiße der starren Pupillen.

Sie betteten ihn auf zwei aneinandergeschobene Sessel, rissen Rock und Hemd von der Brust. Ein Dutzend Hände frottierte; der abgezehrte Brustkorb stand im Erstickungsanfall gebläht. „Der Puls setzt aus," sagte ein alter Mediziner, mit einer Riesenschmarre überm Antlitz, „ist Kampfer im Hause?"

Sie öffneten ihm gewaltsam den Mund, der sich breit und verächtlich durch die Weiße des todgezeichneten Antlitzes riß, sie flößten Medizin ein und wuschen ihn mit heißem und kaltem Wasser. Endlich zeigten sich Zuckungen. Er öffnete die Augen und sah den traurigen Kreis, der ihn umstarrte. Mächtig hob er den Kopf; sie wichen scheu zurück: Seine Augen flammten mit der Kraft und dem Stolz der göttlichen Seele! Von Fieber und Krämpfen geschüttelt, klammerte er sich an den Schultern zweier Helfer hoch. Er lächelte still und erhaben. „Lasset eure Freunde kommen," lispelte er und zog die Stimme, mit dem letzten Willensrest, aus sich. „Sie sollen lernen — wie man stirbt." Jemand schluchzte auf; Schiller sah an seiner entblößten, eingefallenen Brust nieder; er stotterte, seine Hilflosigkeit erkennend, zu stolz, die Angst der sterblichen Kreatur zu zeigen: „Der Tod findet mich — mutig." Sein Blick traf die knieende Lotte: Die Welt griff nach ihm; die Furcht ihrer Augen lähmte sein überirdisches Wollen. Wie ein Untersinkender, der noch ein-

mal, im letzten Widerstand, den Kopf hebt, machte er sich gewaltsam frei und stand, für einen Augenblick, gebieterisch-hochaufgerichtet. Lang und schwer fiel er in die Arme seiner wankenden Frau. Klirrendes Flügelrauschen stieß an die Wände. Sie merkten jetzt erst, daß Finsternis den Raum füllte. — — „Sobald er wieder transportfähig ist," sprach Doktor Starke, nachdem er Schiller untersucht hatte, „muß er nach Karlsbad. Ich habe es immer geraten! Weil man mir nicht folgen konnte! Natürlich! Er hat ja dozieren müssen, ohne erholt zu sein. Ich werde ihm einen Assistenzarzt mitgeben, der ihn bei den Armen hält und ihn emporzieht, wenn die asthmatischen Anfälle zu stark werfend sind." Er räusperte sich. „Mit den zweihundertfünfzig Geschenktalern des durchlauchtigsten Herrn Herzogs läßt sich ein einmonatlicher Badeaufenthalt schon bestreiten," schloß er streitsüchtig und dachte behaglich der eigenen Ersparnisse.

„Warum hat der Herzog die dauernde Gehaltsaufbesserung für ‚alleweile' abgeschlagen?" sagte unwillig Fritz von Stein, „Mama schrieb, er wäre absolut nicht zu mehr zu vermögen gewesen."

„Meinen Sie, junger Freund," sprach Starke überlegen und legte herablassend dem Kammerjunker die Hand auf die Schulter, „der Herr Herzog ließe, wenn er Geld hätte, sein Schloß, seit

dem Brande anno 75, als Trümmerhaufen, inmitten seiner Residenz, stehen? Die regierenden Herren wackeln! Wissen Sie das Neueste? Es wird gegen die französischen Freiheitskämpfer geworben! Man hat Angst; sie ziehen zum Rhein. Jawohl, junger Herr! Geworben und bald wird Krieg sein!" Er lächelte und hörte Schillers krächzenden Husten. „Wer weiß, wie es ausgehet!"

Das Schillersche Ehepaar kehrte, per Fahrpost, von Karlsbad zurück. Frau Kirchenrätin Griesbach machte schon am ersten Tage ihre Begrüßungsvisite; sie war zu neugierig. „Wir haben Sie den ganzen lieben langen Sommer schmerzlichst vermißt," sagte die dicke alte Dame, in schnellstem Tempo, und band, zitternd vor Neugier, die riesenlangen Bänder ihrer würdigen Haube auf, um die Maulbataille, in die sie mutig zog, siegreich zu schlagen. „Liebe, kleine Frau, das war häßlich, gewiß: sehr häßlich, uns so im Stich zu lassen!! Die Jenenser Luft heilte jede Krankheit! Sehr leid ist es mir, daß der gute Schiller gerade jetzt hat spazieren gehen müssen! Herr Gott, war das damals ein Aufruhr von denen Herren Studenten, als er das erstemal bei uns las! Gar die Wache beim Schloßturm kam in Bewegung, so schrieen die Purschen ‚Vivat!'" Hoheitsvoll-überlegen sah sie die junge Frau an. „Sie waren damals, Kleine, noch gar nicht hier! Ihre Frau Schwester war auch im Karlsbad? Sagen Sie," sie rückte näher, „kann er am Ende schon wieder lesen?"

„Erst muß er ganz gesund sein, Frau Kirchenrätin; jetzt strengte es die Brust noch zu sehr an."

„So, so, die Äpfel sind heuer gut geraten, wie nie! Ihre Frau Schwester war mit in Karlsbad? Denken Sie nur, der Hardenberg, er hat ja bei Ihnen viel verkehrt, ist in der Vorwoche nach Leipzig, jawohl, weil er sonst am Ende hier noch wär' relegiert worden, jawohl, wegen lauter Schamlosigkeiten! Am hellichten Mittag ist er im ‚Paradies', luftbadend, wie er's nannte, herumgegangen! Nämlich: ganz nackt, gar nichts hatte er an! Können Sie sich so etwas vorstellen? Und so, ganz nackt, hat er in der Sonne gelegen, damit sie ihn reinigte, hat er zu meinem Alten gesagt, als der ihn, aus begreiflichen moralischen Gründen, zur Rede stellte. Das macht der Jakobinismus, von denen französischen Mordbrennerbuben, die sich am königlichen Recht vergriffen! Man sollte sie köpfen und vierteilen. Ja: vierteilen! Wie wollen denn auch unstudierte Leute ein Land regieren? Gewöhnliche Schneider und Bäcker sind unter den Deputierten; die Menschheit ist einfach geradeaus verrückt geworden! Was sagt denn Ihre Frau Mama dazu?"

„Die Zeiten sind schlimm."

„Eine Frauensperson soll auch dabei gewesen sein, beim Hardenberg, meine ich; die habe ich aber nicht gesehen, das heißt: ihn natürlich auch nur in den Kleidern! War Ihre Frau Schwester

immer allein? Denken Sie, der neue Adjunctus facultatis philosophiae hat einen Rock, in den Schößen an die zwei Meter lang! Wissen Sie, warum? Weil er zerrissene Hosen trägt, jawohl! Haben Sie die Frau Schwester also in Erfurt gelassen oder reiste sie doch schon zu ihrem Gatten? Was sagt denn Ihre Frau Mama eigentlich dazu? Herr von Goethe hat oft im Schlosse gewohnt, ganz allein, derweil Sie fort waren; er hat neuerlich ein außerehelich Knäblein gezeugt, mit seiner Amoure! Richtig, das ist ja schon am Leben gewesen, als der Hofrat erkrankte; das wissen Sie! Junge Liebe kommet über alles hinweg, und wenn Sie erst ein Kindchen wiegen, dann ist der Himmel voller Baßgeigen; mein Alter und ich werden unbeweint in die Grube fahren, ja, ja: ernste Gelehrsamkeit wird nicht geschätzet! Und was haben Sie zur Totenfeier in Dänemark gesagt?" Jetzt erzwang sie auf jeden Fall eine Antwort von der stillen jungen Frau! War diese am Ende gar schwanger, weil sie so bleich war? Gott, Aufregungen und Überraschungen gab's über Aufregungen und Überraschungen! „Na!" animierte sie gewalttätig. „Was sagten Sie zur Totenfeier?!"

„Welche Totenfeier?" fragte müde Frau Schiller.

Höchlichst verwundert schlug die Griesbach die großen Hände über der Haube zusammen, daß

diese schief saß. „Sie wissen nichts davon? Wirklich nichts? Ja, ist das möglich? Gar nichts?!“

„Nein,“ sprach Frau Schiller, mit mühsam gehaltener Ruhe, sehr erregt, „ich weiß nicht, was Sie meinen, Frau Kirchenrätin?“ Sie erschrak vor dem Wort. „T o t e n feier?“

Die Griesbach klaschte von neuem in die roten Hände. „Sie weiß nichts von der Totenfeier für ihren Mann?!“ sprach sie entzückt zur niedern Stubendecke. „Gar nichts! Das ist herrlich!“ Aufgeregt stöberte die korpulente Dame aus dem Ridikül die rundglasige schwarzbeinige Brille hervor, die sie, zitternd vor Glück, auf die knollige Nase setzte; sie vergaß sogar die weiteren Nachforschungen des Sittenlebens der Frau von Beulwitz. „Vielleicht, am Ende gar, habe ich die Zeitung bei mir!“ Was sehr unnötig zu sagen war, weil sie das Zeitungsblatt bereits geraume Zeit in der Rechten hielt. „Ach ja, wahrhaftig, da ist sie!“ Sie hob das Papier vor die Brille und buchstabierte, kurzatmig von der freudigen Erregung, mit der menschlich eingeborenen Gier nach Erhebung, durch fremdes Mißgeschick: „Totenfeier für Herrn Hofrat Schiller in Kopenhagen.“ Leer sah sie auf, ihre schwitzende Hand war heftig ergriffen worden. „Was ist?“ fragte sie schwerfällig, völlig in Denkunordnung, über die Brillengläser hinweg.

„Geben Sie das Entsetzliche weg, um Himmels willen, Schiller kommt, er darf nichts erfahren, er ist ja so wenig erholt, alles erregt ihn, wir sind nur rückgekehrt, weil wir — mußten!" Schreckgepeinigt starrte Lotte den tratschsüchtigen Quälgeist an, in dessen Miene sie die rücksichtslose Frage nach ihrer materiellen Lage keimen sah. „Er ist noch sehr elend," stieß sie hervor. „Er ist schon auf dem Flur," hauchte sie.

„Er ist nicht erholt? So, so? Da wird er überhaupt nimmer dozieren?" Lottes mahnende Handbewegung galt der Tür: nun hörte auch die Griesbach die langsam schleppenden Tritte, die herannahten. Lottes verzweifelte Hand griff neben das Zeitungsblatt, das Frau Griesbach, mit großer Geschicklichkeit, durch die Luft steuerte, als hätte sie selbst im Rücken Augen. Schweratmend trat Schiller ein.

„Guten Tag," sagte er keuchend und nickte Lotte freundlich zu, „das ist ja die Frau Griesbach."

„Aufzuwarten!" lächelte diese und stand feierlich auf, mit der beruhigenden Aufmunterung: „Sie sehen aber doch wie gesund aus? Mit dem Treppensteigen geht's schlecht?"

Mit einem langen Blick, der sich von Verachtung zu Verzeihung wandelte, maß er sie. Ruhig sprach er: „Richtig: Wenn ich langsam

gehe, zwinge ich es ganz befriedigend. Wie befindet sich der Herr Kirchenrat?"

„Sie müssen in unser Haus ziehen," sagte bestimmt die alte Dame. Sie hielt das Zeitungsblatt, das Lotte mit den Augen zu vertilgen strebte, drohend in die Hüfte gestemmt. „Bei uns hätten Sie wenigstens hohe Stuben und freundlicheren Ausblick und keine hohe Miete!" Sie hatte ihn zu Ende gemustert und verließ das Wohnungsangebot, sie setzte mit großer Unbekümmertheit ihr Gespräch von vorhin, zu Lotte gewendet, fort. „Warum soll es ihm denn etwas machen," fragte sie heftig, „wenn er erfährt, daß das Gerücht seines Todes geglaubt und von einem Minister und einem Baron feierlich beklagt wurde?" Unschuldig sah sie von ihm zu ihr. „Solche Ehrungen müssen jeden ehrgeizigen Mann freuen!" Lotte stockte der Atem; sie getraute sich nicht, ihren Mann anzusehen. Sie streckte, instinktiv schützend, die Hand nach ihm. Er nahm die Hilfe nicht an, sondern zwang sich wieder in die ruhige Weise von vorhin; er sagte liebenswürdig:

„Gewiß freut mich diese Totenfeier, von liebenden Menschen bereitet; um so mehr, als sie einen Mann zum Veranstalter hatte, der zwar kein Minister und Baron ist, dafür aber meine geringen Werke, die ich als Jüngling dichten durfte, verehrt." Erklärend wandte er sich an seine starr-

stehende Frau, nun erst recht auf der Hut, seine innerliche Erregtheit nicht zu verraten. „Weißt du, Baggesen, der uns im Vorjahre mit seiner Frau hier besuchte, wollte mich, in seiner Heimat, Damen und Herren aus dem Karlos vorlesend, feiern, als die Falschmeldung meines Todes ihn erreichte! Da machten sie eine Totenfeier! — Wenig Menschen erleben so erfreuliche Kontrollen der Wertschätzung ihrer Mitmenschen!" schloß er, mit verbindlicher Kopfneigung gegen die verdutzte Kirchenrätin. Die sagte ungeniert und wenig konsequent:

„Der neugeborene Prinz zu Weimar soll ein Riese sein; er trinkt, außer seiner fürstlichen Mutter, zwei Ammen leer."

Der Lotte gelangen ein paar Worte: „Du wußtest die Zeitungsnachricht?" fragte sie, überglücklich, daß alles so glimpflich verlief. „Warum sprachst du mir nie davon?" Sie hätte ihm jetzt gerne etwas viel Lieberes gesagt, doch sie traf das nie vor andern Leuten.

„Ich las die Nachricht in einer Poststation," antwortete er freundlich: Was wußte sie von der furchtbaren Nacht, die gefolgt war? Ruhe und Fassung! „Ich wollte dich nicht einer möglichen Erregung aussetzen."

Zum dritten Male ertönte in der Jenergasse ein scharf gepfiffenes Bachthema. „Das ist mein Alter!" sagte die Kirchenrätin und stopfte eilig

den Ridikül voll, „wenn er zum drittenmal pfeift und ich komme nicht, geht er allein spazieren.“ Sie drehte sich zweimal um ihre Achse und legte sodann die dicken Hände weichselig-grinsend auf Schillers Ellenbogen. „Ist's nicht schade? Wenn mein Alter nicht seine Hämorrhoiden hätte, die er auslaufen muß, könnte er jetzt heraufsehen, so aber,“ sie machte die dritte Drehung, die den Schluß ihrer Anwesenheit unwiderruflich anzeigte, „muß ich zu ihm!“ Nach einem schmatzenden Kußversuch, auf der zurückweichenden Lotte Wange, wälzte sie sich, innig nickend und winkend, auf den Gang hinaus. Schillers Blick lag am Boden.

„In deinem Zimmer sitzt der Reinhold,“ sprach Lotte, leise, damit die Frau Kirchenrätin nicht etwa auf der Stiege wieder umkehrte, „er wollte nicht herüber, als er hörte, daß die Griesbach da sei; er hat mit dir zu sprechen!“

„Ich werde zu ihm gehen,“ sprach Schiller mit Bühnenhaltung. „Sei inzwischen so lieb, mir den Schreiber für Nachmittag zu bestellen; ich will am dreißigjährigen Kriege weiter diktieren; der Schreiber muß sich auf eine Nachtsitzung gefaßt machen!“ Schiller ergriff die Türschnalle.

„Wär's nicht besser ...?“

„Was willst du noch?“ fragte er heftig, und seine gewaltsam auferlegte Fassung war wieder einmal in Gefahr, von der Verzweiflung und Not

seines zertrümmerten Hoffens gesprengt zu werden. „Du weißt, daß ich nachts, meiner Beklemmungen wegen, nicht schlafen kann!“ sagte er keuchend. „Doch“, setzte er, neugebändigt, hinzu, „ich will diesmal k e i n e n schwarzen Kaffee trinken, um mich wach zu erhalten. Ist's jetzt recht?“ Sie nickte, mit Tapferkeit freundlich. Langsam trat er in sein Arbeitzimmer.

„Willkommen, Kollega,“ sprach er und bedeutete dem andern, sitzen zu bleiben, „es freut mich, Sie wiederzusehen.“

„Vor allem, lieber Herr Hofrat: Wie geht es?“

„Sie sehen: gut!“

„Wissen Sie das Neueste am gelehrten Himmel: Man verbot unsere ‚Jenaische Literaturzeitung‘ im Preußischen!“

„Wir danken es der aufreizenden Sinnlosigkeit der Franzosen,“ Schillers Hand fuhr über die Stirn, sie schob schwere Gedanken zur Seite. Ruhe, Ruhe! Alles konnte er nicht auf einmal in sich entscheiden! Es gelang ihm ein Lächeln und ein leichter Redeton; mit dem Kopf wies er zum Zimmer nebenan. „Der tratschhafte ‚Lorbeerkranz‘ des Griesbachschen Hauses sprach vorhin von meiner Totenfeier; lieber Reinhold, seien Sie froh, daß Sie sich dies Weib ersparten.“ Er senkte das Haupt. „Weil wir davon reden: Wollen Sie so freundlich sein, Freund Baggesen zu schreiben, daß mir seine Exequien große Freude

gaben?" Er stockte und sah, die Unruhe seines schwerkranken Innern verbergend, zu Boden.

„Bitte!" sprach der andere verlegen, „Selbstverständlich."

„Die Feier war für einen Abgeschiedenen bestimmt, und ich meine, der Lebende soll sich nicht erlauben, sie näher zu berühren. Doch möchte ich gern, daß Baggesen mein Denken erführe."

„Ich werde es sicherlich tun, Herr Hofrat," bekräftigte Reinhold und schluckte, „übrigens: es gelang Baggesen bereits, seinen Gönner, den Erbprinzen, zu Ihnen zu bekehren?"

„War der auch gegen mich?"

„Nicht gegen Ihre wissenschaftliche Leistung," sagte Reinhold engsinnig; er krümmte sich verlegen auf dem Sessel. „Er kannte von Ihrer Poesie bloß ‚die Räuber'!"

„Die ‚Räuber'!?"

„Als ihm aber Baggesen den ‚Karlos' vorlas, hat er geweint. ‚Sie seien der machtvolle Verkünder seiner Herrscherideale', sagte er! Das muß Sie freuen!"

Schiller mied jede Erinnerung an seine Dichtkunst; er griff aus der Tasche des weiten Rockes die hölzerne Schnupftabakdose. „Wollen Sie schnupfen?" fragte er kalt.

„Danke, danke!" Reinhold wehrte sich mit unsicherem Blick und mit ausgebreiteten Händen. „Hat's Ihnen der Arzt erlaubt?" fragte Reinhold

und wies auf die Dose. Wegwerfend zuckte Schiller die Achseln.

„Sahen Sie Wallensteins Ermordungsstätte?"

Schiller warf den Kopf herum und maß hochmütig Reinhold. „Wieso kommen Sie auf diese Frage?" Alles zitterte in ihm.

„Sie haben mir einmal erzählt," gestand Reinhold ängstlich, „daß Sie der Stoff dieses Feldherrn, der ein neues Deutschland schaffen wollte, beschäftigte, und da ich weiß, daß Sie in Eger waren und daß er in Eger ermordert worden, so vermeinte ich, die Frage tun zu sollen. Verzeihung, wenn die Neugier nicht am Platze war!" Reinhold merkte, daß der andere ihm nicht zuhörte, und schwieg betreten. Schiller saß mit gesenktem Kopfe: Wieder sah er den düsteren Raum, wieder stieg das Phantasiebild der Mordszene vor ihm auf, der energische, selbstische Zug um den Mund des gemalten Helden, dessen Miene ihm verraten hatte, daß er kalt und egoistisch, nicht an Deutschland, nur an sich gedacht! Zusammenhänge lagen bloß, tiefer sah er als sonst, für einen geweihten Augenblick. Reglos saß Reinhold. Dann sank alles in Schiller zurück ins sondernde Dunkel seines reichen Seelenvorrates; seine einwärts starrenden Augen belebten sich, er sagte, traumbefangen aufsehend:

„Ja, ich war in Eger." Die Stimme trat voll ins Dasein: „Sonderbare Menschen diese

schielte. „Überhaupt: Sie behalten das philosophische Referat?“

Auch Schiller erhob sich. „Tun Sie es ohne Skrupel,“ sprach er, mit Verachtung im Klang seiner Stimme, „ich nehme nimmer lange das Brot weg!“ Des andern Zusammenzucken versöhnte ihn; er hatte ihn gedemütigt! „Im Ernste,“ begütigte Schiller, „ich kann mir nichts mehr zumuten, rezensieren Sie nur fleißig!“ Ekel und Entrüstung hießen ihn schweigen.

„Wenn Sie aber irgendwie doch die Absicht hätten?“ beteuerte Reinhold todbleich, „ich trete gern zurück!“

Väterlich-überlegen umfaßte Schiller, mit hohem Mitleid, des erregten Literaten Schulter. „Schreiben Sie, schreiben Sie,“ sagte er, „Sie kennen Kant vom Grunde aus; ich hab' ja nur an ihm naschen dürfen: Krankheit, Studien und Brotrobott vertragen sich nicht: Philosophie verlangte Ganzheit! Und“, sagte er schweratmend, nach dem Bücherregal blickend, „Dichtkunst verlangte Sammlung!“ Er legte mit finsterer, verzichtender Stirn, um sich zu beruhigen, die Gänsefedern auf der Platte seiner Schreibkommode parallel. Mit harter Falte um den Mund, und schmalen Lippen, sah er auf. „Kann ich Ihnen vielleicht mit noch etwas dienen?“

„Nein, nein, gewiß nicht,“ wich Reinhold

bestürzt zurück, „aber, wie gesagt, wenn Sie weiter referieren wollen?“

„Machen Sie sich keine Vorwürfe,“ sprach Schiller mit Nachdruck, „Sie sind ein Mensch, das heißt: Sie sind selbstisch!“ Er zog die Hand von ihm; die erhaben-schmerzliche Haltung wandelte sich in Apathie. „Mir ist alles gleichgültig geworden in diesem jämmerlichen Tale der Sinnlosigkeit,“ sagte er bebend, „wir Narren wollen rennen und haben ewig den Klotz am Bein.“ Er trat ans Fenster, der Herbstnebel schob sich in der engen Gasse. Die Stube war stumm.

Reinhold schämte sich und doch: Wenn er's recht überlegte: er hatte nichts Unrechtes getan! Das Referat mußte besetzt werden, seit Monaten lagen die Bücher unberührt auf Schillers Platz. Tat er's nicht, nahm sie ein anderer; der Schlegel wartete auf jede Gelegenheit! Reuig, wie ein Schulbub mit schlechtem Gewissen, stand er und bekam's mit der Angst zu tun. Freimaurerisches Handeln verlangte brüderliche Hilfeleistung! Wenn's in der Loge entstellt erzählt wurde, erhielt er eine Rüge! Schiller regte sich nicht. „Ich werde Sie oft besuchen!“ fiel's von Reinholds bleichen Lippen. Unbeweglich stand Schillers hagere Gestalt am Fenster, den Kopf tief auf der Brust. Reinholds Selbstreinigung ging schmerzlich weiter: Ein Mensch war er wohl, aber selbstisch, so im recht eigentlichen Sinne, wie es der Schiller

meinte, war er doch nicht! Reinhold floh zum Uhrwerk seiner matten Seele, zu Kant: Allerdings, der sagt: „Man täuscht sich nirgends leichter, als in dem, was die gute Meinung von sich selbst begünstigt.“ Aber Kant sagt auch: „Der Schmerz ist der Stachel der Tätigkeit, und in dieser fühlen wir allererst unser Leben.“ Verachten ließ er sich nicht; o nein, der Schmerz, den er wegen Schillers Mißachtung empfand, den wollte er schon zu lebendigstem Leben nützen, er wollte beweisen, daß er der Allgemeingültigkeit der Sittlichkeit glaubte, daß er Schillers Freund wäre, daß er Menschlichkeit besäße, daß ihn die eigene Not, nicht verächtlicher Ehrgeiz, triebe. Die sittliche Kraft der Kantischen Weltordnung, sein Rückgrat, stützte ihn wieder! Entschlossen und gefestigt nickte er Schillers Rücken zu; Schillers Verachtung riß sein letztes Menschentum ans Licht: Heute noch schrieb er den vermöglichen Freunden: „Schiller ist in Gefahr, Hungers zu sterben, im Zeitalter der Aufklärung!“ Er atmete jesuitisch befreit; nun durfte er das Referat an sich nehmen und erfüllte trotzdem die Pflicht der Humanität, der Weltordnung! „Auf Wiedersehen!“ sagte er laut und seine Stimme war sicher und hatte Halt. „Ich komme bald wieder!“

Eine Träne fiel, als die Tür zuklappte, aus Schillers Auge. Wie ohnmächtig er war! Er lächelte, um das Weinen zu hemmen. Müde und

zerschlagen wandte er sich und sank auf einen Sessel; ihm zitterten die Kniee; die Todeswunde floß. Schon teilten sie sein Erbe, was blieb vom halben Werk? Nirgends Aussicht ins Licht! Er stöhnte; das Herz hämmerte. Alles erregte ihn jetzt so sinnlos, ohne daß er's in sich ordnen oder äußerlich ändern konnte. Alles war anders: Revolution, Philosophie, Dichtkunst, Leben, Tod und Geld — sie schlangen würgende Reigen um ihn. Gab's eine Waffe wider soviel Gespenster? Stolz hatte er's, in seinen Rezensionen, den andern ins Antlitz geschrieben, ihnen das vorgehalten, was er nun selbst zu wenig besaß: Persönlichkeit!

„Darf ich zu dir kommen?" fragte die Stimme seiner Frau. Verstört blickte er auf.

Er fingierte ein sorgloses Gähnen, um mit der Hand, die er zum Munde führte, heimlich die Tränenspur zu tilgen. „Was gibt's denn?" Gottlob, die Stimme gehorchte ihm.

Glücklich, über die vermeintlich geruhsame Laune, kam Lotte näher. Seit Tagen erwartete sie, mit Herzensangst, einen glücklich zu wählenden Augenblick. „Darf ich, Lieber, dir ausnahmsweise heute hausfraulich kommen?" fragte sie bang drängend, „es muß sein."

„Sage ruhig, was du willst?"

„Du bist bleich?" Sie sah ihn besorgt an. „Wir können auch morgen drüber reden," suchte

sie zu fliehen. Heftig trat er vor sie und faßte sie herrisch bei der Hand:

„Sag's!" befahl er.

Sie fing haltlos zu schluchzen an. „Es ist eine Wechselkündigung aus Dresden gekommen, von einem Herrn Veit," stieß sie hervor, „mit Ende des Monats."

„Ich habe kein Geld im Haus."

„Ich weiß," sagte sie schreckensbleich; sie hatte, im ärmlichen, aber geordneten Elternhaus, nie mit Geldgebern und Wechseln zu tun gehabt; diese Worte waren ihr unheimlich; sie wußte nicht recht, was sich dahinter barg. „Wolltest du nicht Körner bitten?" Das Wort erstarb ihr durch die jähe Verwandlung seines Gesichtsausdruckes. „Nein! Nein!" schrie sie, „tu's nicht und verzeih mir!"

„Liebe, Gute," sprach er, mit geballten Fäusten flehend, und umschlang mitleidig ihre schmalen Schultern, „wir wollen nicht betteln! Bis ich ein paar historische Artikel geschunden habe, borgt wohl der Krämer weiter?" Sie schämte sich ihrer Tränen.

„Ich werde meines Vaters Konfirmationsring verkaufen," sagte sie, und aller Kleinmut fiel, in seiner Nähe, von ihr, „er hat Goldeswert!"

„Aber du darfst ihn nicht hier, in Jena, verhandeln," sprach er hastig, „sonst wäre unsere Lage publik!"

„Ich werd' ihn der Steinin senden und sagen, du wolltest mir einen andern Schmuck fürs Geld schenken."

„Schreib' ihr aber, sie sollte mir das Geld schicken! Dann glaubt sie es eher!"

Sie dachte des Weines und der Hühner, die sie ihm, zur Kräftigung, kochen wollte. „Aber du mußt mir das Geld geben!" bat sie.

„Ich nehme nichts mit!" Sie umarmte ihn begütigend und preßte sich ergeben an seinen kranken Leib; er widerstand. „Ich werde wieder eine Vorlesung versuchen," sagte er, „ich kann's vielleicht doch leisten, wenn ich im geheizten Zimmer ganz leise spreche."

„Du darfst nicht!"

„Ich bin nicht gesonnen, kampflos zu verrecken!"

Sie schluchzte. Die Tränen wischend, sagte sie tapfer, armselig um ein aufrichtendes „Ja" bettelnd: „Hätten wir zu leben genug, wir wären glücklich wie Götter! Gelt?" Er nickte und fühlte, während er, von Grauen geschüttelt, die Augen schloß, den ewig gleichen Stich in seiner Brust, das Bohren des Todes.

„Weine nicht, Lolo," sprach Schiller, der, nach der zweiten Zimmervorlesung, neuerlich fieberte. „Ich gab den Studenten ihre Dukaten zurück und bin ein ehrlicher Mann; das ist wichtiger als dieses schmähliche Leben!" Die Hand sank ihm. „Für dich werden die Höfe sorgen, für mich ist es das beste, wenn ich gehe — ich riß mich selbst ab."

„Nicht einmal die Medizin kannst du dir kaufen!" Wie ein Schrei war ihre Rede: „Das gibt es doch nicht, daß anständige, gebildete Menschen, in unserer Zeit, Hungers sterben?! O Gott, meine Mama! Dalberg! Der Herzog!!"

„Warum, kleine Maus, gibt es das nicht?" Er lächelte bitter. „Hast du so große Meinung von unserer Zeit?" Hart sprach er. „Deine Mama hat durch mich schwere Schulden. Dalberg tat, was er konnte. Der Herzog wäre der Letzte, an den ich mich wendete; er spielt in Preußen Soldaten, was Menschlichkeit und Freiheit sind, weiß er auch nicht!" Sein Blick wurde trüb. „Er sorgt nur für persönliche Freunde!"

Sie stieß das tränennasse Taschentüchlein, mit

ihrer Faust, von sich. „Es ist scheußlich!“ schluchzte sie hilflos.

„Ästhetisch ist es!“ sprach er mit zusammengepreßtem Munde und streichelte ihren armen Kopf. „Die Menschen wollen das ekelerregende Unglück des Mitmenschen nicht sehen, drum schauen sie weg! Lob' sie darum!“ Sein Seelenschmerz tötete den entsetzlichen Sarkasmus: „Solange ich kräftig war, gebrauchten sie mich, jetzt werfen sie mich in den Winkel!“ Er keuchte im Gefühle erlittener Herabsetzung. „Wo blieben die wissenbegierigen Herren Studenten? Ganze sieben wollten mich hören! Sieben von Siebenhundert!! Auch Körner schweigt ...“

„Du bist ungerecht,“ sagte sie mutig, „an den Menschen, in ihrer Gesamtheit, darfst du nicht zweifeln, und am letzten: an Körner!“ Er zuckte die Achseln.

„Einmal glaubte ich,“ sprach er weh und tränendumpf, „mein Wille dränge durch Mauern und Weiten, ich hätte recht mit meinem hellen Hoffen und Erwarten, ich zwänge die Güte aus dem Menschenherz, — heute glaube ich's nimmer! Der edel Wollende muß fallieren! So weit ich wirkte, ich hab' nur Unheil gestiftet.“ Lotte zuckte zusammen, zu Dresden zahlte Gottfried Körner, in gleicher Minute, die beit'sche Schuld. Ihm war, als stünde Schiller mahnend neben ihm. „Ich

bezweifle die Menschlichkeit der Menschen," sprach Schiller.

„Komm, Lieber," bat Lotte mit Todesangst und legte ihm flehend den magern Arm um die Schulter, „ich will dir aus Kant vorlesen, dort fortfahrend, wo du gestern endetest. Ich will langsam und mit Verstand lesen, du wirst mich nicht mehr schelten müssen! Tu mir den Gefallen! Du hast selbst gesagt, nur der Geist überwände das Unglück! Bitte, bitte, laß mich lesen! Ich hätte mehr innere Ruhe," schloß sie zag. „Ich flehe dich inständigst an, laß mich dir vorlesen!"

„Wenn es dir Freude macht, lies — du wirst mich nicht schelten — wenn ich nicht zuhöre!"

Sie lief um das rettende Erlösungsbuch und schlug, derweil er taub und stützig stand, schnellfingrig die Bibel der Erhellung auf. Hastig las sie, halb auf die Fensterbank gestützt, wie sie das Buch gerade aufgeschlagen hatte. Stockend, falsch betonend, den dunkeln Sinn nicht meisternd, doch voll Liebe und Hingabe an das heldenhafte Denken, das ihrem frommen Kinderglauben entgegen war, das aber ihrem Liebsten auf Erden vielleicht doch Lichter wies, die den Augen ihres Geistes zu sehen versagt waren.

Dröhnend, lärmend, selbstmörderisch ging Schiller durchs Zimmer. Vielleicht ahnte er jetzt, gewitzigt durch den Umweg seines bisherigen

Schaffens, endlich die Straße, die zur Höhe führte, von der er Überblick gewinnen konnte — er durfte sie nicht mehr betreten! Schäumend stampfte er auf: das Schicksal gab dem zu Weimar Wagen und Staatskarossen von Geburt an, auf allen Straßen! War er schlechter? Nur ärmer!

Schiller blieb, von einem plötzlichen Gedanken getroffen, reglos halten: Wenn das Erdgeschehen, so wie es war, recht war, warum gab es dem Menschen dann, als dem Kinde des Erdgeschehens, den Willen nach einer andern Gerechtigkeit? Das Tier war zufrieden! Warum riß ihn etwas Unbekanntes stets in die Höhe, wenn er sich endlich dem Leben, wie es war, demütig ergeben wollte? Warum focht jede Menschheit um Freiheit? Allerdings: Das Fühlen riß ihn hoch, um ihn tiefer zu werfen! Doch daraus entstand neue Lebenssehnsucht. Wozu? Das Leben prellte die Menschheit, im sinnlosen Spiele der Qual. „. . . Streng sind in jedem Wesen zwei Seiten geschieden." Er hörte, daß seine Frau las. Ihre Augen flirrten, die Buchstaben tanzten, ihr Hirn schmerzte, aber sie las und las. Glücklich fühlte sie, daß Schiller aufmerksam wurde und nun, inmitten des Zimmers, hoffentlich horchend, stand. „Die eigene Glückseligkeit zu befördern, darf niemals Pflicht sein. Kein vernünftiges Wesen darf sich seine Maximen als Gesetz der Allgemeinheit erfüllt wünschen. Es gibt nur e i n

allgemeines Gesetz, welches wir Sittengesetz nennen, dem wir uns alle unterwerfen müssen. Wir haben zwei Wesen in uns. Das erste will sündigen und sündigt, das zweite ist göttlich rein und strebt zum Lichte. In seiner Unvernunft klagt der Mensch gerade sein Bestes an."

Schluchzend hielt Schiller die Arme gebreitet; Lotte stürzte hinein. „Wenn's nicht anders geht," sprach er tiefbewegt, „wollen wir in Ergebung sterben, dem Sittengesetze in uns untertan!" Sie schauderte an seiner Brust, in Wollust und Angst. Sie hauchte:

„Mit dir!" Schiller hielt sie an sich gepreßt; er sah zur Kommode, in der tröstlich die geladene Pistole lag.

Der erhebende Aufriß der Erhellung schwand wieder in der dauernden Trübe der schweren Tage. Sie löffelten die Wassersuppe aus; düster hockte der Wintertag in der ungeheizten Stube. Müde, mit eckigen Schultern vorn überhängend, saß Schiller.

„Warst du, Schatz, heute nacht wieder lange auf?“ fragte Lotte und nahm ein schmales Stück Brot vom irdenen Teller, um es für ihn zu zerschneiden.

Trockener Husten quälte sich aus seiner Brust. Er sagte schwer: „Es dämmerte.“

„Du solltest dich wärmer kleiden,“ sie suchte seine Hand zu streicheln, entschuldigend, weil sie kein Holz zum Heizen hatten, seit Tagen war wieder Blut in seinem Taschentuch, „es dringet der Schneesturm durch alle Fenster; früh war das Wasser im Becken gefroren!“

„Göschen zahlt erst, wenn er den Damenkalender in Händen hat.“ Heimlich sah er zur Kommode; bald kam die erlösende Nacht! Lotte schob ihm ihren Teller zu.

„Was ist das?!“ Offenen Mundes saß sie und hielt in der Hand eine Brosche, die auf dem Tischtuch, unter dem gewölbten Tellerboden versteckt, gelegen hatte! „Das ist dein Bild?“

Die rotgeränderten Augen, in Schillers aschfahlen Antlitz, zeigten den Versuch, sorglos zu scheinen. „Heute ist dein Geburtstag," sagte er.

„Um Himmels willen," stammelte sie, „hast du das gekauft? In dieser schweren Zeit? Und malen lassen?"

„Fiel dir nicht auf, daß ich dir das Geld, für den Verkauf des Ringes, nicht gab?"

„Aufgefallen ist's mir schon, aber — ich getraute mich nicht ..."

„Du solltest wenigstens die eine Freude in deinem trostlosen Dasein an meiner Seite gehabt haben," sagte er keuchend und stieß den Sessel hinter sich, „und ein Bild von mir haben." Er vollendete den Satz nicht: wenn ich im Grab liege.

Müde und sorgenbedrückt stand sie auf, um für die bittere Freude zu danken; er streckte abwehrend und Ruhe heischend, erregt, die Hand nach ihr: „Horch!"

Harte, feste Tritte klangen auf den Fliesen des Ganges.

„Neue Roheit," sprach Schiller herb. Die Tür ging auf. Ohne zu klopfen, trat Professor Reinhold ein. „Ich bewillige Ihnen, was Sie wollen, aber lassen Sie mich in Ruhe!" empfing ihn, am ganzen Leibe bebend, Schiller, „Gehen Sie!"

„Schönen, schönen, recht schönen guten Mit-

tag!" sprach behaglich der Ankömmling und lachte über das ganze verstudierte Antlitz, „Sie haben es nicht warm herin!" sagte er und lachte wieder.

„Wenn Sie sich wärmen wollen, müssen Sie zu andern gehen!" sprach Schiller hart. Frau Lotte legte ängstlich die Serviette hin und kam schnell hinter dem Tisch hervor, um, nach Möglichkeit, den Zusammenstoß der Männer zu verhindern.

„Wir kennen," sagte Reinhold und rieb sich die Hände, „keinen Stolz, als d e n, Menschen zu sein! — Schön gesagt, was? Und recht hat er!" Mit mächtigen, wippenden Siegerschritten ging er durchs Zimmer, derweil sein beschneiter Rock und Hut am Boden lagen und Wasserlachen schufen. „Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie!" Er hob dozierend den Zeigefinger der Rechten. „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn, miteinander verbunden! — Als Brüder kommen sie, nicht als eitle Große."

„Was wollen Sie?" schrie Schiller, seiner nicht mehr Herr. Er ballte die Fäuste, „martern Sie mich nicht durch sinnlose Reden! Was hat sich schon wieder Übles ereignet? Befriedigen Sie Ihre Rachsucht und gehen Sie!"

„Ereignet? Jawohl: Ereignet!" Reinhold faßte, mit großer Sorgfalt, väterlich in die Tasche. „Der Maurer Fürsorge erweiset sich auch dem negierenden Mitglied! Sie werden nicht mehr

Grund haben, mich zu verachten," sprach er triumphierend. „Lesen Sie!" Er reichte dem Keuchenden ein Schriftstück und verschränkte gönnerhaft, die Rührung kaum meisternd, die Arme über der engen Brust. Schiller riß die harten Papierkanten der Büge hastig auseinander.

Die dunkle, kranke Kontur des Lesenden grub sich in den grauen Schneehimmel, der durch das Fenster sah. Schiller neigte sich vor, er begann zu zittern; das Papier knisterte. Mit einem gurgelnden Laut stürzte Schiller zur Tür hinaus, das Papier flatterte im Luftstoß zu Boden. „Er tut sich was an," schrie, in Verzweiflung, die notgehetzte Frau Reinhold an, der sie energisch hinderte, ihrem Gatten zu folgen. „Er mordet sich!"

„Er wird jetzt erst leben," sprach der Kantianer nachdrücklich und wehmütig, weil seine Rolle sobald am Ende war. Er hob das Schriftstück auf und strich es auf dem Tischtuch liebevoll glatt, „dieser Brief garantiert dem Herrn Hofrat Schiller ein Geschenk von jährlich tausend Talern, für drei Jahre, damit er ruhig gesunde und Kraft und Freiheit zu weiterem Schaffen sammle." Sie taumelte an die Wand und faltete ehrfürchtig die Hände, als stünde Gott selbst vor ihr. Reinhold las, jedes Wort wägend, aus dem Schreiben: „Ihre durch allzu häufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, zur Abwen-

bung drohender Gefahr, für einige Zeit großer Ruhe. Nehmen Sie unser Anerbieten, zur Erleichterung des Genusses dieser Ruhe! Wir wünschen, der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen." Er sah erklärend auf. „Gezeichnet ist das Schreiben vom Prinzen von Augustenburg und vom dänischen Minister Graf von Schimmelmann," sagte er wichtig, „Baggesen hat viel getan; hier ist sein Brief an mich!"

Sie las. Sätze entstanden vor ihr, die voll Güte waren, die an Reinholds eindringlichster Fürsprache, bei den dänischen Freunden, nicht zweifeln ließen. Sie schluchzte. Nun konnte sie die teueren Medikamente bezahlen, die der Arzt, mit rührender Naivität, für Schiller verschrieb. Wein, Hühner, Milch, Butter!! „Wenn Sie Baggesen schreiben," stieß sie hervor, „so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm ..." Ein Tränenstrom erstickte ihre Stimme. Sie hielt das Tuch vor den Mund und ihr verkümmerter Leib, der sich an den Tisch mit der Hungerkost lehnte, schütterte, daß die Gläser durchs Weinen aneinanderklangen.

„Ich kann dem Freunde nichts Nachdrücklicheres schreiben!" sprach Reinhold weich, „Grüßen Sie Ihren Gatten, beruhigen Sie sich und seien Sie froh, ich bin es wahrlich auch." Er dachte der aufrüttelnden, mahnenden Persönlich-

keit Schillers, die auch ihn gezwungen hatte, und setzte leise hinzu: „Im Grunde half er sich selbst!" Reinhold nahm Hut und Mantel. Hochaufgerichtet ging er in die „Literatur", zu Professor Schütz, um dem zu sagen, daß er den Wilhelm Schlegel allzusehr protegierte. Die absolute Forderung nach Gerechtigkeit erzwang sich überall Erfüllung! Man hatte Riesenkourage, wenn man gerade ein gutes Werk getan hatte.

Frau Lotte klinkte die Tür auf, sie öffnete sich nicht ganz. Ein Fuß lag vor; sie sah ihres Mannes hageres Bein am Boden und zwängte sich erschrocken in die Schreibstube. Bewußtlos lag Schiller, hingestreckt, den Kopf in die Hände vergraben. Sie kniete neben ihn und nahm sein mächtiges Haupt in ihren Schoß. Blitzartig fuhren Erinnerungen durch ihren Kopf: Man erzählte von Menschen, die das Glück tötete! Heiß und inbrünstig, wie noch nie, küßte sie seine blutleeren, rissigen Lippen. Schwer schlug er die roten Lider auf.

„Wie glücklich können wir nun sein, denk' mal!" sagte sie, mit einem Anflug ihrer einstigen Mädchenlaune. Jählings fuhr er herum, er starrte sie, auf den kalten Boden gestützt, ängstlich an.

„Ist's wahr?"

„Wahr!" nickte sie glücklich und sah mit Rührung die krampfhafte Anspannung der Erwar-

tung in seinen kranken Zügen. Er röchelte, die Fäuste auf die zu enge Brust gepreßt; für soviel Glück war der Mensch nicht gebaut. Endlich floß wieder das freudegelähmte Blut. Seine Augen suchten dankbar, entlastet, den Himmel.

„Die Sorge von mir genommen? Die Möglichkeit gegeben, für die Ewigkeit zu arbeiten? Lotte!“ er umschlang sie gewaltig. „Wir steigen auf, wir steigen auf!! Weißt du, was es heißt, wenn sich der Zwiespalt eines Lebens schließt. Wenn die Vorsehung endlich Güte zeigt? Ich kann mich bilden, lernen, den Entwürfen meines Geistes leben, frei von lähmender Leibesnot! Ich kann wieder wirken!“

„Du nimmst das Geschenk an?“ hoffte sie kleinlaut.

Mit tiefstem Staunen sah er sie an. „Warum sollte ich nicht?“ Groß und erhaben wurde sein Blick, sein Atem rauchte, als glühte die heiße Seele aus ihm. „Meinst du, die Unterstützung gälte der Bequemlichkeit eines schlaffen Lebens? Nicht den Spendern bin ich Schuldner, ich bin es der Menschheit, die zwei Männer zum Handeln trieb, um s i c h zu bereichern! Die Menschheit ist der Altar, von dem ich das Geschenk nehme, auf den ich meinen Dank niederlegen werde. Sie braucht es! Die Sache der menschlichen Freiheit brennet, ich werde am Platze sein, die Grundmauern zu retten!“ Sie ließ den Kopf an seine

Brust sinken und war mit tränenwunden Augen glücklich. Er durfte, zum ersten Male, aufrichtig mit sich sein, ohne zu zerbrechen. Bekennend sprach er zur Welt: „Seit ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, seit ich fähig war, mein Stammeln zur bewußten Überzeugung zu formen, bin ich verurteilt, die Freiheit des Geistes zu entbehren. Ein Kinderspiel ist der leibliche Kampf gegen den Kampf des Geistes.“ Wie schützend hielt er seine Hand auf ihren schmalen Kopf. „Der übereilte Schritt zu Stuttgart, da ich kindisch floh, schnitt mir für immer die Möglichkeit ab, anders, als schriftstellerisch, zu existieren. Zehn Jahre Kampf und ich zerbrach! Meinst du, ich war so, wie ich mich zeigte, zeigen mußte? Ich hätte manchmal lieber geweint, als daß ich Sicherheit heuchelte, für mich und andre Kraft posierte. Was ich der Öffentlichkeit geben mußte, von verantwortlosem Ehrgeizwillen geboren, notgedrungen, um Geld zu schaffen, war unvollkommen, mußte unvollkommen sein, ohne Überzeugungsfundament, nur vom Temperamente herausgerissen, nicht stillgewachsen im Treibhaus der Seele. Ich sah die Meisterwerke anderer . . .“ Er starrte von der Macht des plötzlichen Bewußtseins geworfen, zum Buchregal, zu Goethes Werken. Fanatisches, flammendes Siegesfeuer flackerte in seinen Augen. „Ich werde nun auch die Muße haben, ohne die

kein Werk des Genius reift," sagte er frohlockend, „ich werde nun auch meine Ideale zeitigen, meine Begriffe klar bilden, wie er, Vernunft und Phantasie in mir vermählen, mein Leben rektifizieren. Er wird mich anerkennen müssen!!" Sie griff nach ihm: heftig hob er sich vom Boden.

„Laß mich, Lolo, laß mich," sprach er unruhig, gierig, den letzten Pfad zu erklimmen, „ich will mir Kants ‚Kritik der reinen Vernunft' aus Leipzig bestellen; jetzt habe ich das Geld dazu!" Stürmisch ging er zum Schreibtisch und tauchte den Kiel ein. „Weißt du," sagte er, während er hastig, stehend, schrieb, „Kant ist das Tor, durch das ich noch zu mir finde, ich fühle es, doch als Poet werde ich sterben!" Die Feder kratzte. „Das Geschichtswerk wird vollendet," sprach er bestimmt, „ich brauche das Studium, um den Wallensteinstoff zu erhellen, um meine Zeit zu verstehen, dann aber," er warf die Feder weit von sich und breitete die Arme, „dann aber: nur Arbeit, die der Genius will! Wallenstein! Wallenstein!!" Sie getraute sich nicht, ihn jetzt zu erinnern, daß er den dänischen Spendern bald danken müßte. Verstohlen knotete sie ihr Taschentuch, um die Mahnung nicht zu vergessen. Wenig Wochen später warf ein neuerlicher Leidensanfall Schiller wieder an den Grabesrand. Er widerstand. Kaum ins Leben zurückgetastet, kaufte er die Lotte in die Berliner Witwenkasse ein. Er studierte Kant.

Die besten Bücher ersetzen nicht das Erlebnis: Müdegedacht, zweifelnd, sah Schiller von „Kant“ auf, derweil die Lampe rußte und seine Frau sprach: „Du solltest doch vielleicht wieder, hier und da, unter die Leute gehen; es täte dir sicherlich gut.“ Zaghaft stand sie vor ihm, das zarte Antlitz von der schönen Röte ihres kleinen Heldenmutes entflammt.

„Laß mich!“ sprach er unwirsch und blätterte, mutlos und unentschlossen, im Abschnitt: Menschliche Schwächen und ihre Heilung.

„Zu Hufelands könntest du dich leicht in einer Sänfte tragen lassen. Heute ist Windstille.“

„Mein Ziel ist weit ab vom Leben.“ Starr sah Schiller zur Tischplatte nieder. Das ermattete Hirn, das, trotz aller Philosophie, die es studierte, der Kunst und dem Leben nicht näherkam, sehnte sich nach Zerstreuung. „Kunst haßt die Wirklichkeit,“ sprach er leise, sondierend, und erhoffte ihren, ihn überzeugenden Widerspruch.

„Herr von Goethe ziehet sich allerdings, sagt man, auch vom öffentlichen Dasein zurück,“ sprach Lotte, ihm zu Willen redend; sie entschuldigte sich,

mit dem letzten zaghaften Versuch, ihn doch noch umzustimmen: „Ich hätte bloß Humboldts Karoline gern gesehen; sie sind heute abend bei Hufelands."

Seufzend stand Schiller auf; langsam schlug er Kants Buch zu und sagte: „Gehen wir!" Ihm war beigefallen, daß Goethe die Welt gesucht und bereist hatte, um seine Kunst zu klären. „Du sollst deine Karoline sehen!" sprach er und schämte sich des verlogenen Gönnertones, der, wider Willen, aus ihm klang.

Sie konnte es noch nicht glauben. „Wirklich?"

„Gib mir den guten Rock!"

„Für dich ist ja der Humboldt da!" sagte sie verlegen und schuldbewußt, weil einmal etwas ihr zuliebe geschah. Sie hielt ihm, zitternd vor Freude, den tadellos ausgeflickten Rock und trat von einem Fuß auf den andern. „Denk' nur, wo er dir jede seiner Publikationen zuschickt! Er hat eine hohe Meinung von dir!"

„Das Wichtigste ist, daß der Mensch v o n s i c h eine hohe Meinung haben darf."

Lotte reichte Schiller ihren dicken Wollschal, den dieser verächtlich zweimal um den empfindlichen Hals warf. Er öffnete die Tür in den Gang, auf Menschenstimmen begierig. „Die Sänfte," erinnerte sie zaghaft.

„Ich gehe zu Fuß."

„Ich hol' sie dir; bitte; nur einen Augenblick!"

„Ich g e h e!" sagte er drohend. Gehorsam hing sie den Kopf, „ich will sehen, ob meine Studiererei überhaupt Sinn hat," sprach er hart, „meine Zukunftsarbeit wird auch keine Sänfte für meinen Herrn Leib sein."

„Sprich wenigstens auf der Straße nicht!" Seine Handbewegung hieß sie schweigen! Sie hatten nicht weit! . .

„Oh, der Herr Hofrat!" rief Professor Hufeland erstaunt und erfreut, als das Schillerische Ehepaar eintrat. „Das nenne ich einen seltenen Besuch!" Herzlich drückte ihnen der Gastgeber die Hände. „Willkommen, Willkommen!" Hohen Blickes maß Schiller die Gesellschaft, die für einen Augenblick ihr Rauchen, Trinken und Debattieren einstellte, um ihre neugierigen Augen, dem hochmütigen Gast, entgegenplänkeln zu lassen. „Exzellenz von Goethe hat auch zugesagt." Ein Riß durchfuhr Schiller. Seine Faust ballte sich in Verborgenheit. Hätte er das gewußt! Ängstlich sah ihn Lotte an.

„Willst du nicht endlich die Frau Hufeland begrüßen!?" wies sie Schiller, in seiner haltlosen Aufregung, die ihm Goethes zu erwartende Ankunft verschaffte und die eine öffentliche Begründung suchte, zurecht, „dort sitzt sie, beim Klavier!" Verstehend und ermutigend lächelte Lotte ihn an.

„Gewiß, Liebster," sprach sie freundlich.

„Hörtest du, wie er mit ihr umspringt?" flüsterte die Griesbach zur Nachbarin. Dann nickte sie der jungen Frau Schiller, mütterlich-süß, zu. „Grüß' Sie der Himmel, liebe kleine Frau Hofrat." . . .

„Des Herrn Geheimrates wissenschaftliche Arbeiten sind nicht gründliche Forschungsergebnisse," sprach Hufeland entschuldigend zu einem Internisten, der gegen die Perkussion war, „Sie müssen, um ihnen gerecht zu werden, stets festhalten, daß es bloß fabulierende Geistesgebäude sind. Er dilettiert auch im Sezierſaal." Er brach mit den Worten ab: „Dort kommt Loder, der ist von ihm begeistert!" Loder und Schiller schüttelten sich die Hände.

„Benimmt sich die Lunge brav?"

„Ich bin der hippokratischen Kunst Opfer."

„Im Ernst, Herr Kollega, geht es Ihnen besser?"

„Schlaflosigkeit und Asthma abgerechnet, bis auf weiteres: nicht schlechter als früher!" Schiller drückte dem steif vorübergehenden Reinhold die Hand. Wielands Schwiegersohn tat beleidigt: Schiller, der Undankbare, hörte man, hatte die Absicht, wenn er wieder gesund wurde, auch eine Vorlesung über Kantische Philosophie anzukündigen! „Ist es nötig," sprach Reinhold, neben dem Teekessel, zu Griesbach, und sah böse auf Schiller,

„daß der Herr Herzog den Fichte zu uns berufen will? Ich bin für Kants Wissenschaft hier!"

„Jawohl, wir werden uns wehren!" beteuerte der behäbige Kirchenrat von der warmen Ofenbank her, auf der er falsche und salbungsvolle Augen machte. „Wir brauchen nicht Männer, die die heilige Religion nur als praktischen Glauben an eine moralische Weltordnung ansehen." Fröhlich beleidigte er Reinhold: „Wir brauchen überhaupt die Philosophie nur so weit, als sie die Magd der Theologie ist!" Faul drehte er den Kopf und sprach gnädig: „Gottes Gruß, Freund Schiller!" Ingrimmig rückte ein Dozent zur Seite, um dem Schiller Platz zu geben, der, ohne jede Leistung, vom Herzog sogar den Gehalt geschenkt bekam! Das ruhige Antlitz eines jungen hochgewachsenen Mannes wurde sichtbar, der bis nun still beobachtend an der Mauer gelehnt und keinen Blick von Schiller gelassen hatte. Mit glänzenden Augen trat er nun vor. „Ich begrüße Sie herzlich," sprach er und setzte mit gedämpfter Stimme hinzu, mit überlegener Laune die akademische Gesellschaft musternd, die ihre Unterhaltung wieder voll aufgenommen hatte. „Sie sind, hoffe ich, nun glücklich durchs rote Meer?"

„Guten Tag, Herr von Humboldt! Wie geht es Ihrem Bruder?"

„Wir machen uns immer zu tun — er bostelt

gerade an einer Grubenlampe.“ Die Tür ging auf. Flackernd flog Schillers Blick drauf zu. „Der Paulus mit seiner schönen Frau!“ sprach informierend der dicke Herausgeber der ‚Literatur-Zeitung‘. Er fing sich Schiller beim Rockknopf und sagte überredend-kläglich: „Wollen Sie den alten Schütz nicht ganz vergessen, Verehrter, und ihm Ihren Aufsatz ‚Über die tragische Kunst‘ überlassen?“

„Ich brauche ihn für meine ‚Neue Thalia‘.“

„Gut, ich will zurückstehen, aber Sie lesen daheim ein Privatkolleg ‚Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen‘ — man verheimlicht mir nichts in Jena, Verehrtester! — überlassen Sie mir wenigstens die Kollegienhefte!“ Er lachte ungelenk. „Zwar weiß ich nicht, wieso man am tragischen Elend Vergnügen haben soll, aber ich kaufe bei Ihnen vertrauensvoll die Katze im Sack.“ Mit Grimm sah der Literaturlakei, daß Humboldt von neuem dazwischensprach, und daß Schiller sich diesem, ohne ihm zu antworten, bereitwillig zuwandte. Er ging zum unzufriedenen Dozenten und sagte dem wortwörtlich die gleichen Phrasen wie Schiller.

„Sehen Sie unsere Frauen,“ Humboldt lächelte mit heller Freude und strich seinen wilden Haarschopf, „wie die sich verwundern, daß sie als Ehefrauen noch ebenso menschlich aussehen, wie als freundschaftschwärmerische Mädchen. Wie

die Ihre meiner Karoline in die Augen blickt! Wir hatten Glück im va banque der Heirat! A propos: ist Ihre Frau Schwägerin noch im ‚Tugendbund‘?“ Spöttisch fingen seine Zähne die Unterlippe.

„Ich weiß bloß, daß sie, zur Zeit der Niederschrift ihres letzten Briefes, wieder einmal fest entschlossen war, sich scheiden zu lassen, und daß sie damals einhundertundzwanzig Pfund wog, infolge einer Badekur, wodurch sie soll verschönert worden sein.“

„Eine eigenartige Manier, durch Gewichtsverlust die Schönheit zurückzugewinnen!“

„Ihr Artikel, in dem Sie die Grenzen der Staatswirksamkeit zu stecken versuchen, sprach mich an,“ sagte Schiller mit Sachlichkeit; sein Kopf konnte nicht lange pausieren und — er erwartete. Goethe! „Der Aufsatz gab mir aber kein geschlossenes Ganzes in mein Denken! Sie dachten Frankreichs?“

Humboldt spielte, nachdenklich lächelnd, mit der schweren Goldkette, die ihm, von der Uhr her, über die blaue Weste hing; die andre Hand kraute überlegend im Kopfhaar. Er hob den weltsichern Blick und sagte sarkastisch: „Ich begreife sehr gut, daß Sie keinen einheitlichen Eindruck empfingen — die Zensur, die meint, im Maße das Denken zunimmt, gegen das Denken handeln zu müssen, erlaubte mir nur die Publikation von

Bruchstücken! Sie können sich denken, daß sie gerade das strich, was den Gebildeten zu interessieren vermocht hätte!"

„Immerhin meinte ich zu erkennen, daß Sie etwas einseitig urteilten," blieb Schiller hartnäckig und forderte des andern Widerspruch, „ich bin nicht der Überzeugung, daß der Staat nur für die Sicherheit der persönlichen Freiheit zu sorgen hätte!"

„Pardon: Wenn ich persönliche Freiheit habe, nur dann kann ich mir die höchste Geistesblüte erlauben; nicht wahr? Die Geistesblüte schafft sich der Mensch selbst — was bleibet also für den Staat zu tun? Das, was der Mensch nicht selbst zu leisten vermag: die Sicherung der persönlichen Freiheit!"

„Sie denken zu egoistisch für den einzelnen und zu gering von der Unterordnung unter die Gesamtheit, der wir alle dienen."

„Mir heißt: ins Große und Ganze wirken, auf den Charakter der Menschheit wirken. Darauf wirkt aber jeder, sobald er auf sich und nur auf sich wirkt!" Humboldt sah des Kranken Erregungsröte und dachte der Briefe, die seine Frau von Lotte Schiller erhalten hatte; er lenkte in ruhige Bahnen: „Sagen Sie," stellte er sich interessiert, „der dicke Schütz redete vorhin davon, wenn ich richtig verstand, daß Sie ein tragisches

Thema behandelten? Sind Sie der Meinung, daß unsere Zeit überhaupt tragische Stoffe hätte?"

„Verzeihung," sprach Schiller und runzelte die Stirn, „Sie bleiben nicht bei der Stange!"

„Ich bin nicht spekulativ," entschuldigte sich liebenswürdig Humboldt, „drum suche ich von Ihnen zu profitieren; ich ließ die Logik im Stich, weil ich vermeine, sie zu beherrschen."

„Ich möchte aber dort logisch sein, wo die Spekulation nicht am Platze ist!"

„Bitte!" Humboldt machte nachgebend eine einladende Verbeugung; „bleiben wir also bei der Stange!"

„Welche Mittel soll der Staat, nach Ihrer Meinung, Herr von Humboldt, anwenden, um die persönliche Freiheit zu sichern?"

„Die Mittel der französischen Revolution!" rief Professor Paulus, der, ohne Aufforderung, zugehört hatte. „Lesen Sie Wielands begeisternden Zuruf im ‚Merkur' und Sie wissen, meine Herren, was wir zu denken haben!" Griesbach ballte die Fäuste wider den Sprecher und spie erbittert hinter den Ofen.

„Gehen wir in die Fensternische, Herr von Humboldt," sprach Schiller scharf, „vielleicht ist es dort möglich, ungehindert vernünftig zu sprechen." Gelassen folgte Humboldt; er lächelte ironisch. „Weit vom Schuß der Umwälzung erhöht sich augenscheinlich die Begeisterung dafür,"

sprach er langsam. In der schützenden Fensternische legte sein Antlitz die Maske ab. Heiß sprach er: „Nicht umsonst habe ich in Berlin die Depravation des bureaukratischen Pfaffenregimes kennen gelernt. Tod der Reaktion, die jede Beeinflussung des Staates bedeutet! Nehmen Sie die Alten zum Vergleich; die sorgten von Staats wegen bloß für die Kraft und Bildung des Menschen als Menschen; die suchten klüglich Tugend; wir von heute — ich bitte herzlich, mich auszunehmen! — suchen ‚Glückseligkeit'!" Verlegen fuhr sich Humboldt über die hohe Stirn; die norddeutsche Abstammung schämte sich des verratenen Temperamentes. Er schloß gewandt: „Sie können sich denken, daß mich unser guter, von fürstlicher Beglückung träumender Dalberg arg verachtete, als ich in Erfurt unklug meine Ansichten auspackte!"

Schillers Blick leuchtete. „Sie haben recht," sprach er und sah neues Land, in der hellen Sonne der Erkenntnis, „jeder Staat ist nur Menschenwerk, der Mensch jedoch ist ein Werk der unerreichbaren, großen Natur! Der Staat ist drum Zufall, der Mensch aber ein zwangnotwendiges Wesen. Der Staat ist ein Gedankenwerk der Menschenkraft, der Mensch aber ist die Kraftquelle selbst und der Schöpfer des Gedankens, weil in ihm Schönheit, Wahrheit und Recht auf den ewigen Fundamenten der Natur ruhen! Nicht umsonst steht die Natur unter dem Verstandesgesetz!

Wahrheit und Recht im Menschen sind ja die Folgen des Weltgeschmackes und dieser ist die Folge der eingeborenen Schönheit." Die Stimme hob sich: „Daher gehet der Weg zur Freiheit nur durch die Schönheit!" Humboldt fing heftig Schillers Hand; dem welterfahrenen Aristokraten fehlte das Wort. Schließlich sagte er heiser und ergriffen:

„So ungefähr schwebten mir die Dinge vor!" Ärgerlich brach er ab und sah ins menschenüberfüllte Zimmer, in dem kulturloser Lärm den dicken Rauchnebel und die flackernde Kerzenbeleuchtung besiegte: „Hoch die französische Freiheit," schrie die menschliche Dutzendware zu klingenden Gläsern, „hoch die Revolution!" — „Kant sagt," lamentierte Reinhold verzweifelt, „niemals wird durch eine Revolution wahre Denkreform zustande kommen!" — „Das meine ich auch!" schrie Griesbach, „Herr Vizepräsident Herder denkt wie ich!" — „Kant ist für die Revolution!" — „Hoch die Erfüllerin der Menschenrechte!" — „Ich bin gegen jede Auflehnung," zeterte Reinhold mit reaktionärer Bissigkeit, „haben unsere Väter leben können, wird wohl auch für uns das erprobte Regime gut sein." Protestierend streckten die Widersacher die Hände in die Höhe. Gedankenlose Schwärmerei und Widerspruchssucht, die den Skandal, als Vortäuschung von Originalität, liebt, vermählten sich in den Hirnen mit der Zeitüberhebung zum inhaltlosen Rufe: „Freiheit

Gleichheit, Brüderlichkeit!“ — Mit wilder Energie überschrie Frau Griesbach alle: „Noch nie hat soviel Interessantes in der Zeitung gestanden! Noch nie! Sie sollen sich nur weiter metzgern; mir macht's Freude!“ Wohlig verschränkte sie die dicken Arme und die Zunge leckte gierig die Mundwinkel aus. Karoline von Humboldt nützte die Müdigkeit der Kehlen: „Mein Mann hat“, sagte sie bescheiden, mit klug vorgeneigtem Profil, „den Sitzungen der Nationalversammlung angewohnt.“ Lächelnd, seines Einverständnisses sicher, wandte sie sich dem Gatten zu. „Lassen Sie sich von ihm erzählen, was für ein Schauspiel die Revolution, für die Gleichheit der Menschenrechte, in der Nähe besehen, ist.“

„Ja,“ schrie die Griesbach und wischte sich lüstern den Mund, „er soll erzählen.“ Sie drehte sich auf ihrem ächzenden Sessel gegen die Fensternische und setzte sich in Positur. „Vorwärts, Herr Legationsrat!“ — „Erzählen!“ — „Los!“ — „Interessant zum Gruseln!“ schloß die kleine Paulus den allgemeinen Aufforderungsschrei; sie wellte wohlig die runden Schultern; ihre Blicke animierten den unzufriedenen Dozenten.

„Man hat einen adeligen Minister an die Laterne gehängt,“ sprach Humboldt, mit spöttisch-höflichem Antlitz, leicht vortretend, „um zu zeigen, daß die Freiheit des Pöbels das gleiche leistet, wie die Freiheit der Despoten! Man brauchte drei

Stricke, weil zweie rissen.“ Humboldts Gestalt wurde zu spöttischer Frage. „Soll ich weitererzählen?“

„Weiter!“ sagte die Griesbach streng.

„Er schrie kläglich um sein Leben, wodurch er seine Gleichheit mit dem Pöbel erwies, den er seinerzeit hatte hängen lassen, und der auch geschrieen hatte. Zum Schlusse trug man den blutenden Kopf, zum Beweise der liebevollen und durchgeführten Brüderlichkeit, auf der Pike spazieren.“ Ein dicker Orientalist, der keine Hörer hatte, rief:

„Trotz allem wird sich die Weltpolitik nur von Frankreich aus verbreiten, das sich die einzig richtige Verfassung der Vernunft gab. Gleiches Recht für jedermann.“ Erbittert sah er seinen Konkurrenten an, der im Auditorium zehn Hörer hatte. „Es ist ein anmaßlicher Wahnsinn, wenn einer mehr sein will als die andern!“ Erschrocken verstummte er, scheu trat er zur Seite: Dicht vor ihm, mitten im Zimmer, stand Schiller, mit blitzenden Augen und rotem Antlitz.

„Die französische Republik wird ebenso schnell aufhören, wie sie entstand!“ sprach er heftig und gewaltig. „Ich beklage es tief, daß jede gute Sache sich hiernieden selbst vernichtet, doch dies eherne Gesetz ändern weder Doktrinen noch einseitige Parteistandpunkte! Das Weltgebäude weicht den Kopfgespinsten nicht! Anarchie wird

das Ende dieser Volksbeglückung werden, die mit wahrer Freiheit nichts zu schaffen hat! Die Anarchie wird neuen Despotismus gebären!"

Still und stumm saßen sie; für einen Augenblick hielt er ihre Seelen. Dann wehrten sie sich. Eine widerstrebende Stimme sagte: „Woher, stürmischer Herr Hofrat, nehmen Sie Ihre kühne Prophezeiung?"

„Wer die Weltgeschichte in sich erlebte und sie, das Gesetz suchend, durchsieht, weiß, daß die Natur nur durch Wiederholungen ihre scheinbare Mannigfaltigkeit erreicht!" Verächtlich brach Schiller ab: wofür sprach er, vor diesen Oberflächlichen, vom innersten Geheimnis seines Strebens? — „Weil er eine adelige Frau hat," wisperte die Griesbach zur Nachbarin, „redet er so! Er lebt ja auch von fürstlichem Gönnergeld!" — „Sie lasen es in den Journalen," sprach Schiller, der den häßlichen Gedanken, durch der Frau unaufrichtigen Blick, empfand, stolz, „daß man mir ein öffentliches Geldgeschenk machte, um mich für die Menschheit denken zu lassen. Ich bitte, die Legitimation zur Äußerung meiner Ansichten d a v o n abzuleiten!" — „Nicht wahr, Hochverehrter," sprach ein Historiker der Jahreszahlen hämisch, „Sie schrieben einmal die Räuber?" — „Nur Entwicklung, mein Herr, führt zur Menschwerdung!" Schiller drehte den Kopf; es hatte eine Hand, fein und zart, geklopft.

„Die Exzellenz!“ sprach ehrfurchtsvoll der Hausherr. Langsam öffnete sich die Tür: Goethe stand auf der Schwelle; sehnsüchtig nach Zerstreuung lächelte das mächtige zerdachte Haupt. Der Streit verlosch; es gab Verneigungen und Knixe. Herr von Goethe war im einfachen Rock. „Ich bitte, die Plätze zu behalten,“ sprach er herzlich, sein heiterer Blick überflog den Teezirkel. Die Augen dunkelten. Schiller sah das Zucken des beherrschten Gesichtes, als Goethes Blick auf ihn stieß. Ungeduldig bewegte sich Goethes Rechte, als gäbe er Befehl, etwas Störendes aus dem Zimmer zu entfernen; es blieb bei der Pauschalbegrüßung. Die Exzellenz, die so liebenswürdig eingetreten war, wandte, verfinsterten Antlitzes, den Kopf eingezogen, der Gesellschaft den Rücken: Die überglückliche Frau Paulus genoß die Auszeichnung, als Lückenbüßer, in ein verhaltenes Gespräch gezogen zu werden.

„Er ist wieder schlecht aufgelegt,“ konstatierte Humboldt.

„Der Krieg Österreichs und Preußens, wider die Revolutionären, ist bereits ausgebrochen,“ sprach hochbefriedigt der hinzutretende Griesbach, der außer dem Zimmer geweilt hatte und erleichtert zurückkehrte, „des Exzellenz' Diener erzählte eben, er hätte die diesbezüglichen Nachrichten in der Mappe getragen.“

„Bei solcher Sachlage wird Wieland wohl

nimmer lange für die Revolution sein!“ lachte Humboldt.

„Immerhin, er hat, bei seinen Lächerlichkeiten, die deutsche Sprache in der Form bereichert und ist, in seiner Art, ein geschmacksuchender Mann!“ Schiller warf den Kopf hoch. „Ich lege Wert darauf, dies zu konstatieren, weil ich ihm einmal, im Innern, allzu unrecht tat!“

„Ruhe!“ sprach Hufeland, den Kopf nach Goethe gewendet, bat er höflich: „Einen Augenblick, Exzellenz!“ Sie lauschten. In der Gasse hob sich Lärm von Tritten und Stimmen. Metall klang und Pferdehufe klirrten. Stirnrunzelnd, bei zusammengepreßtem Munde, sah Goethe zu Boden; was war das wieder? „Die Herren Studenten haben das Haus des Prorektors gestürmt,“ erklärte das servierende Hausmädchen und wurde feuerrot, weil es vorhin eine sträfliche Zusammenkunft mit dem Pedellen gehabt hatte, von dem es sein Wissen bezog, „sie ziehen wieder, sagt man, wegen der Relegation eines Herren Kommilitonen, aus!“

Goethe schüttelte den Kopf. „Die Jungens sind entsetzlich dumm,“ sprach er und nützte aufstehend die Gelegenheit: „Kommen Sie, liebe Paulus,“ sagte er befehlend, „gehen wir in die Hinterstube.“ Seine breite Gestalt verschwand, eilig die Gesellschaft fliehend, mit der koketten Frau, in der hellen Tür.

„Alter, zu mir!“ befahl die erfahrene Griesbach ihrem Mann; rasch räumte sie die Gläser vom silbernen Unterbrett, das sie, wie einen Schild, zwischen ihren Löckchenkopf und das Fenster hielt, vor dem sie saßen. „Bei mir geschieht dir nichts! Komm her!“ Schon erscholl der drohende Ruf aus der Gasse: „Lichter aus! Lichter aus!!“

Klirr gingen die Scheiben in Scherben, Steine fielen polternd ins Zimmer, die Winterkälte drang ein. Die Gesellschaft floh in die Hofräume, derweil die Gasse sang: „Burschen heraus!“ Strammen Schrittes zogen die neunhundert Studenten, in ihren Reihen Bierkarren und „Munitionswagen“, beladen mit Fraß aller Art, in ein Bierdorf. Sporen und Hieber klangen.

„Meine Herren,“ sprach Schütz im überfüllten Hinterzimmer, „beschließen wir gleich hier, wie wir die Kerls wieder zurückkriegen — ohne Studenten gibt's keine Akademie!“

„Die Pursche sind vom Starke aufgewiegelt,“ sagte Loder seufzend und kratzte sich den Kopf, „weil i ch den Relegationsantrag stellte — man kann ihn ja aufheben! Es sind gährende Zeiten!“ Beistimmend nickten die würdigen Professorenhäupter: Aufheben! Fragend blickten sie zum Geheimrat.

„Meine Herren,“ sprach Goethe steif, „walten Sie Ihres Amtes; die Verwaltung der Akademie

mischt sich grundsätzlich nicht in interne Angelegenheiten des Senates."

„Kommen Sie, Humboldt," sagte Schiller heiser, „gehen wir — man weiß hier nicht, daß die Jugend ohne Erziehung zur Würde nicht tüchtig werden kann. Trinken wir den Tee bei mir." Schon kam Lotte mit dem wollenen Schlips geeilt.

„Es ist hier zu kalt für dich," sprach sie. Sie empfahlen sich, widerstrebend hob Goethe den Kopf. Unsicher blickten die scheuen Augen. Wie in leiser Hoffnung. Er wollte etwas Verbindliches sagen, denn die Rezension aus Schillers Feder, die er gestern gelesen hatte, die hätte er selbst Wort für Wort unterschrieben! War am Ende doch im Pathetiker Feinheit des Denkens? Goethe sprach:

„Das Titelkupfer in Ihrem historischen Werk ist gefällig."

Steif neigte Schiller den Kopf. „Die Anerkennung zeichnet den Kupferstecher aus." Er ging. Betroffen senkte Goethe das kindliche Götterhaupt. Freundlich-dankbar lächelte er, als ihm die kleine Paulus hilfreich die Hand auf den Arm legte, mit der Bitte, ihr zu sagen, was für ein Kostüm er für die Redoute empfähle.

„So eine Art Engelchen mit Teufelsallüren, mein Frauenmädchen."

Hämmernden Pulses trat Schiller ins Freie. Einige „Laubfrösche", von der Wache, suchten,

unter dem Befehl eines Unteroffiziers, mit Laternen emsig die dunkle Gasse ab. Vielleicht hatten die Studenten, beim eiligen Auszug, etwas „zu Deponierendes“ verloren! Gebückt zickzackten die Laternenträger den Schillerischen Heimweg entlang. „Ich werde zu Freund Körner reisen,“ sprach Schiller, und sein Atem quoll fremd in die Dunkelheit, „mich sehnet nach Gesprächen eines offenen Menschen. Hier lebt nicht einer, der meine Gedanken förderte.“ Warm war Humboldts Antwort: „Ich hoffe, im nächsten Jahre in Jena zu leben.“ Er unterrichtete seine fragend aufsehende Frau vom momentan entstandenen Entschluß durch die Frage: „Wär's hier nicht sehr nett?“

„Ach ja, Wilhelm.“

Lotte Schiller hing eng und glücklich am Arm ihrer Freundin. „Man muß die wenigen Menschen, die uns lieben, festhalten,“ sagte sie, „vergiß nicht, Schiller: Deine Mutter kommet bald auf Besuch!“

„Ich reise, bis Humboldt kommt, zu Körner.“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Nicht wahr,“ rief der dickgewordene Körner hocherfreut in seiner Studierstube Schiller zu, „Kant ist ein Fürst des Denkens! Wie glücklich bin ich, daß du nun ganz zu ihm fandest!“ Voll Begeisterung rekapitulierte er, selig, daß sein alter Schiller zuhörend neben ihm saß, das Ergebnis

der Studien: „Kant sagt: Die eine Seite jedes Wesens ist individuell, bei jedem Menschen anders, dorthin gehören unsre Sinnesempfindungen, Gefühle, Sympathien und Antipathien. Diese a posteriori-Eigenschaften liegen nicht von der Geburt an in uns; sie sind angelebt. Dafür aber ist das zweite Wesen in uns allen Subjekten gemeinsam, das Sittengesetz, das gehört der Gattung, das liegt daher von vorneherein in jedem Menschengeiste bereit, es ist a priori vorhanden und nach ihm müssen wir letzten Endes handeln."

„Diesen Ausdruck des „Müssens", diesen kategorischen Imperativ, table ich, weil er das sittliche Gesetz zum Schulmeister erniedrigt," sprach Schiller grübelnd. Ganz fern, am Horizonte seines Denkens, stand der Wallenstein, dessen Schicksal sich so nicht schloß, „das ‚Müssen' ist gut für dumpfen Knechtsinn; der wahre Mensch handelt aus freier Wahl, in ihm ist die sinnliche Natur dem Geiste nicht als Last, sondern als Helfer zu höherm Selbst beigesellt."

„Willst du Kant verbessern?" fragte Körner, mit unbewußtem Anhauch zünftlerischer Empfindlichkeit.

„Kant sprach das aus, was sich dumpf, in mir tastend, nicht ans Licht getraute; das ist die höchste Liebestat, die ein Geist dem andern tun darf. Ich bin in allem einig mit ihm, ich sehe nunmehr

ruhig die Tatsache des zerfleischenden Widerspruches, zwischen dem, was der Mensch tut und dem, was er tun sollte, doch — ich habe zu schaffen. Nicht zu bewundern, sondern auszubauen! Meine Form dieser Erkenntnis zu suchen, die Art, mit der ich meine Erhellung den andern zu vermitteln vermag. Die geistigen Erkenntnisse, Körner, müssen im Menschen, der künstlerisch schafft, zur Natur werden, ehe er richtig schafft."

„Es freut mich, Schiller, daß du das Wort: Kunst gebrauchst! Ehrlich gestanden: Du warst mir in deinen Briefen zu philosophisch geworden. Das ist für Menschen, wie mich, die kein schöpferisches Talent haben; der praktische Künstler reicht mit der Einbildungskraft aus! Sieh Goethe!" Absichtlich schnitt Körner das heikle Thema an: er verstand Schillers dauernde Negation dieses bedeutenden Mannes nicht. War das klug? Zwei, die sich stützen sollten, mieden einander? Herr von Goethe hatte letzthin über seine Einsamkeit geklagt!

„Herr von Goethe wird sich zur Aufrichtigkeit bequemen müssen, will er der ganz sein, der er sein kann," sprach Schiller. „Vielleicht schenkt die Kriegsfurie ihm endlich die wichtige Einsicht."

„Wie kommt Herr von Goethe nur ins Kriegslager?" stoppte Körner die heraufbeschworene Debatte, denn er fürchtete jetzt Schillers Temperament. Er ist wohl gar schon im Feindesland?"

„Humboldt erzählte, er sei auf ausdrücklichen Wunsch des Herzogs ins Feld gezogen.“ Abschließend hob Schiller den Kopf. „Jedenfalls führt er zurzeit körperlichen Krieg und ich geistigen! Bleiben wir bei der Philosophie!“ Körner sah, daß es besser wäre, das Goethe-Thema fallen zu lassen. Verstimmt beharrte er:

„Zuviel Philosophie ist der Kunst schädlich.“

„Philosophie und Kunst sind, in der höchsten Höhe, e i n e s!“ sprach Schiller stolz, „jede Geistesleistung dient dem Einen, Letzten, Rätselhaften in uns, das wir hilflos Seele nennen, weil wir kein anderes Wort erfanden. Nur wer sich darüber klar ist, wer dem Unfaßbaren kühn ins Antlitz blickt, ist Mann, und nur wer Mann ist, ist vollwertig im Reiche der Kunst. Ich werde erst wieder künstlerisch schaffen, bis ich die Welt begreife, d e s w e g e n treibe ich Philosophie! Begreife ich die Welt, so begreife ich mich in der Welt und die Welt in mir. Ich kann nur schaffen, wenn ich klar bin, wenn ich meine letzte Persönlichkeit erarbeitete.“

„Ich las diese, deine Meinung letzthin in der scharfen Abwehr der Gedichte des armen Bürger.“

Hart schlossen sich Schillers Lippen. „Wieso: arm?“ fragte er kurz.

„Er ist zu Tode krank und drum in seiner

Dichtung gebrochen, die er, des Hungers wegen, nicht lassen darf."

„Körner: Kunst hat mit Humanität nichts zu schaffen! Hätte mich das nordische Geldgeschenk nicht erreicht, ich wäre verhungert, meine Kunst aber hätte ich nicht entweiht, um Brot zu haben."

„Du magst absolut im Rechte sein," wog Körner; nachdenklich bewegte er seinen frühen Graukopf, derweil durch die Stubentür seines Söhnchens Kindertrompete lärmte, „vielleicht werde ich wirklich in meinem Aktenstaub zu nachsichtig; aber: ich denke jetzt eben so. Die Pariser Schreckensnachrichten stimmen mich, seit Monaten, erregt und ruhebedürftig; ich habe mit allen Menschen Mitleid und zittere, wenn ich die Zeitung aufschlage, vor der neuen unfaßbaren Roheit dieses Pöbels, der unser armes Deutschland schon gedanklich verheert. Gott gnade uns, wenn die Revolutionsheere siegreich blieben."

„Auch ich habe gezittert," sprach Schiller, „doch jetzt bin ich sehend im Zeitereignis und ich werde desto eher handeln, da ich, durch meine Jugendschwärmerei, selbst zur Trübung des Denkens, im Sinne dieser Revolution, beitrug; die Sühne darf nicht aufgeschoben werden! Sieh, Freund," sagte er sarkastisch, „wir kommen doch wieder auf das frühere zurück: Haben diese Revolutionäre, die jeden Verdächtigen hinmetzeln, nicht

auch das Kantische ‚Müssen' zur Reinheit, die innere Nötigung zum Guten in der Form des befehlenden Sollens in sich? Und doch sind es Tiere, Rohstoff, aus dem erst das Wesen erzogen werden muß, das gut ist, weil es gut sein will. Ich werde der Menschheit die Augen öffnen."

„Philosophisch oder künstlerisch?"

„Gleichgültig die Form, wenn der Inhalt heilend ist!" Schiller warf den Kopf zurück. „Meinst du, daß Göschen die Erziehungszeitschrift, die ich vorschlug, nicht machen will; er war zähe im Antworten?"

„Auch ich bin der Ansicht, daß es klüger wäre, einstweilen abzuwarten und zu schweigen," verteidigte Körner bedächtig seinen verlegerischen Freund, „man weiß noch nicht, was eigentlich werden wird."

„Nie wäre ein Schritt zur menschlichen Verbesserung geschehen, wenn stets die Freigesinnten abwartend geschwiegen hätten! Was werden wird? Unsere Heere werden geschlagen werden; Irrsinnige haben dreifache Kraft! Der letzte, zerstörende Volksirrsinn ist das Ende, wenn wir nicht steuern! Schuldig jeder, der nicht eiligst beginnt, die rettende Mauer aufzuführen, die den Brand des Menschenherzens dämmt. Soll es neuerlich in Tierheit fallen?" Todblaß schwieg Schiller; Körners Blick sank, zweifelnd und be-

drückt, zu Boden, derweil draußen seines Kindes Trompete zur Schlacht rief.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Goethe stand vor seinem Zelt. Brüllend spielten die französischen Batterieen durch die Nacht. Hinüber und herüber entwickelte sich das donnernde Feuerspeien der Geschütze; fernher klang Geschrei Kämpfender. Bitter nickte Goethe. „Der Mensch ist mit dem Tiere aufs nächste verwandt; wer die Leyer wert hält, ist ein Narr!" Schmerzlich zog er den blauen Reitmantel, den Kugeln gelocht hatten, um die fröstelnden Schultern: wieder empfand er die furchtbare Einsamkeit, in der sein Denken lebte. Seine bohrenden Augen suchten aufmerksam, unter dem weitvorstehenden Schirm der Mütze hervorspähend, den Nachthimmel ab, den der kalte Wind des nahenden Morgens zerriß. Wo war die liebende Sonne? Ernst zeichnete sich das große, vom Aufleuchten der Schüsse beleuchtete Antlitz vom Wolkendunkel ab. Er seufzte.

„Sofern dem menschlichen Auge das Dunkle geboten wird, fordert es das Helle," sprach er, halblaut grübelnd, seine Beobachtung aus, „wären wir doch ein Wurf nach höherem Ziel?" Er erschrak. „Doch das Auge fordert Dunkel, wenn es zuviel Helle sah?" Er starrte zur finstern Erde. „Wer hilft mir zum Ende?"

Schiller durchsann, zu Jena, die Nacht, wie

er sich und andre höbe. Stammelnd rang er die Hände; er zerbiß sich die Lippen. In niederwerfender, zerschmetternder Qual keuchte er: „Hinauf, hinauf ohne Flügel?!“

Die Kutsche mit Schillers Mutter und Schwester rollte Jena zu. Der Chausseestaub flog und die fruchtbeschwerten Äste der Obstbäume, die den Straßenrand säumten, schlugen klatschend und früchteverschleudernd an den hochbauchigen Koffer, den Hauptmann Schiller mit großer Anstrengung und Sachkenntnis, nach militärischen Prinzipien auf die umgitterte Kutschenplattform geschnürt hatte.

Lebfreudig spähte die Fünfzehnjährige durchs Kutschenfenster. „Mutterle, sieh nur, wie groß die Stadt ischt!“ Sie streckte frohlockend den Arm gegen den alten, braunen Turm, der die steilen Giebel überragte, die mit Rauchfähnchen im Baumgrün flaggten. „Herrgottle, hat's der Herr Bruder schön!“ Schillers Mutter nickte, weil sie, der verhaltenen Tränen wegen, nicht sprechen konnte: sie hatte ihren Einzigen ja solange nicht mehr gesehen! Der Wagen rumpelte und stieß, die Nane sah großaugig was Neues:

Über die Sturzäcker, die zur Linken lagen, sprengte ein Reiter. Klein und fern war die Kontur. Wie Flügel flogen die langen Schöße des

offenen Rockes. Steil stand der Kopf der hellen Sonnenscheibe zugerichtet. Wie der heidnische Sonnengott, auf einem seiner Sonnenrosse, ritt er und war doch sicherlich, wie Nane mit angenehmem Schauder dachte, ein „wüschter" Student! Sie sah dem scharf Galoppierenden nach, bis er in der Ferne, hinter einer Bodenwelle, verschwand; ihre neugierig angeregten Sinne ließen den flüchtigen Eindruck nicht zur Formung durch die Rede gelangen. „Ischt also der Herr Bruder hier ein gar angesehener Herr? Was?" fragte sie, die Blicke in das fremde Panorama verloren.

„Wenn er nur gesund wär!" Müde und sorgenvoll lehnte die alte Frau den Silberscheitel, in dem nur mehr ein Hauch der vererbten Haarröte war, an die gepolsterte Rückwand der Extrapost; sie faltete die Hände und kam nicht von bittersüßen Erinnerungen und Erwartungen los. Dazu die Kriegsgefahr in der Heimat!

„Mutterle," sagte Nane, die ihre erste Reise tat, und fuhr mit dem Kopf aufgeregt beim Kutschfenster herein, „ich seh' eine von dene jenenser dames! Sie kommet auf uns zu! Sie hat ein rotes Sonneschirmle." Der Kopf schoß fensteraus, fensterein. „Guck' nur: wie herzig! Meinscht, die Frau Schwägerin wird vornehm tue? — Mutterle," sprach die Nane kleinlaut, nach neuerlicher Beobachtung, und kroch in sich zusammen, „sie siehet akkurat wie die auf dem

Bildle aus, das wir, neben dem Herrn Bruder seiner Silhouette, hange haben. Sie winket!"

Frau Dorothea blickte erregt durchs Fenster; der Wagen fuhr langsam, als wollte er stehenbleiben. „Es ist, beim leibhaftigen Gott, dem Fritz seine Frau, wenn nicht alles trüget!" Die Hauptmännin klopfte ans vordere Kutschenglas, durch das der breite Buckel des Kutschers gelassen sah. „Halt Er auf; wir wollen aussteigen!" Der Buckel zeigte rechts und links zwei Ellenbogen, die heftig, beim Zügelanziehen, nach rückwärts fuhren. Der Wagen hielt.

Lotte Schiller stand verlegen, mit ihrem oft renovierten Federhütlein aufgeputzt, am Straßenrand und lächelte hilflos. „Willkommen, verehrte Frau Schwiegermama," sagte sie höflich und knixte. „Hatten Sie gute Reise? Ich bin Schillers Frau."

„Vom Fritz!" Ehrfürchtig warf die Nane die Wagendecke mitten in den Staub, weil sie, mit Rührung, zusah, wie sich die zwei Frauen küßten. Tränennaß und doch aus tiefster Seele glücklich musterte Schillers Mutter die junge Frau, die nun beim Fritz ihre Stelle, in andrer Form, vertrat. Mitleidig fragte sie: „Hat er noch immer mit den Krämpfen zu tun?"

„Entschuldigen Sie gütigst, Frau Schwiegermama," sagte Lotte Schiller hastig, „daß der Schiller nicht mitkam, aber er erhebet sich durch-

aus erst gegen Mittag, weil in der Nacht die Brustkrämpfe sind, und da hab' ich ihn nicht aufstören wollen; Sie verstehen, Frau Schwiegermama, nicht wahr?"

„Ist's nicht besser?"

„Seit der zerstreuenden Reise zum Herrn Konsistorialrat Körner ist er umgänglicher." Lotte erschrak über ihre Offenheit tödlich und verbesserte mit demselben Atem: „Ich meinte nur, er sei wohler; ich hab' mich wahrlich nicht zu beklagen!"

„Ich weiß, liebe Frau Tochter, daß mein Fritz Ihrer lieben und gütigen Fürsorge sein Leben dankt." Frau Schiller streichelte der Schwiegertochter Wange.

„Ach," sagte die Lotte ergriffen und zitternd vor Freude über die ehrende Anerkennung, „das ist reichlich zuviel gesagt."

Gütig widerstand die Mutter: „Der Fritz hat uns getreulich berichtet und drum hat es auch dem Herrn Schwiegerpapa, meinem Gatten, doppelt hart eingeschnitten, daß er Sie noch immer nicht, infolge der Verhinderung durch Amtsgeschäfte, kennen lernen kann." Glücklich senkte die Lotte den purpurroten Kopf. Die Wohlerzogenheit stieß die Frage aus ihr:

„Wie gehet es jetzt eigentlich dem lieben Herrn Schwiegerpapa, dem Herrn Garteninspektor?"

„Die Gicht quälet ihn und läßt ihn allerweile

kränkeln." Lotte Lengefeld, die nun absolut nichts mehr zu reden wußte, hing sich plötzlich, mit großer Heftigkeit, in den Arm der ebenso verlegenen Nane, der die vornehme und schlanke Frau Schwägerin höllisch imponierte: die Stuttgarter Ehefrauen, die sie kannte, waren alle so dick!

„Wir zwei sagen ‚du' zueinander," bat Lotte, mit mädchenhaftem Freundschaftsdrängen. Heftig nickte Nane, mit schwitzenden Backen; sie sahen aneinander vorbei. „Ist's wahr, Nane, daß du Gedichte vom Schiller rezitieren kannst?"

„Na," sprach Frau Schiller senior ermunternd, mit Mutter- und Familienstolz, wobei sie sich noch nicht recht klar war, ob sie der Schwiegertochter nicht das „du" anbieten sollte, „memorier den Anfang: ‚Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige'!" Gewaltig schluckte die Nane.

„Bitte", sprach Lotte hastig und aufgeregt, „nicht!" Deswegen war sie ja hauptsächlich den Gästen soweit entgegengeeilt! „Ich meine: nicht vor ihm! Er denket nimmer so! Wißt ihr, er ist schwer alteriert durch das blutige Gemetzel in Paris; man erzählt, die Sanskülotten hätten in einer Nacht zwölftausend Menschen gemordet! Nicht wahr," bat sie, mit bleichen Lippen, weil ihr schon wieder etwas Gefährliches einfiel, „ihr sprecht auch nicht über die Absetzung des Königs!?"

Verwirrt sah die Mutter drein. „Ja, ist denn der Fritz nicht für die Neufranken?"

„Wissen Sie, Frau Mutter, nach wie vor ist er für die Freiheit; er kann ja nicht anders, aber nicht für die Freiheit mit Gewalt oktruiert!" Stolz erfüllte Lotte: sie hatte sich ihres Gatten Ausspruch wörtlich gemerkt!

„Ja, weiß er denn nicht," fragte die Nane mit blitzenden Augen, „daß die Republikaner zu Paris gar seine ‚Räuber' aufführeten?!" Sensationsgierig stellte sie den eigenwilligen Bubenkopf vor: „Wißt ihr's nicht?"

„Herr von Wolzogen schrieb's meiner Schwester und die vermittelte uns die Nachricht."

„Der Wolzogen, der unseres Herzogs Geschäftsträger ist?" fragte die Nane und getraute sich nicht, gebändigt durch der mahnenden Mutter Blick, weiter zu forschen: der Wolzogen, der mit der Frau von Beulwitz das Verhältnis hat? Trotzdem das weitaus das Interessanteste der ganzen Revolutionsgeschichte gewesen wäre!

„Er muß sich sehr verändert haben," sagte gedehnt Schillers Mutter. „So ist's also wahr, was der Herr Repetent Conz erzählte?"

„Jawohl, Frau Mutter, der Herr Conz hat bei uns Visite gemacht," bestätigte Lotte hastig; ihr war die Verstimmung der Gäste schrecklich, „das ist doch der dicke Herr, der mit Schiller in der Schule war?"

Nachdenklich sah Frau Schiller senior zu Boden. „Da ist jetzt der Fritz also wirklich so, wie er sich in seinen Briefen gibt? Voller Ruhe und Würde sei er, hat der Conz gesagt.“ Sie wurde immer sorgenvoller. „Flucht er am Ende auch nimmer? Und er soll sich anders kleiden?“

Arglos glücklich lachte die Lotte. „Freilich, alle Leute, die zu uns kommen, verwundern sich.“

„Wir werden ihm doch nicht zu gering sein?“ fragte sehr nervös Schillers Mutter, und der Bürgerstolz, den sie als Menschenwürde ihrem Sohne vererbt hatte, flammte Farbe auf ihre gelben, faltigen Wangen. „Wir sind nur einfache Leute, und es täte mich, Frau Hofrat, sehr schmerzen, wenn er hochmütig geworden wäre und gar nicht mehr sein Temperament voll Güte und Kraft hätte, das ich hab' gebären dürfen.“ Sie schwenkte erregt die Hand. „Da fahrete ich lieber gleich wieder nach Hause!“

„Liebe Frau Mutter,“ beruhigte Lotte die schweratmende Frau und umschlang sie herzlich, „was ich da plapperte, gilt ja nur für die fremden Menschen, die zu uns kommen! Mit mir ist er schon noch, wie er früher war, und zu Ihnen wird er sicherlich ebenso sein. Hätte ich sonst gewarnt, von gewissen Dingen zu reden, wenn er nicht noch heftig wäre?“ Ermunternd lächelte sie und meinte, nicht mehr sagen zu dürfen. Die alte Frau verstand. Hoffnungsvoll fragte sie:

„Er kann also noch in die Höhe gehen, wie mein alter Herr daheim?"

Verlegen lächelte Lotte; sie sagte leise: „Reichlich."

„Jetzt hab' ich rechte Sehnsucht nach ihm. Kommet, steigen wir schnell in den Wagen, damit wir früher bei ihm sind." Die Zungen waren gelöst und erfüllten die rollende Kutsche, bis diese auf dem Jenerplatz hielt. Drei Hälse streckten sich nach oben.

„Er ist schon aufgestanden," konstatierte Frau Lotte verwundert, „seine Fenster sind offen."

„Das sollte er nicht tun," sagte die Frau Hauptmann besorgt, „er sollte sich ordentlich ausschlafen." Zitternd vor Freude, ihrem Einzigen nahe zu sein, fand sie nicht gleich die Stufen zur Haustür hinan. Mit der unbestimmbaren Scheu, die ihr Wollust der längeren Erwartung gab, blieb sie halten und fragte, schweratmend, noch einmal: „Er sieht also wirklich nicht schlecht aus? Dozieret er schon wieder?"

„Noch nicht."

„Da kann ich nicht in seine Vorlesung gehen?" schmollte Nane enttäuscht. Sie musterte, mit mißgestimmter Neugier, die schmutzige Fassade des Hauses. „Daß er aber solang braucht, bis er gesund wird!" räsonnierte sie gedankenlos. Frau Lotte schob die alte Frau in den Flur.

„Er muß Brusttee trinken," befahl die Mutter

eindringlich; mit einem Male hatte sie deutliche Angst vor dem Wiedersehen, „die Lungenflügel muß er sich mit Weingeist einreiben! Ißt er ordentlich? Gott! Dort oben steht er!!" Verwundert sah Frau Lotte, daß die alte Frau, mit heißer Sehnsucht, die Arme nach Schillers Diener breitete.

Lotte Schiller rief, der Gäste wegen, eine fast herrische Stimme annehmend, die nicht zu ihr paßte, verlegen über die Stufen: „Wo ist Sein Herr, der Herr Hofrat?"

„Ausgeritten, Frau Hofrat."

„Schon?" Der Nane kam der stürmische Reiter von vorhin in die Erinnerung; sie sagte aber nichts; weil sie fürchtete, mit ihrer Meinung, daß ein Dichter so wild ritte, ausgelacht zu werden.

„Er hat die Post gelesen und dann befohlen, das Pferd zu satteln."

„Das Reiten hat ihm der Herr Doktor verordnet," entschuldigte Lotte die Abwesenheit und „Verschwendung" ihres Gatten; sie öffnete verwirrt die Zimmertür und versicherte sich mit Befriedigung, daß aufgeräumt sei. „Bitte, tretet ein!"

„Mutter," sagte die Nane ehrfürchtig, „was für schön gepolsterte Sessel er hat! Rote Sessel und zwei Kanapees!" Glücklich-gerührt faltete die verwirrte Mutter die Hände; ihres Kindes Nähe redete voll vertraut zu ihr. Hastig bückte sich

Lotte nach ihres Mannes Hausrock, der auf dem Boden lag; sie schellte emsig der Hausjungfer.

„Nicht wahr, Frau Mutter, Sie trinken Kaffee?"

„Wenn ich bitten darf, ja, verehrte Frau Schwiegertochter."

„Kaffee für die beiden Damen!" befahl Lotte dem eintretenden Mädchen. Verstohlen reichte sie ihm eine Schale, noch zur Hälfte voll kalten, schwarzen Kaffees, die, als ein mahnendes Überbleibsel der schlaflos-durchsonnenen Nacht Schillers, auf der Schwelle seines Zimmers stehengeblieben war. Auf dem Tisch fand sie die Zeitungen, zerknüllt und wirr durcheinandergeworfen. „Wollen Sie nicht, liebe Frau Mutter, so gütig sein, nachzusehen, ob nicht wieder was Erregendes in der Zeitung steht; anders könnte ich mir Schillers Ausreiten gar nicht erklären," sagte Lotte Schiller, geschäftig die schmalen Hüften streichend, den Kopf voller Hausfraugedanken, „ich muß jetzt in die Küche, damit er gleich sein Frühstück kriegt, wenn er kommt; sonst ißt er's wieder mit dem Mittagessen zusammen."

„Machen Sie sich, bitte, nur keine Unannehmlichkeiten wegen uns, Frau Tochter; wir logieren gern außer Haus."

„Herrn von Steins Zimmer hat Sie sehnsüchtig erwartet; es steht leer, weil er zur weitern Ausbildung nach Hamburg ist."

„Wir danken vielmals für alles!“ Eifrig nahm Frau Schiller senior nunmehr das Zeitungsblatt vor die Augen, dessen Lektüre ihr befohlen war. „Ohne Brille kann ich nicht lesen,“ sagte sie zappelig, „hol’ mir die Gläser, Nane! Aus dem Strickbeutel!“ Unsicher, widerrufend, streckte sie die Hand nach ihrer Jüngsten, weil soeben die Tür hinter der vornehmen Schwiegertochter zusank, „bleib’ da!“ Verlegen und scheu sah sie um sich; schwer schnaufend ließ sie die Zeitung sinken: „Es ist ja französisch! Lies schnell das Wesentliche vor, Nane, die Lotte braucht nicht zu wissen, daß ich die vornehme Sprache nicht kann.“

„Mutterle,“ sagte Nane sehr erschrocken, nachdem sie resolut die Zeitung an sich genommen und einen Blick hineingetan hatte, „da schtehet ja dem Fritz sein Name gedruckt! Blau angestriche!“ Die Köpfe stießen aneinander. „Mutterle,“ der Nane Augen waren flink in der Lektüre, „’s Parlament zu Paris hat ihm — wahrhaftigen Gotts! — den Titel eines Citoyen français verliehe!“

„Ja, warum denn?“ fragte die alte Frau, unsicher und benommen, mit dem fragenden Blicke tastend, „muß er jetzt am End’ nach Frankreich reisen?“

Die Nane übersetzte mit großer Präzision: „Weil er durch seine Schriften und seinen Mut

die Sache der Freiheit hat vorbereite helfen. Er ischt zusammen mit Herrn Washington, dem Amerikabefreier, und Herrn Klopschtock ernannt worde."

„Ist das jetzt eine Ehr' oder keine?"

„Ich weiß net, Mutterle."

Mit einem Male saß Frau Schiller senior steif und bleich. Würgend schluckte sie: der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes erscholl klingend in der Gasse. Sie tat die Linke aufs Herz und winkte hastig mit der Rechten: „Schau durchs Fenster!"

„Mutterle," sprach die Nane vom Ausguck in die Stube zurück, „der Herr reitet, wie net g'scheit; der Schweiß lauft vom Pferd. Ich mein'," sie steckte, der Wichtigkeit ihrer Konstatierung bewußt, den Zeigefinger der linken Hand in den Mund, „ich mein' gar, er ischt's — wenn er nämlich scho so alt ischt! Er schteiget bei uns ab!"

„Hast' ihn zuletzt g'sehen, wie du sechs Jahr alt warst!" sagte die Hauptmännin streng, weil ihr die Kniee zitterten, daß sie nicht zum Fenster konnte. „Da wirst du's beurteilen können, Naseweis, ob er jetzt alt aussieht!" Endlos war die Zeit, bis er kam.

„Fritzle," sagte eine leise, schwankende Stimme, als Schiller, hängenden Kopfes, über die Schwelle trat. Langsam hob er den einwärts gekrampften Blick. Die roten, buschigen Brauen

zeichneten ein böses, drohendes Dreieck über die faltige Nasenwurzel: Zwei Damen? Brüsk wandte er sich, doch die Gegenwart begann befreiend in sein bohrendes Denken zu fließen: „Fritzle!" Die Stimme besaß unendliche Herzensfülle. Stürmisch drang die Tatsache in ihn: er hatte sie eingeladen! Die Mutter war's! Die Mutter!! Heiße Freude entzündete sich im bleichen Antlitz.

Er warf die Arme um sie. „Mutter! Mutterle!!"

Die Nane sah: Der Bruder lag auf den Knieen und barg das zerdachte Haupt im Mutterschoß. Er schluchzte, als hätte er lange, verschmachtend, in der Irre gesucht und endlich, endlich heimgefunden. Groß und mager war er. Die rötlichen Haare auf dem eingefallenen Kopf, von dem die Ohren abstanden, waren grau untermischt. Die Stulpstiefel glänzten, die Sporen funkelten, der dunkle Tuchrock zeigte eine Einsenkung zwischen den vorstehenden Schulterblättern: Dort drückte in schweren Stunden der Tod. „Mutter," sagte er und stand freudig auf, „die Beschränkung ist doch unendlich reich." Über den kantigen Backenknochen flammten rote Flecke. „Komm, komm, ruhe dich aus, Mutter!" Gütig und besorgt führte Schiller die verklärte Frau, deren Wangen tränenfeucht waren, zum Kanapee. Glücklich ersah die Mutter, daß er seiner Frau

Bildnis, auf Elfenbein gemalt, an der Uhrkette trug: Gottlob, er war glücklich! Engumschlungen saßen sie, ihre seligen Blicke fanden die Nane, die unentwegt das Zopfband durch die Zähne zog. Liebevoll streckte Schiller die Hand: „Komm!"

Die Nane sah, in der veränderten Belichtung, daß ihres Bruders Stirn voll Falten und Runzeln war, wie von Narben bedeckt; in schüttern Büscheln wich das Kopfhaar an den Schläfen zurück. „Komm doch, Nane!" mahnte die Mutter, die sehnsüchtig ein geschwisterliches Verhältnis ihrer ungleichen Kinder erhoffte, „der Fritz will dich begrüßen!" Die Nane machte ihren schönsten Knix, der völlig gelang. „Guten Tag, Herr Bruder."

„Komm näher! Mutter, wie geht's dem Vater?"

„Er lasset dir noch vielmals für die Weihnachtspräsente Dank sprechen." Hell lachte Schiller. So gelacht hatte er nimmer seit Jahren.

„Habet ihr noch immer solche Schwulitäten mit diesem Dasein?" sagte er fröhlich und schlang den Arm um der Nane Hüften; herzhaft küßte er den vollen Mädchenmund. „Der Schillersche Ernst ist eine häßliche Erbschaft, die belastet." Er lächelte: „Mir scheint, die Nane ist euch darinnen besser geraten? Was?"

„Die springet und singet und machet Dummheite den ganzen lieben langen Tag."

Freundlich nickte Schiller dem Spitzbubengesicht seiner jüngsten Schwester zu. „Recht, Kleine, der Ernst tut weh!“

Mit Haltung begann die Mutter eine Konversation. Wie's sich, nach ihrer Meinung, eben mit einem so gebildeten und angesehenen Mann geziemte: dialektfrei! Die Schillerischen Männer liebten nicht die Weichheit; sie wußte das zur Genüge. „Wir haben vom Herrn Konsistorialrat Körner die Nachricht bekommen,“ sagte sie „distinguiert“, „daß ihr bei ihm im Hause wohntet. Hat er zwei nette Kinderleins? Ja? Hat seine Schwägerin Dora noch immer nicht geheuratet?“

„Wie du alles weißt?“ verwunderte er sich.

„Was mit dir zusammenhänget, verinteressiert mich.“

„Meinscht, wir spräche net jede Abend von dir?“ fuhr's der Nane heraus. „Ich darf dich doch duze?“ fragte trotzig ihre Verlegenheit.

„Saget mir nur,“ rief Schiller und mußte husten, „bin ich denn ein Fürst 'worden?“ Seine Miene wurde ernst. „Ich bin ein pensioniertes Schulmeisterlein, mit dem sich die leicht verspekulieren können, die da meinen, es müßt noch 'was Besonderes aus ihm steigen.“ Ohne daß er's wußte, ballte er die Fäuste; die Mutter merkte es und strich ihm ehrfürchtig, ahnungsvoll verstehend, über die widerstrebenden Haare.

„Laß dich nur ja nicht von uns aufhalten,“

sagte sie, „der Vater hat's auch so angeordnet; wir müßten sonst stantepede nach Hause."

„Glaubt der Vater jetzt an mich?" fragte Schiller zerstreut.

„Aber, Fritzle! Wo alles von dir redet, und dich die hohen Herren unterstützen! Gar jetzt die französische Ehr'!" Jäh, verdüsterten Gesichts, stand er auf; sie kam nicht dazu, zu erfahren, ob's wirklich eine Ehre wäre: „Verzeihet," sprach Schiller, seine Finger zuckten, „ich muß einiges zu Papier bringen! Habet ihr die Lotte schon gesehen?" Französische Ehr'! Ein Schlag ins Antlitz, ein quälendes, herabsetzendes Verkennen seines geläuterten Wollens war's!

„Freilich, freilich," beteuerte die Mutter, verschüchtert zu ihm aufsehend, „laß dich nur nicht aufhalten!" Gesenkten Kopfes schritt er zur Tür; dort wandte er sich noch einmal, als wollte er etwas sagen. Finster war die Stirn und der Mund schmal. Einen wortdunkeln Laut stieß er aus und warf die Tür hinter sich zu.

„Weischt," sagte die Nane und eilte zu ihrer Mutter, an die sie sich schmiegte, „jetzt bedankt er sich g'wiß bei denen Franzose! Hast' bemerkt, wie fein sein Rock und das gefaltelt Hemd sind! Was er für vornehme, elegante Bewegungen hat? Wie die Gardeoffiziers bei uns daheim!" Die Mutter erinnerte sich, mit Unbehagen, des einge-

fallenen Halses, um den das feingefaltete Hemd lag; sie verfiel in Grübeln nach Hausmitteln für ihres Fritzens völlige Heilung. Jetzt, da sie bei ihm war, bezweifelte sie nicht mehr die Möglichkeit seiner Gesundung. „Warum arbeitet er gar soviel?“ fragte ärgerlich die Nane, die gern faul war, „heut ischt doch Sonntag!“

„Er wird wohl müssen, Kind.“ Wehmütig kam's der besorgten Frau in den Sinn, daß Schiller, bei stärkerer Schonung, sicherlich schon weiter auf dem Genesungspfade wäre. Sein kurzer Atem gefiel ihr nicht! Sie wollte jedenfalls das Ihre tun, soviel sie nur immer vermochte: Junge Leute waren oft zu ehrgeizig, um schnell etwas zu erreichen, sie ruinierten dabei ihre Gesundheit fürs ganze Leben! Es war gut, wenn eine Mutter nach dem Rechten sah. — — Bald gestand sie der Schwiegertochter ihre Angst: „Kummervoll ist's, zu sehen, wie er sich übernimmt. Jede Nacht, seit ich da bin, arbeitet er. Ganz schön, wenn er untertags nichts täte; er studiert aber und liest ohne Unterlaß, und wenn er einmal kein Papier vor den Augen hat, dann sieht man ihm erst recht an, daß er mit allen Kräften über etwas Aufregendes nachsinnt. Erschrecklich Zerwühlendes beschäftigt ihn; er magert zusehends ab und ißt nichts; da muß der Mensch krank werden. Das mußt du ihm ausreden! Schon deinetwegen!“ — „Ach Gott,“ sagte Lotte

erschrocken. — „Heut nacht hat er wieder geraucht! Die Nane und ich, wir haben's beide, durch die Türspalte, gerochen! Weißt du denn gar nicht, was das ist, an dem er so fieberhaft schafft?“ — „Nein, Frau Mutter.“ — „Du wirst auch von Tag zu Tag bleicher; wenn's so weitergeht, kannst du ihn nicht einmal pflegen, wenn ihm was zustößt; das beste wär', ihr fahrtet mit mir nach Württemberg. Daheim kriegte ich euch, mit Milch und Butter, bald in die Höhe.“ Die stille, schicksalergebene Frau wurde laut und energisch, weil es ums Leben ihres Kindes ging: „Dichtet er denn oder schreibet er wieder so, wie man sagt: philosophisch?“

Wieder schüttelte Lotte betrübt den Kopf. „Den Aufsatz ‚Über die ästhetische Erziehung des Menschen‘ hat er zur Seite gelegt, und sonst weiß ich nur, daß er in der letzten Woche viermal an Herrn Körner schrieb. Auch jetzt ist er wieder mit einem Brief zur Post; er erlaubt nicht einmal, daß ein anderer seine Schriftsachen hinträgt!“ — „Schauen wir in sein Zimmer,“ schlug die Mutter vor, resolut, daß sie sich selbst nimmer kannte, „wir müssen seinetwegen wissen, was vorgeht.“ — „Er hat alles versperrt und ich mein', wir sollten's nicht tun,“ widerstand die Lotte. „'s ist Heimlichkeit!“

„Lottelfrau,“ schrie, von der Straße herauf, durchs offene Fenster, der Nane frische Stimme,

„sie habe zu Paris dem König 's Köpfle weg-g'schlage!"

„Was?" Entsetzt sahen sich die zwei Frauen an. „Sie ist wohl umg'schnappet?!" Hastig erhoben sie sich und traten zum Fenster. Drunten stand vergnügt die Nane und nickte ihnen, mit nach hinten gelegtem Kopfe, schmunzelnd zu: „Jawohl! Beim Manke isch 'n Zeitungsblättle affigieret, daß sie ihn verurteilet und köpfet habe." Hilflos sah Frau Schiller senior die bleiche Schwiegertochter an. Dann sprach sie durchs Fenster hinab: „Jetzt kommst aber stantepede 'rauf! Wie kannst denn so verlogen' Zeug auf dem Gäßle ausschreien? Daß d' arretiert wirst! 'rauf mit dir!" Leise und mißmutig sagte sie vor sich hin: „Immer das Herumgeflitze vor denen Herrn Studenten! Sind einmal keine heiratsfähigen Leut!" Die Nane trat echauffiert und etwas verärgert ein. Ängstlich sah ihr Lotte entgegen.

„Wirklich, Mutterle," sprach die Nane beleidigt, weil man ihrer Nachricht nicht traute, „alle Menschen zu Jena wisse's scho! Sie habe ihn auf'm Karre hing'führet und ihm's Köpfle wurzweg g'schlage." Mit zierlichen Körperschwenkungen ging sie durchs Zimmer, tangierte das Fenster und tat von ungefähr einen erwartungsvollspähenden Blick zur Straße hinab.

„Der König ist doch g'salbet," sagte die Mutter, „wie könne sie ihn da massakrieren?"

„Weil er katholisch g'wese ischt!" sprach die Nane mit Nachdruck und schwang sich in den Hüften. „Sie habe doch auch letzthin d' schwedische König niederpistolieret!"

Vorwurfsvoll sprach die Mutter: „Mußt' denn immer kokettieren?" Kopfschüttelnd wandte sie sich zur wortlosen Schwiegertochter und orientierte: „'s schauen, vis-à-vis, schon wieder zweie Studenten beim Fenster 'raus; natürlich unmanierlich: die Hüt' auf die Köpf' und die Pfeifen im Maul!" Lotte machte ein flehentliches Zeichen des Stillschweigens; ihr bangte schwer, wie Schiller diese neue, furchtbare Gewalttat, die seine Meinung über der Menschen Herz neuerlich Lügen strafte, aufnähme. Was die andern Politik nannten, waren ihm Szenen seiner Lebenstragödie! Beweise für oder gegen ihn! Auf den Fußspitzen schlich sie zur Tür, hinter der Schillers Arbeitsstube lag. Am Schlüsselloch horchte sie. Sie hob den Kopf und wandte ihr ängstliches Antlitz den andern zu; es verschlug ihnen den Atem; sie zitterte.

„Er ist drin!" flüsterte sie erregt, „habet ihr ihn kommen hören?" Sie verneinten. „Er muß gleich wieder nach Haus sein! Wir haben doch nichts Unrechtes über ihn gesprochen?" forschte sie ängstlich. „Nein, nein." Drei Frauenköpfe

preßten sich an die Kante der Tür: Papier raschelte, ein fallendes Buch polterte auf dem Boden. Sie konnten nimmer fliehen: Schiller stand in der jäh geöffneten Tür. Sie starrten, aus ihrer gebeugten Stellung, zu ihm in die Höhe.

Er hob die Hand an die schmerzende Schläfe und sprach mit leiser, benommener Stimme, die zerbrochen klang: „Kommet herein.“ Sie sahen sich an, drei Muttergefühle wurden lebendig. Müde und matt sah er aus; die Augen waren glanzlos und klein. „Kommet.“ Ehrfürchtig scheuerte die Mutter die Füße, ehe sie in ihres Sohnes Heiligtum trat. „Putz' dich ab, Nane!“

„Setzt euch.“

Schweratmend, gesenkten Hauptes und mit gebeugtem Rücken, schritt Schiller durchs Zimmer. Seine Beine knickten in den spitzen Knieen. Die Fäuste hielt er auf dem Rücken verschränkt. So wanderte und wanderte er. Endlich stand er; sein Blick umfaßte die enganeinandergedrängten Frauen auf dem zerschlissenen Kanapee. Zaghaft nahm sich die Lotte ihr Vorrecht und fragte bang: „Weißt du?“

Er nickte und kniff die Lippen ein. „Ich war zu schwach!“ Mit einem Ruck kam er in neue Bewegung. Er trat zum Schreibtisch und griff nach einem Stoß beschriebenen Papiers. Verächtlich zog er die kühngeschwungenen Brauen zu-

sammen. „Das französische Bürgerdekret billigt mir ausdrücklich das Recht zu," sagte er düster, „mitzureden, bei dem großartigen Vernunftakt, der sich angeblich in Frankreich vollzog." Verbittert war seine Stimme, wie nie, seit er ums Menschentum stritt. Verekelt. „Ich wollte dieses Recht nützen, damit nicht die edelste, die einzige Sache der Menschheit, die Freiheit gefährdet würde." Er lachte schmerzlich. „Ich sah die Gefahr vor der Pforte: Vergeltungshaß und Parteihader. Was lag an meiner Existenz, wenn's darum geht?" Seine Stimme taumelte. „Ich wollte als Vertreter meiner Nation sprechen! Ich wollte, kühn warnend und bis zum Letzten aufrichtig nach beiden Seiten, in meinem Memoire, das sagen, was zu sagen nötig. Die Zeit war da, Bestes zu wirken!" Seine gepreßte Stimme sank, die Faust fiel vom Tisch hinab. „Der Acker wäre der Freiheit bereitet gewesen; doch der große Augenblick fand ein kleines Geschlecht; nun kommt der blutigste Bürgerkrieg." Er stierte hoffnungslos, im Tiefsten betrogen, vor sich nieder. „Der Mord macht mich machtlos!"

Erbittert stieß sich Wort an Wort: „Man wird jetzt bei uns sagen, es sei Pflicht der Notwehr, die Menschen weiter unfrei zu halten! Jahrhunderte rückwärts wirft Fortschritt, der mit dem Schafotte kämpft. Schwäche und Rückschrittlichkeit triumphieren, wenn die Kühnheit, im Wahnwitz

übersteigert, sich selbst zerstört." Wallenstein sprach aus ihm: „Pfaffen und Despoten bleiben Weltregenten. Ein Narr, wer dagegen ringt!" Er seufzte. „Richtungslosen, selbstmörderischen Köpfen ist nichts Besseres aufzudrängen; ich entsage diesem Kitzel!" Er schloß die Augen; wie eine Totenmaske war sein Antlitz. „Ich lerne mich weiter bescheiden. Wie weit noch?" Ein kummervolles Zucken sahen die mitleidigen, halbverstehenden Frauen um seinen Mund. Die Mutter erkannte dieses Zucken: sie hatte es stets bei ihrem Kinde gesehen, wenn sein Trotz das Weinen der Weichheit mühsam verbarg.

Schiller stieß den Kopf vor. Liebevoll und doch unerbittlich faßte er die Blätter seiner Schrift. Er trug sie, bei zusammengepreßten Lippen, zum Ofen, in dem, seiner Fieberfröste wegen, stets Feuer war. Langsam fiel Bogen auf Bogen. Vor stierendem Blick tanzten und starben die Flammen. Seherisch flog sein Geist der Weltgeschichte voran; entschlossen wandte er sich und sagte: „Ein Mann muß erscheinen, er kann herkommen, woher er will, der mit der Kraft seines Ichs die Zügellosigkeit beschwört, der fest und brutal die Zügel anzieht und sich zum Herrscher aufwirft. Das ist noch das einzige Heil. Deutschland wird auch seine Fäuste spüren; ich konnt's nicht hindern: der Geist wird *zuletzt* gehört. Viel Leid wird sein, bis der Tyrann wieder zer-

bricht.“ Klar stand nun das Weltgeschehen vor seinen Augen, die Unabänderlichkeit der ewigen Wiederholung. „Entsetzlich ist's, daß der Sehende nicht helfen darf, daß jeder allein, durch schwerste Erfahrungen, erst sehend werden muß.“ Schmerzlich schüttelte er den Kopf. „Sie meinen, ein König sei tot und fühlen nicht, daß durch diesen Königsmord Europa schwankt; sie stehen im größten Ereignis und meinen, es sei Tagessensation, die morgen nimmer gilt.“ Er sank auf einen Sessel; wie leblos lagen seine mageren Hände.

Er streckte die Arme. „Komm her, Lotte!“ Sie war bei ihm, ehe das letzte Wort zu Ende war. Heimsuchend schlang er den Arm um sie und zog sie auf seinen Schoß. Überragend wuchtete sein mächtiges Haupt auf ihrer schmalen Schulter. Das Silber seiner Schläfe fing einen Lichtglanz. Er sagte mit bitterm Selbstspott: „Wenn der entthronte Poet, als Philosoph, auf dem Gebiete der Politik, Schiffbruch leidet, findet der Undankbare zurück zum engen Kreise.“ Beifall nickten der Mutter tränennasse Wangen. Wie ein Begräbnis war's. Am Grabe seines Wollens wuchs Hoffnung. Mit gewaltsam entwölkter Stirn, begierig auf friedliches Denken, wandte er sich. „Sagtest du nicht letzthin, Mutter, mittags, ich paßte nicht recht auf,“ unwillig wies er zur Ofentür: „Deswegen! Daß Schwester Phine jetzt mit dem Reinwald gütlich auskäme?“

„Freilich, freilich; sie malet fleißig und er ist, wenn man ihn scheinbar gewähren läßt, ein ganz auskömmlicher Ehemann." Schiller hing, von Jugenderinnerungen bestürmt, den Kopf. Milde floß in ihn. „Ich sähe sie gerne noch einmal," sprach er versonnen, mit Seelenheimweh. Die Mutter fand den Mut, ihr tiefstes, heimlichstes Wünschen auszusprechen; die Kniee zitterten vor Erregung.

„Besuch' sie und komm zu uns, nach Schwaben. Der Herr Herzog wird's verstatten." Lange sah er sie an: forschend und sehnsüchtig, gar nicht verwundert, als hätte er selbst schon oft den Gedanken gewogen.

„Bis die Lotte gesund ist." Er streichelte liebevoll den kleinen Kopf, der sich an ihn schmiegte. „Wie geht's dir heute?"

„Gut, Lieber."

„Ich machte euch in Schwaben gesund!"

„Sie ist ein tapferer Kamerad, Mutter," lobte er, und die Güte seines Herzens, die sonst nur durchs Hirn in seinem Schaffen sprach, wuchs mächtig in die Erscheinung, „sie leidet und ist noch als krank eine Pflegerin, wie's keine Gesunde gibt." Er küßte seiner Frau schmalen Mund. „‚Gut', sagt immer der liebe Kerl, wenn man ihn nach der Gesundheit fragt, damit ich nur ja nicht Sorgen hätte." Er zog sie näher zu sich. „Ich, Tor, sah nicht, daß du auch Pflege brauchst,

nötiger als ich Egoist. Wart', Lotte, nun denk ich aber einmal wirklich an dich!" Sie wehrte sich beglückt und verlegen. „Was meinst du denn, Mutter, das ihr fehlt?"

„Aber nichts," sprach die Lotte, bei purpurroten Wangen.

„Warum lachst du, Mutter? Hat sie heute, beim Frühstück, ordentlich gegessen?"

Heimlich winkte Lotte der Mutter zu, daß sie „ja" sagte.

„Ich muß schon die Wahrheit vermelde," sprach Frau Schiller senior, ungerührt von Lottes verzweifelten Bestechungsbewegungen, „sie hat auch heute, was sie aß, erbrochen." Besorgt sah Schiller die Verlegene auf seinen Knieen an. Ängstlich tat er neuerlich die Frage:

„Was meinst du denn, Mutter, das ihr eigentlich fehle?"

„Nane, geh' hinaus!" gebot Frau Schiller senior.

Schnippisch schritt diese, unter Schillers verwunderten und sorgenvollen Blicken, zur Tür. „Da wirds Mutterle wohl Großmutterle werde," sprach Nane überlegen, um das Unpassende und die Zwecklosigkeit dieser entehrenden mütterlichen Behandlungsweise an den Pranger zu stellen.

„Meinst du, Mutter?" sprach Schiller bleich. Schamhaft sah Frau Lotte zu Boden.

„Kommt damit nach Schwaben!“ war die bedächtige Antwort. Alle Grämlichkeit schwand aus Schillers Gesichtszügen, die glücklich wurden. Tief atmete er und lachte der Lotte ins Gesicht. „Wir waren schön dumm, daß wir nicht selber draufkamen! Da höret wirklich alles auf!“ Sie versteckte den Kopf und hauchte:

„Ich wußt's.“

„Du wußtest's?“ Grenzenlos verwundert sah er zur Mutter hinüber und fragte die: „Du auch?“ Stolz nickte die Mutter. „Lotte, warum sagtest du mir nichts?“ fragte er. Sie gab keine Antwort und schmiegte den Kopf fester an seine Brust. Die Mutter sprach:

„Ich will dir, in aller Hochachtung, meine Meinung bescheidentlich sagen, die vielleicht auch die der Lotte ist: Wenn du, bei all deiner nötigen Hingebung an die Geisteswissenschaften, mehr an die Erde als an den Himmel denken würdest, vermeine ich, hättest du mehr Himmel in diesem irdischen Dasein und würdest dich wohler fühlen. Ich weiß schon, daß mich das nichts bekümmert, aber bei dir getraut man sich selbständig zu denken, und manchmal hat eine Mutter doch recht, auch gegen den gescheitesten Sohn und Mann, weißt du. Die Lotte hat dir nur nichts gesagt, weil du keine Zeit für sie hattest! Die ganze Welt kann kein Mensch im Kopf herumtragen! Nicht wahr, Fritz, du

nimmst mir's nicht übel, daß ich so frech zu dir herspreche, aber du hast immer Aufrichtigkeit geachtet, und ich meine, das ist die Medizin für dich: die Freuden der Familie, weil die andern ja doch nicht vorhalten.“ Frau Schiller schwieg und wischte sich die nasse Stirn, auf der der Angstschweiß, ob ihrer Kühnheit, stand. Ihre Bänderhaube wackelte vor Erregung; die Lotte konnte sich vor Entsetzen nicht rühren.

„Mutter, du hast auch viel gelitten,“ sprach Schiller ehrfürchtig und griff nach ihrer Hand, „du hast recht! Der Geist fällt vom Himmelansprung immer lahm zu Boden.“ Befohlener Frohsinn straffte ihn: er durfte ein Mensch sein, wie andere, fernab vom verzehrenden Kampf um uneinnehmbare Festungen. Er w o l l t e ein Mensch sein! Er umfaßte die Lotte und trug sie, wie ein kleines Kind, durchs Zimmer. „Ich will mich bessern,“ sagte er und schloß: „Denn wir kriegen einen Prinzen, das steht einmal fest. Einen kleinen Prinzen!“ Er ließ die geehrte Lotte, die, ihres ungeborenen Kindes wegen, Todesangst hatte, in den Händen tanzen. „Einen Kronprinzen! Einen . . .“

„Ist dir etwas?“ Hastig glitt sie zu Boden. Er stand, bewegungslos, als sähe er Abgründe vor sich. Sein angsterfüllter Kopf lauschte ins Unergründliche. Die Faust auf die schmerzende Brust gedrückt, ging er zartschrittig zur starr-

blickenden Mutter und sank kraftlos aufs Kanapee. „Was ist dir, Fritz?"

„Die Krämpfe; das Opium!"

Die Mutter hielt schützend den Arm um ihn geschlungen; krampfhaft arbeitete der Brustkorb. „Wenn du zu uns nach Schwaben kommst," sprach sie ihm Mut ein, „der Fritz von Hoven macht alle Patienten gesund!" Sehnsüchtig sprang ein scheues Hoffnungsfünklein in seinen Augen auf. „Jawohl," nickte sie ihm zu, „der schwäbische Himmel wird dich heilen. Den Elwert kannst du auch fragen, der ist ebenfalls ein berühmter Arzt 'worden. Komm nur, komm! Denk', was der Vater (jetzt brauchte sie nicht mehr „Papa" zu sagen!) für eine Freude hätte; der Herr Herzog verlaubt's sicher!" Überredend streichelte sie seinen Kopf, der Krampf ließ nach.

„Wenn ich wirklich — noch einmal nach Hause käme," sprach er, um Luft ringend, „dann wollt' ich schon Waffen finden — dieses frevlerische Menschenpack — dennoch aufwärts zu — zwingen." Überlegend setzte er, des mütterlichen Vorschlags eingedenk, grübelnd hinzu: „Ich wär' ihm auch nicht so nah." Fragend sah die Mutter zur Schwiegertochter, die ihre Blicke nicht vom Gatten ließ. Lotte wußte, daß er jetzt Goethe meinte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Frau von Stein saß vor Schillers Mutter und Frau. Sie hörte gelangweilt, daß die Stutt-

garter Gäste nun auch der Frau Landjäger- und Oberhofmeisterin von Lengefeld präsentiert waren. „Ach ja," sagte die Stein, um in ein andres Thema zu kommen, „meinen Josias hat vorgestern glücklich der zweite Schlag gerührt; ich kann ihn nun keine Stunde mehr allein lassen."

„Wer sitzet jetzt beim Herrn Oberstallmeister?" fragte besorgt und überführend die Frau Hauptmann.

„Ich hab' den Diener ans Bett postiert, weil ich mich von Reinholds empfehlen muß; ich muß ja wissen, ob sie schon gekündigt haben; sie können doch in Kiel nicht weiter mit mir, in Kompanie, das ‚Luxus- und Moden-Journal' halten wollen."

„Weißt du," erklärte Lotte Schiller höflich der Schwiegermama, „der Herr Professor Reinhold hat die Kieler Berufung akzeptiert."

„Und die unsern, der Herzog und sein Herr Berater," sprach anzüglich Frau von Stein, die selten mit der Weimarer Regierung zufrieden war, „können noch immer nicht das Hechteinsetzen lassen, trotzdem sie in der Fremde so glorios Krieg führen!" Verwundert und ängstlich blickten die Schillerschen Damen drein, die vor Männern und Regierungen argen Respekt hatten, „akkurat den Fichte haben sie als Nachfolger gebraucht, den Revolutionär, der wider die Fürsten ist; das imponierte den zweien! Als ob wir noch mehr Freiheitsnarren braucheten! Wär klüger, sie batail-

lierten erfolgreicher und retirierten nicht allerweile vor denen windigen Franzosen." Mitleidig sagte sie zu Lotte: „Eure Mainzer Aspekte sind, durch die Einnahme der Stadt, wieder düsterer geworden?"

„Herr von Dalberg mußte fliehen."

„Ach Gott, Kindchen: mußte! Er wird von selber gelaufen sein; das halbe Europa kriegt ja von denen mörderischen Ohnehosen Schläge; diese Kerls wagen ja schon, Aufrufe ‚An die gedrückte Menschheit in Europa' zu verbreiten! Nein! nein," sagte die Stein erbittert und schlug entrüstet mit der kleinen Faust in die offene Linke, „es ist alles verdreht! Bitte: bringen sich die Führer zur Freiheit nicht gegenseitig zu Paris um? Nur der Wieland ist bei uns gegen die Kerls losgegangen; er hat sich jetzt das Gut Osmanstädt gekauft! Lolochen, hält dein Schiller vielleicht auch, wie die Schwachköpfe à la Knebel, den Rheinübergang der Banditen für die Garantie einer bessern Zeit? Zuzutrauen wäre es ihm!" Sie atmete befreit. „D i e Narrheit machet der Goethe wenigstens nicht mit!" Boshaft und ein wenig neidisch sah die zierliche Unzufriedenheit, deren zart-beschaulichen Charakter das Alter und seine Genossen geschliffen hatte, auf die junge Freundin, die den gleichen, beglückenden Wahnsinn übte, wie sie dereinst: liebend einem Dichter anzuhangen. Erst gestern hatten sie, sie und die

Kalb, ganz heimlich zusammen geweint über ihre entwachsenen Freunde. „Darf man am Ende gar schon vorm Schiller über die aufrührerische Bande räsonnieren?"

„Ach ja," sprach Lotte und sah selig auf ihren Schoß, „er ist seither ganz verändert."

„Da ist schon die Bescherung!" sprach Frau von Stein anzüglich, deren Blicke rasch begriffen, „ich gratuliere, Kleine, geben Sie nur recht acht auf sich!" Sie seufzte. „Der Meine hat mir vierzehnmal das Vergnügen gemacht; drum bin ich auch jetzt so weit: ich muß alljährlich ins Bad!"

„Ich nähme das Ehepaar Schiller, am liebsten, mit nach Schwaben," sagte die Frau Hauptmann, die jede Gelegenheit nützte, ihren Fritz nach Hause zu bekommen, „dort könnte ich recht auf die Lotte aufpassen."

„Nehmen Sie sie nur mit," bekräftigte die Stein, „bei uns ist eine total verdrehte Luft; dem Schiller wird's auch guttun, da herauszukommen. Der Herder, unser höchster Pfaff, redet in seinen Predigten, als hätt' er keine Hosen an; sogar unsrer guten Herzogin ist's letzthin zu dick geworden, sie hat sein ewiges Schimpfen gegen den Hof — sehr vernünftig gerügt. Wovon lebt er denn?" Frau von Stein stand auf und nahm ihr Hündchen vom Schoß auf den Arm. „Lolochen," sagte sie mit Würde, „grüß mir den Schiller und seine schöne Schwester," sie hielt inne und streckte

fragend den Arm: „Richtig, deswegen bin ich ja gekommen: wie geht es ihm denn?"

„Im gleichen."

„Die Krämpfe wollen nicht ausbleiben?"

„Ich hab' noch eine Tochter, die Louise, daheim in Stuttgart," sagte unvermittelt die Frau Hauptmann mit Mutterstolz; ihr Denken geriet durch vornehmen Besuch leicht aus dem Takt.

Frau von Steins Porzellanfigürchen streckte sich, daß das Fischbein im Mieder knackte; sie konnte, seitdem sie selbst alt wurde, alte Frauen nicht ausstehen! „Grüßen Sie mir, Lolochen, den Schiller," sagte sie kurz, „ich lasse ihm wissen, er sollte mehr Bewegung machen!"

„Wenn er zu uns, nach Deinach, ins Bad ginge," plazierte Frau Schiller senior neuerlich ihre Meinung, „so wäre er gleich gesund. Wenn Sie ihn sehen, Frau Oberstallmeisterin, bitte, reden Sie ihm zu! Oder nach Darmstadt, da wäre er ja auch nicht weit von uns, zu Doktor Elwert, wo auch Frau von Beulwitz ist."

Die Stein war jetzt entschieden dagegen: „Am besten ist's, er bleibt in Jena," sagte sie, „Eselsmilch soll er trinken und ordentlich Bewegung machen." Das grüne Hütlein auf der hohen Frisur schwankte. „Morgen schick' ich euch mein Kochberger Billard, damit der Schiller, spielend, seinen faulen Korpus regt, und sagen Sie ihm: er sollte mit seinem Ehrgeiz endlich Ruhe geben!" Sie

neigte das Köpfchen. „Frau Hauptmann, es war mir eine charmante Freude."

„Frau Oberstallmeisterin, ich danke für die Ehre."

„Lolochen," sagte Frau von Stein leise bei der Tür; sie flüsterte der jungen Frau ins Ohr: „Wenn's dem Schiller eine Genugtuung ist, dem Goethe sein Revolutionsstück ist erschrecklich durchgefallen; die Vulpius, das Schwein — sie muß schon wieder eine Sechswochen-Reise tun! — hat ihn ganz ruiniert. Ja: als er das vom Citoyen-Diplom Ihres Schillers hörte, soll er gesagt haben, ich weiß es von meines Josias' Friseur: ‚Geistesantipoden sind durch mehr als einen Erddiameter geschieden'."

„Die ‚Räuber' sind letzthin in Breslau vor einem Parterre von F ü r s t e n gespielt worden!" betonte beleidigt die Lotte, „der Schiller ist nicht mehr so verblendet, wie immer seine Feinde in die Welt posaunen."

„Also, die Zeit i s t verrückt!" entschied die Stein mit größter Bestimmtheit, „alles ist im Fieber, in punkto der Franzosen geb ich dem Goethe recht, obgleich er, mit seinen zweideutigen Epigrammen, so viel man hört, auf die andere Extremseite fällt! Auch in die Wissenschaft pfuscht er neuerlich! Arm, arm!" schloß sie, abspazierend.

— — „Nur durch die Wissenschaft wird die letzte Höhe der Kunst erklommen," war Schillers Ant-

wort, als Lotte, mittags, von Goethes wissenschaftlichen Ausflügen erzählte. „Auch ich ziehe, zur Auswertung des objektiven Kunstbegriffes, bildende Kunst und Architektur heran. Leider ist mein Ohr für die Musik zu alt.“ Schiller lächelte ein gütiges, versonnenes Lächeln. „Es wird heller in mir.“ Er wandte sich der Nane zu. „Gelt, Nanel?“

Stolz nickte die und sagte mit hochrotem Kopf: „Der Fritz hat mir heut Sache expliziert, ich sag' euch, so schön, daß man's gar nicht wieder erzähle kann! Mutterle: er hat mich g e l o b e t!“ Stirnrunzelnd und fragend sah sie den Bruder an, ob sie's auch richtig wiedergab. „Er hat gesaget, er hätt' sentimentalisches Interesse an mir, weil ich unberührt sei, naiv sozusage, wie die Natur und wie“, triumphierend hob sie den Finger, „das Genie! War's so, Fritzle?“

„So ähnlich.“ Schiller hustete und blinzelte geheimnisvoll nach der Lotte, als ginge das die Mutter nichts an, was er jetzt sagte: „Mutter, ich hab' meinem Herzog ins Feldlager geschrieben.“ Starr saß die alte Frau; er streckte die Hand nach ihr. „Ich komme nach Stuttgart.“ Die Freudentränen perlten. „Ist's dein Ernst?“ Die Nane schwenkte wüst ihr Glas und schrie: „Hurra! Lottefrau, ich zeig' dir alle Schlösser und Kirche!“

„Die Line hat mit ihrer Scheidung zu tun und ihren Leib zu baden,“ sprach Schiller, etwas unaufrichtig überlegend zu seiner Frau, die er

klugerweise jetzt nicht ansah, „in die Nähe, nach Stuttgart, kann sie reisen, hierher nicht; von meinen Leuten auf der Solitüde kann keines abkommen, das etwas verstünde; die chère mère hat wegen ihrem Prinzessinnentraining keine Zeit, also wäre meine kleine Frau in ihrer ersten schweren Kampagne ohne Auxiliartruppen. Das darf nicht sein.“ Nun sah er die Lotte an: „Zudem wird mein Vater siebzig und wir haben beide nicht viel Zeit zu verlieren, wollen wir uns noch einmal sehen; ich will mein Fühlen wieder in seine Rechte setzen, soweit es noch geht: Die Reise ins Reich ist entschieden.“ Er stand auf und schritt, in froher Erregung, durchs Zimmer.

„Nane,“ sagte die Mutter entschlossen, „wir reisen übermorgen; damit alles in Ordnung ist, bis er kommt!“ Schillers Stimme war rein:

„Mein Sohn soll in Schwaben geboren werden, im Vaterland, unter Menschen, die ich wachsen sah, die mir Einsamen dort noch leben mögen.“ Er blieb stehen und sah freudig versonnen zu Boden. „Vielleicht ist die Abwechselung das einzige Mittel, neue Ansichten schnell zu erhalten. — Heut nacht las ich den Schweizer Reisebericht des Goethe.“ Weit streckte er die Arme von sich. „Ich wäre am liebsten, bei Nacht und Nebel, auf und davon; wie ein erheiterndes Spiel ist solches Freisein!“ Tiefatmend schloß er: „Das Große erwirbt in der Entfernung die Achtung.“

Schiller hielt den hagern Arm um die Schulter des altergebeugten Vaters geschlungen. Tiefgerührt sah er das verfallene Antlitz, dessen welker Mund sich gewaltig mühte, das kantige Denken seines Schwabenschädels in schönen und wohlgesetzten Worten, der vornehmen Schwiegertochter wegen, auszudrücken. Der Hauptmann verlor nicht die Würde: Zitterig wischte er die Tränen der Wiedersehensfreude von den faltigen Wangen; schwerfällig verbeugte er sich dann, den Degen an der Hosennaht, vor Lotte. „Die Frau Tochter wird es einem alten Vater zugute halten, hinc illae lacrymae, wenn er nach harter elfjähriger Trennung, die nicht verstimmungsbar gewesen, seinem Kinde etwas allein anzuvertrauen hat."

„Natürlich tut sie das, Herr Vater," sagte Schiller mild und blickte, mit liebezeugender Sicherheit, zu Lotte, die ihr Mäntelchen kunstvoll drapierte, um den Umstand, der sie arg beschwerte, zu verbergen. Schiller lächelte seinen Vater an. „Hat mich am Ende Ihr Herzog zum Nachfolger ernannt?" scherzte er.

„Wohl, es gehet dem Herrn Herzog schlecht," sprach Kaspar Schiller ernst-bedächtig und sah ergeben in den schnellfließenden Neckar, „man fürchtet, daß ihm die Gicht ans Herz greifet." Blaurot zuckten des Hauptmanns gichtische Finger auf der abgegriffenen Krücke seines Stockes herum. „Die Frau Tochter verstattet es also?"

Lotte dachte traurig ihres allzufrüh verschiedenen Papas. Zierlich sprach sie: „Ich hab' als Tochter doch nichts zu verstatten, Herr Garteninspektor; zu gehorchen ist mein Recht."

Wohlgefällig nickte der eigenwillige Weißkopf des Greises. „In letzter Stunde gab der Herr mir noch eine brave Tochter. Er lohne Ihnen die Güte und Sorgfalt, die Sie Ihrem Gatten, unserm Sohne, erwiesen. Wenn ich betituliert sein muß, so bitte ich um die Ansprache: Hauptmann; das andre ist Zivil! Am besten ist: Herr Vater! Hinc illae lacrymae!" Seine Linke ließ den Degenknauf los, die Gamaschenbeine, die noch immer Strammheit vortäuschten, marschierten entschlossen in der Direktion: Lotte Lengefeld. Hochachtungsvoll bestimmt sagte er: „Ich werde Sie küssen und segnen." Sie fiel ihm um die Roßhaarkrawatte, die seinen Hals umstand, und schluchzte dankbar.

Kaspar Schiller entfaltete, mit den rot-ästeligen Augäpfeln starr geradeaussehend, das blaugewürfelte Taschentuch und machte sich hinter Lottes

gebeugten Schultern honett: Nase, Mund und Augen wurden eingehend poliert. Vorsichtig erledigte er sodann die Kußzeremonie. „Weiß Er, Fritz,“ sprach er und wandte sich zum vornehmen, aber ach, so bleichen Sohn, „ich werde es, des zukünftigen Kindleins wegen, vor Seiner Gattin sagen, was ich auf dem Herzen trage. Hinc illae lacrymae: ich sag's.“ Er sprach mit Nachdruck: „Gleich eingangs muß ich zu meiner freudigen Demütigung bekennen, daß ich lange Jahre kleinmütig war, weil ich meinem Herrn Sohn, den mir heute die Vorsehung so ehrend wieder in die Arme gab, manch Hemmnis in den Weg legte, weil ich Seine, weit über meinen Horizont gehenden Absichten nicht zu begreifen vermochte.“

„Herr Vater,“ sprach Schiller gerührt, „Ihr habet im Kriegführen und beim Bäumchenpflanzen all das erreicht, was mir hitzige Poesien und Bücherberge bis heute nicht brachten: Ruhe und Harmonie der feindlichen Hälften in uns.“ Herzlich bat er: „Rühren wir nicht an alte Geschichten, in Zeiten, in denen auch ich Sie heftig mag gequält und beunruhigt haben, weil ich eben mußte!“ Schiller drückte dem Vater die schwielige Hand.

„Nein, nein,“ wehrte sich Kaspar Schiller, mit großer Bestimmtheit; der eisgraue Zopf wackelte auf der Gardemontur, „es ist bloß die Pflicht der Aufrichtigkeit, von dem öffentlich

Rechenschaft zu geben, was man, sich verbessernd, erkannte." Stillen Beifall holte er sich aus den liebenden Augen seiner Schwiegertochter. „Hinc illae lacrymae," sagte er stolz und räusperte sich. „Immerhin muß auch bemerkt werden, daß vielleicht Sein Fleiß nachgelassen hätte, wenn Er alles im Überfluß gehabt hätte, anstatt daß Er ihn verdoppeln mußte. Nicht wahr? Kein Ohngefähr füget die Dinge der Welt; aus den Folgen erkennen wir die weise Leitung des höheren Wesens; Gott wollte Ihn reifen und prüfen!" Der Greis nahm den Dreispitz ab, sein gläubiger Blick suchte dankbar den blauen Sonnenhimmel. Die rasierte Oberlippe zuckte im Gebet, das der energische, zahnlückige Mund lispelte.

Schiller sah zu Boden; er erkannte: der primitive Mensch, in dem der Verstand nicht zuhöchst blühte, handelte richtiger als der, der das Herz pensionierte. Minderwertig waren dagegen die anmaßenden Hirnathleten, die kleine Gewichte hoben und niemals das Weltgebäude meistern konnten. Die Weltordnung regierte. Die Erleuchtung zuckte: der Wallenstein muß sterben! Heiter nickte er der Lotte zu. „Bete nur und tue dir keinen Zwang an; wir suchen alle das gleiche." Dankbar lächelte sie. Während der Fahrt nach Heilbronn hatte er Goethesche Werke gelesen und nun war er so milde?

Kaspar Schiller setzte, nach getaner Visite beim

Herrgott, bedächtig den Hut auf und sagte: „Wenn ihr verstattet; ich habe einiges, der Ökonomie wegen, die nötig ist, mit euch zu besprechen.“ Rechts und links nahm er seine beiden Kinder. Bedachtsam schritt er mit ihnen durch die schmale Gasse, auf der Buben heulend ein wüstes Fangespiel übten, vorbei am Senatorenhaus, mit gerechtem Stolze, einen Hofrat links und eine Adelige rechts zu führen. „Einstweilen, liebe Kinder, müsset ihr hier zu Heilbronn verbleiben,“ sagte er seufzend, „so hart es mir auch geschieht, zehn Stunden Distanz zwischen euch und mir zu haben! Hinc illae lacrymae, der reichsstädtische Schutz des hiesigen hochachtbaren Magistrats, dem ich Ihn, Fritz, schon annoncierte, schützet Ihn vor des allergnädigsten Herrn Herzogs Verfolgungen, wenn selber Ihm die Desertation von einst noch nachtrüge, wozu es fast den Anschein hat.“ Er seufzte schnaufend. „Der Herr Herzog gab mir keinerlei Antwort auf meine ergebenste Einfließung im Rapport, den ich verteufelt fein komponierte, nämlich: daß mein kranker Herr Sohn das heilende Cannstädter Bad hätte vielleicht besuchen dürfen, wenn ich auf meinen ersten Anstoß, mein untertänigstes Bittschreiben, eine gnädige Antwort erhalten hätte. Leider, es muß gesagt werden, machet die nahe verbrecherische Kriegsfuria der französischen Umstürzler den Herrn Herzog noch selbstherrlicher.“

„Gab er Ihnen Urlaub, Herr Vater, uns hier zu besuchen?"

„Schon, Fritz, soweit es meine Amtspflichten nicht beeinträchtigte, aber es wäre schöner, wenn ihr der Solitüde näher wäret! Hm, hm." Scheu, Unterstützung heischend, wandte sich der alte Mann zur Schwiegertochter. „Hinc illae lacrymae; vielleicht spricht meine teure Tochter doch ein Wörtlein vor meine Hilfe." Fragend sah sie ihn an. Schiller drehte sanft des Vaters Schultern, daß ihm der rekognoszierende Greis ins Antlitz sehen mußte. „Meinen Sie," fragte er ruhig, „ich sollte dem Herzog schreiben und ihn bitten, daß er mir die Erlaubnis zur straflosen Rückkehr nach Württemberg gäbe?" Wie vor den Kopf geschlagen, stand der Vater. Als er sah, daß es seinem einst so ungebärdigen Sohn, mit der Frage, völlig Ernst wäre, sagte er, im höchsten Grade verwundert: „Hat Er sich verändert!"

„Es wäre, Herr Vater, zum Verzweifeln, wenn alles, was mich bis heute traf, nichts genützt hätte!" Dankbar und hochachtungsvoll tätschelte Vater Schiller die blasse Hand seines Einzigen. Beklommen sah er dessen abgezehrtes Antlitz, das nur noch Geist war.

„Wahrlich, ich wär' Ihm sehr obligieret, wenn Er's täte," sprach Kaspar und getraute sich nicht, während der Unterbreitung seines neuen, noch kühneren Ratschlages, aufzusehen, „vielleicht emp-

fähle es sich, im Sinne seines dankbaren Zöglings von einst zu petitionieren! Ich meine," schloß er hastig, „nicht in Formen der Demütigung, sondern mehr: zuversichtlich!"

„Ich werde dem Herzog schreiben, daß ich auf jeden Fall nach Ludwigsburg reisen werde, weil ich Hovens ärztlichen Rat benötigte. Hätte ich nicht die Lotte bei mir, die jetzt doppelte Schonung verlangt, ich reiste gleich heute mit Ihnen."

„Schreib' Er lieber zuvor; denk' Er des seligen Herrn Schubart!"

„Ganz umsonst wirkte ich ja doch nicht," sprach Schiller stolz; er bändigte sich sofort: „ich will dem dickköpfigen Schwabenkönig noch einmal schreiben. Abgemacht! Woran starb Schubart?"

„Er mußte zuviel Gram vertrinken, hinc illae lacrymae, er soff sich tot, wenn man so sagen darf, Frau Tochter," reparierte der Alte seine Rede. „Weil's mir in den Kopf kommt: die Betten sind von der Solitüde heruntergeschafft und in der Wohnung aufgeschlagen, die wir mieteten. Gehen wir vielleicht gleich hin. Wir nahmen das Beste und Billigste, das wir fanden; in schlimmen Zeiten muß man die Hand besonders fest auf den Sack halten; ich krieg auch nur halbe Löhnung! A propos: weiß Er, Fritz, daß ich die Absicht habe, mich zur Landmiliz zu melden, wenn's bei uns los geht, dort ist Avancement!"

„Gönnen Sie sich Ruhe, Herr Vater; sam-

meln Sie die Früchte der Innerlichkeit und lassen Sie die Schimären andern.“ Kreisend wies Schillers Hand auf die herrliche Landschaft. „Sehen Sie, wie großzügig und klug alles, außer uns, ist! Das muß auch Sie erhöhen und befreien!“

„Ich will meinem Enkelkind einen Großvater geben, der etwas ist! Die Umstürzler müssen zu Paaren getrieben werden! A propos: Frau Tochter. Die Louise kommt morgen zur Aushilfe, weil sie heute daheim Waschtag haben. Fritz,“ sagte er stolz, „weiß Er, daß der regierende Herr Bürgermeister von hier vorhat, Ihn durch einen von denen Herren Senatoren persönlich begrüßen zu lassen?“

„Es ist schön, wenn der Mensch für Kleinlichkeiten Zeit hat; das sinnlose Hetzen raubet dem Leben Fülle und tiefinnerste Bedeutung.

„Fritz,“ sprach der Vater, neuerlich schwer verwundert, „Er ist wie Wein, der im Keller ausgegoren hat: erst brausete er, jetzt leuchtet er!“

„Hoffentlich genießet mich die Welt bald,“ scherzte Schiller, trotzdem ihn das Asthma wieder zu quälen anhub, „sonst ist für sie meine Herrlichkeit umsonst erreicht.“ Lebenssehnsüchtig drückte er des alten Mannes Arm. „Grüßen Sie mir die Mutter und alle auf der Solitüde,“ sagte er, „dem Herzog schreibe ich heute noch. Dem Fritz von Hoven lassen Sie wissen, daß er sich drauf gefaßt

machen sollte, daß ich mir von ihm Genesung hole."

„Ja," sprach Kaspar Schiller, der an alles dachte, „ich hab' von deinen prosaischen Schriften je ein Buch an den Hoven und Elwert geschickt und hinzugefügt, es geschähe in deinem Auftrag!" Pfiffig lächelte der Diplomat. „Das schmeichelt den Herren Doktores; vielleicht machen sie Ihn so eher gesund." Er schielte. „Der Hoven hat gesagt, er wird, sobald als möglich, herüberschauen." — — Die Jugendfreunde saßen sich gegenüber. Sie sprachen in großen Zwischenpausen, weil jeder Satz allzuviel Erinnerungen aufriß. Sinnend glitten ihre Blicke über den Holzbalkon, hinaus in die silberne Weite der Nacht. Stern stand an Stern.

Sie hatten das Licht gelöscht, schwarz schnitt der Fensterbalken in die Mondsichel. Gedämpft fragte Hoven: „Wir stören doch nicht deine Frau?" Schillers Kopf verneinte. Hoven hörte das schwere, keuchende Atmen, und neue Sorge und anspornender Ehrgeiz faßten den Hofmedikus. Wenn es ihm gelänge, diesen Mann, der soweit über ihn gewachsen war, dem Vaterlande wieder gesund zu machen? Ehrfurchtsvoll sprach er: „Wir hätten dich gern in Ludwigsburg bei uns einquartiert, aber unsere Wohnung reicht nicht. Auch meinte meine Frau, du hörtest zuviel den Lärm unsrer Kinder."

„Solchen Lärm erhoffe ich bald im eigenen Heim.“ Tiefen Blickes sah Schiller auf dem Nachthimmel die Planeten. Sie waren die gleichen, wie damals, als er, ein halbes Kind noch, die „Räuber“ schuf. Nun erwartete er *sein* Kind! Immer blieb die Natur die gleiche, nur der Mensch wandelte sich. Wie brennend war ihm die Sehnsucht dereinst vorangeflogen, wie still und ergeben war er geworden! Diesen Himmel sahen alle vor ihm und nach ihm; diesen Himmel suchte inbrünstig Wallensteins Fernrohr ab! Es waren immer die gleichen Sterne, die der Mensch stets deutete, wie er gerade wollte. Ging's schon dem Ende zu, lag noch ein Lebenswerk dazwischen? Gelangte das zur Tatsache, was er seinen Willen nannte? Angst und Unterwürfigkeit vor dem Ewigen schüttelten ihn. „Hoven,“ sprach er, „nehme dich meines Weibes an, wenn seine schwere Stunde kommt.“

„Selten gab ein Arzt lieber das Versprechen, seine Pflicht zu tun.“ Besorgt merkte der Arzt, daß die Nachtkühle ins Zimmer schlich; er erhob sich und fragte: „Soll ich nicht das Fenster schließen?“

„Ich muß Luft haben, sonst ersticke ich!“

„Nimm wenigstens den Mantel um; hier hast du.“

„*Wie* sagte dir der Herzog, daß er mich in der Heimat ignorieren wollte?“

Hoven trat zur Seite, um das Sternlicht im Antlitz seines Jugendfreundes zu haben; er diagnostizierte so leichter! „Ich war gerade beim Gehen, und das Franzele — Schiller, die ist auch alt geworden! — reichte mir die Hand zum Kuß, da sagte er: ‚Sein Freund, der dichterische Deserteur von einst, der vermeinte, bei mir nicht so viel zu erreichen, wie anderswo, schrieb mir. Antwort verdient er keine, aber den Hofrat muß ich in ihm achten und drum seine Gegenwart ignorieren.'" Langsam schüttelte Hoven den Kopf. „Weißt du, Schiller, außer seinen Schrullen, ist er so übel nicht, wie wir ihn einstens sahen!"

„Wir hatten damals und haben heute recht. Ach, Hoven, wie sich doch alles in uns wandelt!" Langsam sah Schiller auf und fragte: „Treibest du noch Poesie?"

Mit verstecktem Schmerze lächelte Hoven. „H i n t e r mir, Freund!" sagte er fest. „Wenn ich einen Menschen zu kurieren vermag, tue ich mehr, als wenn ich der Welt ein schlechtes Gedicht aus mir akkouchierte. In der Kunst haben, von allen, die einmal darnach lechzten, außer dir, nur Zumsteeg und Dannecker etwas Erwähnenswertes erreicht; beide sind Professoren der Akademie. — Jeden Tag fragt mich einer, wann er dich sprechen kann. Gestern war's der Haug; der Abel hat auch schon geschrieben! Ein Verleger aus Tü-

bingen, ein Herr Cotta, will dir ebenfalls seine Aufwartung machen . ."

Interessiert hob Schiller den Kopf. „Cotta? Wir wohnten einst zur Miete in seines Vaters Haus. Was will der Tübinger?"

„Bücher von dir und was du ihm sonst gibst."

„Meinst du, er begänne eine Zeitschrift, zur Erziehung der Menschheit?"

„Soviel ich weiß, will er eine politische Zeitung gründen."

„Politik ist verächtlich."

„Und das französische Freiheitswesen?"

„Pfui!"

„Es leben viele Emigranten bei uns."

„Sie versauen allüberall die deutsche Art."

„Allerdings, die Lustseuche steiget rapid." Hoven ergriff den Weinkrug. „Trinken wir noch ein Glas," sagte er und schenkte ein, „dann muß ich heim. Groß war die Freude, dich so frisch anzutreffen. Ich trink dir eins!" Er hob sein Glas.

„Du fandest mich frisch?" Schillers Körper zitterte in Furcht und Hoffnung. „Meintest du das im Ernste?" Das Stengelglas in Schillers Hand schwankte; er fühlte erschreckend, wie gern er doch lebte. Mißtrauisch sah er den Freund an.

„Ich habe dich nicht untersucht," sprach Hoven zurückhaltend und schob so heftig sein Glas zur Seite, daß dessen Inhalt überfloß, „jedenfalls

kann ich sagen, daß sich ein schwerkranker Mann, als den du dich brieflich bezeichnetest, anders gibt als du." Hoven rieb die kalten Hände und fand schwer Atem, weil nun der Hauptzweck seines Heilbronner Aufenthaltes in die nächste Nähe rückte: „Mein ärztlicher Rat steht dir jederzeit bereitwilligst zur Verfügung." Berechnend schloß er: „Ich warnte dich vorhin auch nur vor der Nachtkühle, weil ich noch nicht völlig klar sehe; wenn ich dich untersucht hätte, machte ich wahrscheinlich auch das zweite Fenster auf."

Schiller warf, kurzentschlossen, den Rock ab; er öffnete das Hemd über der Brust. „Gehe deinem Wünschen nach und beruhige, in jedem Falle, meine Eltern."

„Du darfst nicht glauben," protestierte Hoven mit schlecht gelingender Lüge, „daß ich am Ende nur kam, um dich zu untersuchen." Kameradschaftlich begütigend klopfte Schillers Hand Hovens Schulter; nun wußte er, daß sein Vater den Arzt sandte.

„Ans Werk, Alter!"

Todstill war's, die Atemstöße des schwer erregten Doktors fuhren lärmend in die schwarze Lautlosigkeit der Stube. Hoven legte seinen klugen Kopf, den eine energische Nase auszeichnete, auf die krampfhaft arbeitende Brust Schillers. „Tief atmen!" befahl er, und Schiller fühlte, daß des treuen Jugendfreundes Angstschweiß, von

dessen Stirn, auf seinen bloßen Körper troff. „Tiefer!“

„Das schmerzt bereits,“ konstatierte Schiller mit Sachlichkeit, „meinest du, daß mir die magnetischen Kuren des hiesigen Arztes nicht hülfen?“

„Du kommst ja zu mir nach Ludwigsburg,“ war Hovens Antwort, seine Finger begannen die Klopfarbeit.

„Hier klingt's hohl!“ sprach Schiller; schon floh der verzweifelte Finger Hovens; er sagte, grob:

„Bild' dir nicht ein, Schiller, daß du noch was von der Medizin verstündest!“ Schiller zog die Brauen hoch, er ballte die Fäuste: jetzt wußte er, wie's um ihn stand! „Wie geht's deinem bischöflichen Gönner?“ fragte Hoven rauh, sein Ohr preßte sich gierig zwischen die Schulterblätter des unheilbaren Kranken. „Denkt der steinalte Bisherr noch nicht ans Sterben?“ Er richtete sich auf und quälte dem Freunde den lügenden Blick entgegen. „Meinst du,“ schnaubte er, als schimpfte er eine ungeschickte Wehfrau, „ich spräche, in deiner Gegenwart, vom Tod, wenn dein Leiden nicht nervöser Natur wäre?!“ Schnell legte er, Schillers durchdringende Augen fliehend, das Ohr neuerlich auf die Brust des kummervoll Lächelnden und sagte: „Dächte der Herr Kurfürst ein wenig, er machte bald seinen Platz frei; eine einzige Idee im Schädel des Betagten und es

wäre mit ihm zu Ende.“ Hoven trat hinter den Freund und gab diesem einen fröhlichen Schlag auf die Schulter. „Fertig!“ sprach er leichthin und warf den verzweifelten Blick der Nacht zu; weit öffnete er beide Flügel des zweiten Fensters. „Bitte,“ sagte er fahrig, „bist du nun beruhigt?“

„Du bist ein guter Kerl,“ sprach Schiller weich und fuhr mit den Armen in den warmen Leibrock zurück, den ihm Schwester Louise geschneidert hatte, „in Ludwigsburg wollen wir fröhlich sein und die Medizin Medizin sein lassen; ich will noch einmal in Ruhe die Stätten und Menschen sehen, die mich dereinst bewegten.“

„Warum,“ sprach Hoven, vom schlechten Gewissen zur Widerrede gedrängt, „sollten wir nicht auch von der Medizin reden?“

„Weil mein Leiden nervös ist,“ sagte Schiller, „Nervöse darf man nicht an Krankheiten erinnern.“ Er lachte bitter: „Verstehe ich nicht doch etwas von deiner heiligen Kunst?“

„Ich werde die ehemaligen Kameraden von deiner Rückkehr verständigen,“ sprach Hoven nüchtern und griff nach der Instrumententasche, die am Tische lehnte, „zuvörderst den Dannecker, der dich modellieren will; den Abel besuchen wir vielleicht, wenn's dir recht ist, zusammen?“ Schiller nickte, Hoven reichte ihm hastig die Hand, „Ich muß reiten!“ sagte er und sah zu Boden, „morgen haben wir in Hohenheim beim Herzog

Konsilium! Höchste Zeit! Grüß' deine Frau; sie kann mäßig jeden Tag Bewegung machen und du: widme dich ganz deiner Erholung! Begleite mich nicht! Ich garantiere dir, meine Diagnose über dich ist richtig!"

„Ich glaube dir," sprach Schiller und gab des Treuen Händedruck zurück; „so also das Schicksal will: auf Wiedersehen in Ludwigsburg!"

„Warum sagtest du: so das Schicksal will?"

Schiller lächelte. „Stehen wir nicht alle in Gottes oder des Zufalls Hand?"

Wortlos stieg Hoven die schmale Holztreppe nieder. Leise und bedrückt. Noch einmal nickte er freundlich und ermunternd zurück: es wurde eine Grimasse im flackernden Licht der Unschlittkerze, die Schiller entzündet hatte. Seine Schritte verklangen im Haus, sie lebten auf den Fliesen des gepflasterten Hofes wieder auf.

Schiller stand beim Fenster und horchte den dumpfen Tritten des Hovenschen Pferdes. Ferner und ferner. Noch einmal zerriß ein verwehtes Kreischen die Nacht: die Torwache entließ den Medikus heimwärts. Schiller bebte; nun war er wehrlos mit seinem Schicksal allein. Kinderschluchzen staute sich in seinem beherrschten Halse. Die Fäuste zitterten im heldenhaften Widerstand, den er der Weichheit bot. Wie ein Tier wollte

das Irdische in ihm aufbrüllen. Hoffnungen und Zukunftspläne versanken. Wie ein welkes Blatt riß der Sturm der Erregung die Wallensteinpläne zu Boden. Ihm schwindelte, der Atem stach. Gesundheit und Kraft flohen ihn; Hovens rascher Aufbruch war ein Symbol dafür. Aussätzig war er für die, die er führen wollte. Ruhe! befahl der Geist in ihm. Ruhe!! Mit geballten Fäusten schritt er durchs Zimmer, jeden Muskel, im Widerstande wider sich, aufs letzte angespannt. Geradeaus hielt er das Haupt, hocherhoben: er hatte Pflichten!

Er nahm die Schreibfeder vom Tische. Zögernd legte er sie noch einmal zurück. Leise ging er zur Tür, hinter der sein Weib schlummerte. Vorsichtig öffnete er; lautlos brach das Mondlicht in die Kammer. Es fiel auf ein blasses, dem Schlafe hingegebenes Antlitz. Liebkosend, dem schwersten Kummer ausgeliefert, daß er das verlassen mußte, daß er das nicht genießen durfte, nickte er der Schlafenden zu. Heiße Sehnsucht nach der Berührung ihres reinen, gesegneten Körpers überkam ihn. Die Zähne bissen in die rissigen Lippen. Er schüttelte den Kopf und schloß strenge die Tür. Er schritt zur Arbeit. Ruhig nahm er vor dem Tische Platz und griff zum Kiel. Sein Testament entstand, in dem er seiner Frau des Liebsten Liebstes sagte, was nie das Leben ihm entrissen hätte. Sorgfältig siegelte

er und barg das Herzbekenntnis in seinen Manuskripten.

Als der Morgen dämmerte, griff Schiller nach dem Testamente an die Menschheit, das er seit Monaten förderte; er schrieb: „In seinen Taten malt sich der Mensch; mit Freuden beuge er sich unter das Joch, das der Menschheit Schuld sühnt.“

„Noch nichts? Noch immer nichts?" fragte Schillers heisere Stimme erregt vom finstern Flur in die helle Türspalte herein. Hovens Blick beruhigte die aufsehenden Frauen, die hilfebereit die ergeben leidende Wöchnerin umstanden: Karoline von Beulwitz und sein Ehekamerad. Er trat, die Tür hinter sich schließend, zu Schiller in den Gang hinaus. „Leidet sie sehr?" war Schillers mitleidsvolle Frage; Hoven fühlte, daß der Freund schwankte.

„Dein Kindlein wird bald da sein," sprach Hoven ruhig, „leg dich in deiner Stube zu Bett; ich werde in Bälde den Prinzen oder die Prinzessin präsentieren; hier kannst du nicht helfen!" Mit sanfter Gewalt führte er den Widerstrebenden die Treppe hinan, vorbei am schmalen Fenster, durch das düsteres Nachtgewölke sah. Regellos lagen in Schillers Wohnstube Haufen Papieres auf dem Boden; Bücher und Schriftstücke hatte des Aufgeregten Hand zwecklos durcheinandergeworfen; nur ein Band der Göschenschen Goetheausgabe, der sich klaffend im Winkel spreizte, schien Gründen der Überlegung seine

Situation zu verdanken; er sah aus, als hätte ihn ein heftiger Wurf dorthin befördert. Der Weinkrug auf dem Tische war zum größten Teile leergetrunken.

„Ich habe zu arbeiten versucht," sprach Schiller, „doch ich konnte den Geist von der Irdischkeit nicht losringen." Flackernden Blickes sah er den Freund an, der sachte in der Tasche das Schlafpulver suchte. „Mein Kind," sagte er herb, „weiß, warum es sich wehrt, in dieser Welt zu sein. Hoven, es ist verbrecherisch, daß ich Mithelfer wurde, der Lebenskanaille ein neues Opfer zu zeugen! Was gibt das Dasein, das es nicht tausendfach nähme?" Er hing den Kopf; Hoven nützte die Gelegenheit und warf das Schlafpulver ins halbgefüllte Glas. „Sieh," sprach Schiller in neuerlichem Aufbäumen und zeigte auf ein halbbeschriebenes Blatt zu seinen Füßen, das soeben in seine Erinnerung zurückgekehrt war, „hier versuchte ich eine Szene zu skizzieren für meinen ‚Wallenstein'! Ein Vater betrügt hart und selbstisch sein Kind um dessen Glück, weil's den vererbten Anschauungseinseitigkeiten entgegen wäre; tue ich etwas anderes? Das einzige Glück der Welt ist: nie geboren zu werden! Ich aber zeugte ein Kind, es gedankenlos um die Schätze des Nichtseins betrügend, weil's die Gedankenlosigkeit des Alltags so befiehlt." Er seufzte. „Die Heimat ist schuld, wenn ich mein Verbrechen als

freuende Tat ansehe. Die Heimat verwirrt mich. Muß meine Lolo viel leiden?“

Hoven schenkte die Gläser voll. „Dein Kindlein soll leben!“ sprach er einfach und entschloß sich, nunmehr drunten unverzüglich zur Zange zu greifen. „In einer halben Stunde bist du Vater.“ Er leerte das Glas. „Du mußt mir Bescheid tun!“ Unwillig gehorchte Schiller.

„Geh, geh,“ drängte er, „hilf der Lolo; ich will hier bleiben und meine Gedanken sammeln; der Kopf wird mir den Schaden tilgen, den mir die Schwäche des Blutes tat.“ Hoven ging.

Das Schlafmittel begann Schillers Überreizung zu fesseln. Milde, fast gleichgültig, dachte er nun der Ereignisse: Zuviel Mißklang erfuhr der Künstler im Dasein; den mußte er zwingend ordnen, ehe er den Kampf auf der Bühne neuerlich befahl. Das Paradies war wieder zu finden, in dem dereinst Kunst und Leben eins waren! Lebenshöhe schuf Kunsthöhe! Nur die Kunst gab Sicherheit im Leben, wie die Sicherheit im Leben die Kunst gebar. Die härteste Not hämmerte das Beste aus dem Menschen; war also die Kunst nicht das Beste? Der stand auf der Höhe, der am meisten kämpfte? Er sank zurück, mit lahmen Lidern. Von unten klang der flehentlich abwehrende Notschrei seines Weibes; schlafbefangen nahm er ihn als dumpfen Ton des Menschenjubels, der freudig litt . .

Die Glocke vom Ludwigsburger Turm begann zu läuten. Schwer dröhnten die Töne über die finstern Täler und Berge. Lichtlein glommen in der schwarzen Einsamkeit verwundert auf und fragten ängstlich durch die Nacht. Unterstützung kam in der Luft geflogen; die Kirchtürme von Schwaben hallten; allüberall galoppierten Reiter. Schadenfroh war das Sternfunkeln. Schiller bewegte sich. Rief ihn sein Schicksal? Es griff nach ihm; ein Ruck, und er saß aufrecht. Der Nebel schwand. Er sah Karoline, die ihm gerührt ein weißes Bündelchen entgegenhielt: sein Kind, die Harmonie der Welt.

Er schluchzte. Ehrfürchtig berührte sein Mund die kleine Runzelstirn; er wagte nicht, das Körperchen zu greifen. Es war ein vollgelungenes Werk der ewigen Natur, die ihn als Instrument der Schöpfung nützte. Edel die Gliederchen, formvollendet jede Runde, nach dem Gesetz der heiß erstrebten Harmonie gefügt. „Karoline," sprach er und seine abgezehrte Gestalt, auf dem Lederdiwan der Mietwohnung niedergesunken, wurde zur flehentlichen Bitte, „sei ihm ein treu Geleite! Steh ihm und seiner Mutter bei, wenn ich erst nimmer bin, es wird nicht allzulange dauern."

„Schiller."

Mit stiller Sicherheit sah er die nassen Augen der heroisch-treuen Frau. „Litt Lolo sehr?" Wehmütig schüttelte sie den Kopf. Von neuem

bat er, ihre Hände streichelnd: „Erzähl' dem Kind dereinst, was ich gewollt. Es soll des Vaters Sehnen erfüllt im eignen Leben sehn; ich weiß ja nicht, ob sich der Tod noch lange prellen läßt. Ich traue deiner Liebe mehr als meiner Kraft. Sei ihm der Künder seines toten Vaters; die Zeit, in der das Kindlein leben muß, wird wild." Sie nickte mit gesenktem Kopf. „Hilf auch der Lolo," sprach er, mit nimmersatten Augen des Kindes Mündlein sehend, „sie ist so gut, daß ich's ihr nimmer danken kann." Lauschend hob sich sein Kopf. „Was läuten die Glocken?" Er lächelte. „Kein frühres Werk von mir ward so begrüßt!"

„Der Herzog starb."

„Der Quälgeist meiner Jugend tot, ich siech, mein Kind geboren." Bereichert und erschüttert stand er. „Wir werden rasch gelebt, der Tod ist mächtig." Die Augen glänzten. „Was so gegemeinsam ist, das kann nicht schrecklich sein. Ich hab' vergeben." — — — Das Taufwasser floß. „Karl Friedrich Ludwig seiest du genannt und Gott führ' dich auf rechten Wegen. Auf dir steht deines Vaters Nam'!" Stolz kratzte, mit kunstvollen Schnörkeln, des Hauptmanns unsichere Kielfeder die Namen der abwesenden Paten ins Pfarrbuch. Wichtig unterschrieben sodann die anwesenden Gevatterschaften: Doktor von Hovens jugendliche Gattin und dessen greiser Vater, der

Hauptmann und Waisenhausdirektor von Hoven, zusamt der Großmutter Schiller. Ehrfürchtig stand die Louise, als neuerlich ihr Vater vortrat und nun den eignen Namen schrieb.

„Man wird den kleinen Kujon Karl nennen!“ sagte er und spritzte mächtig den Tintensaft aus der Gänsespule, „Gott segne ihn und laß ihn seinem Vater Freude geben, wie mir mein Sohn.“ Energisch griff er nach dem Wickelkind.

„Lasset es nicht fallen,“ warnte die Nane, die eine prächtige, neue Haube trug, „man höret, das täte Kindern nicht gut!“

„Hinc illae lacrymae, Fratz frecher!“

„Laß mir das Kind,“ bat zag die Frau Hauptmännin, „du hast so schmerzhaftes Gliederreißen!“ Verächtlich gröhlte er, schon hielt er das Menschenpaket.

„Die Andenken an meine acht ernstlichen Kampagnes,“ sprach er wegwerfend und sah protzig zu den Schwestern von Lengefeld, „hindern mich wahrlich nicht, ein Mensch zu sein!“ Fröhlich zwinkerte er dem Sohne im Staatsrock zu: Hat Er bemerkt, wie ich Seine Redensarten akzeptiere? Vom Turm bimmelte die Glocke.

Sie schritten über die grasüberwachsenen Straßen heimwärts, auf denen Hühner stolzierten. Sinnend und ergeben sah Schiller die Veränderung um sich. So wenig blieb hiernieden von des Mächtigsten Willen! Der Herzog hatte

die Stadt gewaltsam geschaffen, als Kulisse seiner Jugendhofhaltung, nun sank sie, seit Jahren, hilflos in die Öde des Verfalls. „Ich werde", sprach Kaspar Schiller, einigen Neugierigen, die ihm die Freude des Begaffens machten, gravitätisch Dank zunickend, „Seinem Erstgeborenen den Siegelring dedizieren! Weiß Er, den, den ich von meinem Herrn Papa auf dem Finger trage." Er ging langsamer, damit ihn die Schwiegertochter hörte. „Den Schillerschen Siegelring!" sprach er, als die Frauen näher kamen, laut und dröhnend. „Dieser Ring vererbte sich in unserm Geschlechte weiter, seit fernsten Zeiten. Er weiß doch noch, Fritz, daß wir adelig waren, eh' wir als Lutherische aus Tirol vertrieben wurden?!"

„Ich danke Ihnen, Herr Vater," lächelte Schiller, dem die nächtlich gelesene „Faust"-Stelle einfiel: Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht, es findet uns nur noch als wahre Kinder. Es schob den stolzen Alten vorwärts, dem nahen Hause zu. „Wir wollen im Herzen adelig zu werden versuchen," sprach er freundlich.

„Hinc illae lacrymae; Er hat recht!" Beschämt stelzte der Vater weiter, die teure Last an sich gepreßt. „Sag' Er, Fritz," begann er wieder, leise und sehr neugierig, „lebt Seine Frau Schwägerin vom Herrn Hofrate von Beulwitz ehelich getrennt?"

„Das Scheidungsverfahren ist im Gange, Vater."

Kaspar Schiller sandte einen trüben und verächtlichen Blick rückwärts, zur korpulenten Schönheit. Schließlich war's wirklich nicht das Erstrebenswerteste, adelig zu sein! „Und da reiset sie jetzt schon so mit dem Herrn von Wolzogen allein in die Schweiz, wie die unmoralischen Franzosen?" stänkerte er.

„Die Menschen, Herr Vater, sind ebenso verschieden wie Ihre Bäumchens, die Sie pflanzen und ziehen. Der eine gedeihet ohne Versetzung und Umgrabung, der andre gehet zugrund. Es gibt Rosen mit und ohne Dornen. Die Line plaget sich, in ihrer Art, redlich, das Leben mit Gewinn zu Ende zu bringen. Lasset sie wachsen, wie der Wind weht."

„Er hat wieder recht," stimmte stolz und neuerlich verwundert der Vater bei, „Er ist förmlich weise geworden. Ja, es ist schon so: Es wird alles anders und man muß sich fügen, weil's nicht zu ändern ist. Die Welt stehet Kopf. Frauenzimmer morden — hat Er von der Corday in der Zeitung gelesen, die den hohen Revolutionsmann erstach? — Königinnen werden wie eine Magd trätiert von Hundsföttern." Er seufzte; sein Gedankensprung wurde erschrecklich offenbar: „Ist dir also durch des Herrn Koadjutors Ver-

treibung wirklich jegliche Aussicht auf eine Mainzer Hofstelle verschwunden?“ fragte er.

„Ich wäre jetzt auch nichts mehr für eine Hofstelle!“

Kaspar Schiller blieb betreten stehen, das Podagra stach bei so starker geistiger Tätigkeit. Die Gelegenheit war nun da, das zu sagen, was ihm auf der ehrgeizigen Seele brannte. „Warum schreibet Er kein neues Trauerspiel, statt der faden Theoretika?“ Die Erregung in seines Vielgeliebten und Verehrten Antlitz ließ ihn hastig hinzusetzen: „Nichts vor ungut; ich frage nur der Ökonomie wegen, wenn die nordische Spende aufhört. Hinc illae lacrymae! Hm, hm! Er versteht mich doch recht?“

„Lasset mir Zeit; im Innern bin ich noch nicht fertig mit mir.“ Grimmig über die Selbstherabsetzung seines Sohnes sah ihn der Alte an. „Er ist innerlich noch nicht fertig?“

„Man kann erst ins Land schauen, wenn die Warte völlig fest steht.“

Entschuldigend lächelten des Alten Augen unter den weißen Brauen. „Mach' Er, wie Er glaubt,“ sprach er zärtlich, „ich red' halt auch, wie ich's weiß: Ich hab' da letzthin in der Mittagspause, nachdem ich die Pfirsichhölzer okulierte, in einem Buch des Herrn Geheimrates von Goethe gelesen, um den jetzt gar viele ein arg Geschrei erheben; ‚Iphigenia' hieß es!“ Gründlich ver-

ärgert schüttelte er den Dickkopf. „Hinc illae lacrymae, ich muß sagen, das weinerliche Zeug mißfiel mir; da les' ich den Wieland noch lieber!" Prüfend sah er, mit schiefem Kopfe, seinen Sohn an. „Was sagt Er dazu? Kennt Er das Stück?" Schillers Blick hing, im langsamen Schreiten, zu Boden; seine Stimme war leis: „Es ist das einzige dramatische Produkt Deutschlands, das ich beneide."

Sorgenvoll sah Kaspar Schiller den Sohn an. „Sei Er nur nicht zu bescheiden," bat er, „fall' Er jetzt nicht vom Extrem der Überheblichkeit Seiner Jugend ins Gegenteil! Laß Er sich ja nicht von den vielen Frauenzimmers, so Ihn umgeben, verweichlichen!" Mahnend und forschend blickte er den still Versonnenen an. „Hinc illae lacrymae, Er weiß doch, daß Er lange so viel kann, wie der Weimarer Poet, dem nichts mehr einfallt?" Schiller drehte ihm, zweifelnd und wehmütig, den Kopf zu. Unwirsch stieß des Hauptmanns Fuß an die Tür des Hauses. „Aufmachen, zum Donner und Doria! Sein Zitat!" lächelte er und schloß scharf: „Der Goethe muß ein aufgeblasener Gesell sein, nach allem, was Seine liebe Frau mir andeutend verriet." Sie traten ein.

„Herr Vater," sprach Schiller, „auch Sie sind verändert! Sie predigten dereinst Bescheidenheit und verlangen jetzt Überhebung."

„Alles zu seiner Zeit!" Sie stiegen die knar-

rende Holztreppe hinan, hinter ihnen im Flur erklangen der Taufgäste Reden. „Wir debattieren darüber noch einmal!“ sagte der Großvater drohend und legte sein Enkelkind, mit aller aufbringbaren Zartheit, in die Wiege. „Du mußt mir im Detail erzählen, was du jetzt schreibst.“

„Ich schärfe die Waffen,“ sprach Schiller ernst, und seine Blicke hingen am mummelnden Munde seines Kindes, „ich will sehen, ob ich auserwählt bin.“ Sanft streichelte sein Zeigefinger des Vaters straffes Kopfhaar. „Die deutsche Tragödie hat noch keinen Stil.“

„So, so.“ Unnötig dicht zog der Veteran die Decke über den Enkel, „ich hab' nämlich auch ein Werk unter der Feder . .“ Wütend sah er zur Tür, der Frau Dorothea, mit schwerem Atem, hastig entstieg, ihres Gatten wichtige, endlich losgegangene Rede zerstörend. Vor Weibern sprach man nicht von solchen Dingen! „Was willst? Zum drei Teufel: was willst?“ Sie sah beruhigt das Knäblein in Sicherheit und versank in liebevolle, großmütterlich-bewundernde Anschauung des kleinen Wesens. „Ist er nicht herzig,“ sprach sie und wischte die Augen, „gelt, ganz unser Fritzle?“

„Er sitzet auch auf seinem Popo und hat auch die Nase mitten im Antlitz.“ Kaspars Zorn tat der großmütterlichen Wonne keinen Abbruch; sie

küßte und küßte. Schiller lächelte: rührend und naiv war der Alltag, wie die Natur! Sein Mund wurde ernst: Der Gedanke erst gab der Primitivität Wert; der Vatergedanke, der Muttergedanke, jeder Gedanke, der durch die Natur entstand! Der Geist ruhte in ihr und war ihr drum nicht entgegen? Vielleicht erzwang nur das Wollen den Gedanken aus der Sinnlosigkeit; bestand er gar nicht? Er schüttelte den Kopf. Wenn er der „Iphigenia" dachte; die war vernünftige Natur! „Ich komme gleich wieder," sprach Schiller hastig, fluchtartig schritt er zur Tür, den Kopf gesenkt. „Richtet die Tafel; mich verlangt es, allein zu sein." Entschuldigend und verloren lächelnd zog er die Tür zu.

„Die Frau Tochter muß dem Kleinen ohnehin die Brust reichen," konstatierte Frau Schiller senior mit größter Wichtigkeit; sie gab ihrem mißmutigen Gatten einen überlegenen Renner; auf dem Ammengebiet war sie ihm wenigstens überlegen. „Geh, Alter, mach' dich ins Nebenzimmer!"

„Hinc illae lacrymae; ich tät ihr nichts wegschauen." Mit Stolz trat die junge Mutter näher. Helfeglücklich hatte ihr die Hauptmännin die einfache Staatsrobe auf. „Gott segne dem Knäblein die Mahlzeit," sprach Kaspar Schillers Kommandoton; brummend verschwand der verkannte Autor. Hauptmann Schiller übernahm in der Feststube die Honneurs.

„Fritzle!“ rief die Nane ihrem Bruder durchs Fenster nach.

„Er brauchet jetzt keine Weiber; halt's Maul!“

Hocherregt, neue Reife ahnend, schritt Schiller, die Hände auf dem Rücken, durch den kleinen Garten, der die Rückseite des Hauses umschloß. Er sah die Bäume und Büsche nicht; er wollte nach innen sehen. Doch im Innersten fühlte er wieder den Drang, die Natur und deren weise Kraft, die außer ihm war, in sich zu wissen. Er blickte auf: Der Herbst saß im Land; die Kehre der Natur begann, lief weiter. Bewegung schuf anderes, immer gleiches. Dicht bei ihm lag ein zersägter Kirschbaum, den der nächtliche Sturm gebrochen hatte. Tod überall und Ende! Starb das Holz wie die Menschheit? Jahrzehnt um Jahrzehnt hatte der Baum geblüht, getragen, verloren und gefroren, gewonnen und geschäumt. Von Jahr zu Jahr wuchs der Stamm, dem Ende zu. Ein Atom der Welt! Starb dieser Baum gleich, wie er entstanden; wie der Mensch, als der starb, als der er geboren? Nur Anmaßung und Überhebung beanspruchten Besonderheit im ewig-gleichen Zirkel aller! Doch: Wie er geboren worden, so starb der Mensch nicht! Trieb jedes Menschenleben die Krone der Menschheit höher? Hilfesuchend sah Schiller den stummen Herbst.

Rot standen die Astern, gelb war das Gras,

blau der Himmel und trübe sein Denken. Vom niedern Stockwerk hörte er das vergnügliche Lallen seines Kindes. Dort war Freude! Vater und Mutter, Frauen, Schwestern und Freunde standen dort. Liebe und Kleinlichkeit umfingen ihn, das Alter und die Entfernungen versöhnten, Gewöhnung schmerzte. Schweiß trat auf seine Stirn. Angst überfiel ihn, daß ihn die Frohen früher riefen, als er im Reinen war. Im Reinen? Für wie lange? Was gab Klarheit für länger als eine Stunde?

Er sah zum Himmel: auch das war Glück: Ewig wölbte sich das Firmament und unermeßlich. Wenn die Wissenschaft heute dafür die einschließende Formel fand, morgen lächelten die geringschätzig, die übermorgen von andern verlacht wurden. Auch er war ein Narr, weil er ewig suchte. Was? Himmel und Erde, Kunst und Natur! Er sah die Jahresringe des zerbrochenen Baumes: jedes Jahr schuf sich der Stamm höher und stärker. Auch die Menschenleben waren Kreise, mit dem bestimmten Ende im Anfang. Schufen auch sie den Stamm der Gesamtheit höher und stärker? Fragte der Baum? Die Natur ertrug keinen Widerspruch, keine Frage! Nichts ging verloren; zweckvoll oder zwecklos war alles: Einheitlich auf jeden Fall.

Der Baum mußte wachsen, wie er wuchs. Jeder Ring mußte sich fügen; der Mensch er-

hielt die Bestimmung; die Erfüllung der Bestimmung war ihm selbst anvertraut, das war das Göttliche! In seiner Hand lagen der Welt Lose, so war er Herr. Wohl zog sich jedes Menschenlebens Ring, ja, ja, aber der Stamm der Menschheit mußte daher noch nicht wachsen! Viel leere Leben gab es, die nur die Zeit erfüllten, nicht die Ewigkeit. War die Zeit nicht auch ein Teil der Ewigkeit? Vielleicht war das abschreckende Beispiel ihre Bestimmung; sie gaben Kindern das Leben; *die* stiegen aufwärts! Richtig war alles der Gesamtheit, was geboren hatte; der Mensch mochte sich läutern, wie er wollte, sein Kind war stets wertvoller, das vollendete und führte seinen Aufstieg durch. Mit *seinen* Waffen! Mit den Waffen derer, die ein Bild der Welt, die Erfüllung der Welt in sich vorwegnahmen. Dazu war er da, als Mann und Mensch! Die erfüllte Welt im einzelnen war das Kunstwerk!

Das Geräusch der lauttickenden Turmuhr brach in seine rückkehrenden Sinne: Stimmen. Er hob den Kopf und grüßte zu den Fenstern. Neugierig-verlegen lächelten Gesichter zu ihm herab. Das Leben! Die Nane winkte mit dem Taschentuch. Vater und Mutter, Frauen, Schwestern und — Freunde. „Daß euch der Teufel!" fuhr, beim erinnernden Anblick, die Jugendtonart aus Schiller, „Dannecker, Zumsteeg, schmiß euch ein Gott hierher?!"

„Der Postwagen, mit Reverenz, zu melden!“ lachte Zumsteeg. Mit Interesse sah Dannecker, der Bildhauer, den stolzen Blick und die weitausgreifende Stirn des lange vermißten Freundes. „Komm herauf,“ sprach er, „laß dich umarmen!“

„Ich komme!“ Knapp vor der Haustür, im vordern Teil des Gartens, traf Schiller die langsam ziehende Schwägerin. Auch sie hatte die Einsamkeit gesucht. „Line,“ sprach er, „das Leben ist doch schön.“ Väterlich legte er ihr die Hand auf die Schulter. Erstaunt sah sie ihn an und befreite sich sachte von seiner Berührung. Vorwurfsvoll und nachdenklich sagte sie: „Warum muß man dann solange suchen, wie man das Leben hinbringt?“

„Bist du trübe?“

„Hätt' ich stärkere Nerven und nicht der Lengefelds müdes Blut in mir, ich leistete mehr. So schreib' ich einen Roman meines verfehlten Lebens.“

„Deine müden Nerven stammen vom übertriebenen Kaltbaden auf der Schweizer Reise,“ sprach Schiller bestimmt, um ihre überquellende Sentimentalität zu dämmen. „Bist du erholt, wird dir das Leben einfach und gerecht erscheinen, und du wirst, im großen Umriß, zufrieden sein.“

„Bist d u es?“

„Ich werde es sein.“ Schiller öffnete die Haustür und hieß sie, vorangehen. Karoline

fühlte seine Entschiedenheit, die Tatsache, daß er das Verständnis für ihre bittersüßen Weltschmerzstimmungen verlor; abgewandt lächelte sie schmerzlich. Sie glaubte zu wissen, daß er sich aus Selbsterhaltungsgründen gewaltsam so wandelte.

Laut und sicher klang seine Stimme bei der Begrüßung der Jugendfreunde. Neugierig lauschend umstand sie der Kreis. „Wenn ich auch auf der Karlsschule nicht deiner Intimsten einer war,“ sprach Dannecker mit vornehm-zurückhaltender Miene, die große Freude zeigte, „so gewannst du mich durch deine Werke; nimm so meine Heimsuchung auf; dein Wirken schuf dir die treuesten Freunde!“ Verständnisvoll strahlten die Augen.

Karolinens kleine Gestalt ging lautlos durchs Zimmer, hin zu den jungen Mädchen, die hier die einzigen waren, die nicht peinlich auf ihre Nerven wirkten. „Setzen wir uns,“ schlug sie freundlich vor und zog die zweie, zu ihren beiden Seiten, am untern Ende der Festtagtafel auf Stühle, „nicht wahr, ihr habet schon Hunger?“

„O ja!“ sagte die Nane so nebenbei und ihre Hand sank, ohne daß sie's wußte, Ruhe erflehend, auf Linens Arm. Atemlos hörte sie dem Bruder zu, der noch immer in der Mitte des Zimmers stand. Louise strich das Galatischtuch glatt und dachte ihres geliebten Pfarrers Frankh zu Klever-

sulzbach. Frau Dorothea schöpfte die Suppe, Zumsteeg erzählte von seinen Kompositionen.

„Genug des Begrüßungsradaus!" sprach Hauptmann Schiller und begann mit den Armen die Festgäste ordnend zu trennen, „Platz genommen, die Suppe rauchet vom Teller." Dem Sohne wies er den Sessel zur Linken der jungen Mutter an, die Schillers Hand fing und glücklich flüsterte: „Wie ehrwürdig deine Eltern sind!" Schiller senior hatte sich den Platz neben seinem Sohne aufgespart, um gelegentlich von eigenen Autorennöten weiterzuberichten. Schon saß Zumsteeg an Schillers freier Seite; ärgerlich und jesuitisch sprach der Alte: „Hinc illae lacrymae, Herr Kapellmeister; Ihnen ist ein beßrer Platz bestimmt: Da, am obersten Ende der Tafel!" Behaglich abwehrend schob Zumsteeg, mit den Ellenbogen auf dem Tisch, die beiden Schultern nach vorn.

„Wird nicht angenommen, Herr Hauptmann," sagte er lustig, „auf den Ehrensessel gehört der Großvater." Auch Dannecker saß schon dem Sohne gegenüber. Wollte Kaspar Schiller nicht in all seinen Berechnungen draufzahlen, so hieß es, schnell zugreifen! Unwirsch, ob der Zerstörung so vieler geistvoller Kombinationen, ließ er sich in den tiefen Lehnsessel an der Schmalseite des Tisches fallen und fuhr sofort wieder zur Höhe:

„Hinc illae lacrymae," dröhnte er, „sind wir Heiden? Keinem fiel die Versäumnis des Tischgebetes auf!" Rumpelnd erhoben sich die Gescholtenen; ein befehlender Blick Schillers trieb auch Karolinens von Beulwitz Handflächen aneinander. Andächtig begann der Alte, aufgeregt, weil ihn die Sitzaffäre aus der fast siebzigjährigen Übung der Menschenpflicht geworfen hatte:

„O Herr, laß uns denken zu jeder Stund, wie wir menschlich uns glücklicher schaffen,
Wie wir opfern persönlichen Eigennutz und zum Dienste des Ganzen uns raffen,
Wir müssen durch geistige Kräfte in uns die Widerstände erweichen,
Von unedlem Ehrgeiz den Aufschwung tun, das Hochgefühl: Mensch sein, erreichen."

Prüfend sah er über die Stehenden und schüttelte mißbilligend den Kopf, weil der Herr Kapellmeister zum Gebet sehr weltlich den Takt gab. Doppelt energisch schloß er: „Wir danken, o Herr, vor Speise und Trank, die wir verwenden zu einem Dank, vor dich, du Wesen der Wesen! Amen!" Im Niedersetzen griff er nach dem Zinnlöffel.

„Herr Vater," sprach Schiller seltsam gerührt, gleichsam die Wurzeln sehend, aus denen er gewachsen war, „haben Sie das neue Gebet, so Sie eben sprachen, wieder selbst gedichtet?"

Verlegen und mißtrauisch sah der Alte vom

Suppenteller auf; er war vorsichtig und doch berechnend-kühn: „Vermeinet Er, Hofrat, es ließe sich hören, auch über den Hausgebrauch?"

„Die Dichtung, Herr Vater, die die Familie zur Zufriedenheit erhebt, ist die wertvollste."

„Ich hab' ja nie Zeit gehabt; sonst hätt' ich mich öffentlich hören lassen," sprach schamrot der belobte Greis. „Vorgestern schriftstellerte ich den ersten Teil des Gebetpoems; der Schluß ist schon Jahre alt; der passet vor alles! Mein schwerer Dienst läßt poetische Gelüste stolpern." Mit gerunzelter Stirn sah er zum Ableiter seiner schlechten Laune, zu seiner emsigen Frau, deren weißer Kopf bald zwischen den Hovens, bald zwischen dem jungen Paare war: Darf ich euch noch Suppe schöpfen? „Hinc illae lacrymae, mußtest du mir soviel Suppe zum Schlampampen geben, wo du weißt, daß es die Gicht fördert?"

„Ich übernehme die Verantwortung!" sprach Doktor von Hoven, hurtig einer Auseinandersetzung über die Heilung von Nervenschwächen entschlüpfend; er saß neben Frau von Beulwitz, „Schiller, ich trinke dir und der verehrten Frau Gemahlin das erste Glas." Er hob den tiefgelben Weinkelch.

„Ich ziehe mit!" rief Zumsteeg.

„Gemach! Hinc illae ...," unterbrach Kaspar Schiller verweisend die ihm verfrüht erscheinende Tafelhuldigung. „Wenn schon jetzt pokulieret

werden muß, so ziemet wohl mir als Ältestem das erste Wort!" Wichtig rappelte er sich in die Höhe. Unter Danneckers ruhigem Blick brachte er ein zerknittertes Papierstück zum Vorschein. „Silentium!" befahl er streng und glättete das Konzept. Gehorsam schloß Frau Dorothea den Mund, so fest, daß sie durch die Nase atmen mußte, wollte sie nicht ersticken; eindringlich bat sie mit den Augen die Nane, zu schweigen. Die Louise war wieder gedanklich beim Pfarrer Frankh.

„Liebwerte Festgäste, Herren und Dames, zuvörderst lieber Herr Sohn und liebe Frau Tochter." Kaspar Schiller räusperte sich, seine gewölbte Stirn bekam tiefe Denkfalten, es galt, die vorhin geäußerte gute Meinung seines berühmten Sohnes noch zu verbessern. Er las vom schwankenden Papier ab: „Es mögen jetzt nahe an die vierzig Jahre sein, daß ich in einer entscheidenden Bataille, unterhalb Breslaus, bei Leuthen, die zum größesten Nachteil der kaiserlichen Waffen entschieden war, meinen Gaul unter dem Sitze verlor und mich so heftig zu Fuße retirieren mußte, daß ich nahe daran war, des Morgens, um ein Uhr, in den morastigen Festungswerken, mein Leben einzubüßen! Da ich schon bis zum Munde im Wasser stand und die Stückkugeln über mir erschröckliche Gefahren brachten . . ." Kaspar Schiller sah schnell und ängstlich fragend, ob der Redeaufbau auch gelungen wäre, zum

Sohn, der hingebungsvoll den großen Blick auf ihn gerichtet hielt. Geflissentlich einen der schönsten Sätze überspringend, um schneller zum Kern der genauest vorbereiteten Rede zu gelangen, fuhr er fort: „Ich tat ein Stoßgebetlein nach dem andern, Gott der Herr möge mir helfen, weil ich verspürete, daß ich noch manches im irdischen Dasein zu schaffen hätte! Ein schwimmend Roß ward mir gesandt und zog mich, durch göttlichen Beistand, als es vorbeipantschte, aus dem Wasser. Der Herr führte mich späterhin noch durch ein Dutzend ernstliche Batailles, denn auch er wußte, daß ich tatsächlich hiernieden etwas zu tun hatte. Er war gut und gnädig bei der Wahl meiner Ehegenossin, die mir stets hilfreich und tätig, fünfzig Jahren angenähert, zur Seite steht; er schenkte mir brave Kinder, zuvörderst meinen Herrn Sohn, den Herrn Hofrat und Professor Friedrich Schiller zu Jena," das Papier knisterte, „und nun meinen Enkelsohn, auf daß das Kittelregiment im Hause Schiller von männlichen Offiziers geleitet werde, wie es sein muß, zur Begründung des Glückes und zur Ermöglichung einheitlicher Familienführung." Er seufzte.

„Wir verloren zwei Kinder durch den Tod, den Gottes unerforschlicher Ratschluß sandte." Mit Todesangst sah er, durch die Erinnerung der schweren Erlebnisse neuerlich gemahnt, des Sohnes bleiches Antlitz. Lähmende Bangigkeit über-

fiel ihn, daß ihm Gott der Herr, dem er sonst so rückhaltlos vertraute, sein Allerliebstes vorzeitig abberiefe. Inbrünstig-verzweifelt hob er, pausierend, den Blick zur getünchten Stubendecke; seine Stimme war Bitte, Drohung und flehentliches Hoffen. Wenn ihn Gott strafte für seine Aufschneiderei? Er zerknüllte das hoffärtige Manuskript. Alle Kleinlichkeiten und rhetorisch-literarischen Aufputzungen wollte er fallen lassen und von sich werfen, nicht anmaßend und emporkömmlingsartig wollte er sein, wie's ihm die armselige Abkunft, durch die er so schwer etwas erreicht hatte, eingab. Nein, nein, er wollte die Wahrheit bekennen. Vor allen, die hier saßen, wollte er beweisen, daß er Persönliches vernegligierte, auch die wackelige adelige Abkunft, wenn's das Flehen für das Wohl seines besten Kindes galt. Er redete, was das Herz fühlte. Mit hellem Blicke der alten Augen sprach er bewegt den klobigen Satz:

„Ich bekenne, daß ich vor meinem Herrn, meinem Gott, der mich aus dürftigem Stande zur Offizierswürde führte, der mich aus Lebensgefahren rettete, mich durch die Verleumdungen meiner Feinde nicht stürzte, mich samt den lieben Meinigen den heutigen Tag und an meinen Kindern — der Frau Rätin Reinwald zu Meiningen, deren Bild als stiller Teilnehmer dort auf die Kommode gestellt wurde, sei hier liebend gedacht!

— soviel Freude erleben ließ, keine bessere Dankpreisung weiß, als daß ich heiß am heutigen Tage danke für die herrlich beglückende Errettung meines Einzigen aus schwerer Lungennot. Fritz, Er soll, fürwahr: Er soll leben!" Tränen erstickten die brechende Stimme, das verlassene Konzept entsank ihm; er streckte schluchzend die Greisenarme nach dem Sohn und fiel überwältigt auf den Sessel. Todstill war's im Zimmer. Hoven stierte zu Boden; die andern sahen ängstlich und bewundernd, daß sich des Gefeierten Augen mit ruhigem Schimmer entzündeten. Fassungslos schluchzte die alte Mutter ihre heimliche Angst aus. Schiller erhob sich und trat zum Vater, der sich eilig in die Höhe tastete, als stünde, auf dem ungehobelten Bretterboden, der Herr Major en parade vor ihm.

„Lieber Herr Vater," sprach Schiller herzlich und umfing des Alten Schulter, „haben Sie viel Dank für Ihren Wunsch und noch mehr dafür, daß Sie mir Ihr gesundes, aufrichtiges Blut vererbten." Schiller wandte sich und sah seine Mutter liebreich an. „Wenn ich nicht einer der Schlechtesten im Vaterlande bin, so danke ich das zuvörderst dem treuehrlichen Sinn meiner Herren Eltern, die mir das einzige Mittel wider alle Stürme des Lebens gaben: den Drang nach der Höhe, nach Reinigung und die Sehnsucht nach

Einfachheit des Denkens, die allein Selbsterkenntnis ermöglicht."

„Mein Sohn," schluchzte dankbar und glücklich der Greis, „ich bin reich geehret durch dies Urteil aus erwachsenem Kindermund." Heftig winkte er, mit der zuckenden Linken, sein Weib heran; das durfte jetzt nicht fehlen! Griffhaftig umfing er sie; sie sahen ihr Dasein erfüllt. „Hinc illae lacrymae, jetzt wollt' ich gestorben sein!" sprach tiefatmend Kaspar Schiller nach einer seligen Weile und hob energisch die Umarmung auf, „jetzt wär's wunderleicht gewesen." Verstehend flammten Schillers Augen. Zumsteeg lachte:

„Herr Hauptmann, es ist auch anders wunderschön."

Kaspar Schiller zuckte die Achseln. „Zwei Vater Schiller tuen der Welt nicht not!" Warm drückte ihm Zumsteeg die Hand, sein Kopf fuhr herum: Purpurrot stand die Nane inmitten des Zimmers. Sie machte ein Knixlein und bändigte sich nicht länger. — „'s ischt besser, zum Drüberhelfe, über die weiche Stimmung," konstatierte Louise, zur Schwägerin Lotte gewandt, die eben im Innern den Schwur tat, alles dranzusetzen, damit dereinst auch ihr Kind zu ihnen spräche, wie soeben ihr Mann zu seinen Eltern. Ein Vaterunser ward draufgetan, als Bestechung. Freundlich und pfichtschuldig, ganz mit ihrem Kinde be-

schäftigt, hatte die Lotte, ohne nachzudenken, geantwortet: „Ich glaub' auch."

Die Nane machte große Gesten, wie sie's einmal bei einer französischen Festvorstellung zu Stuttgart aufgefischt und bis heute pietätvoll im Gedächtnis bewahrt hatte. Schillers Augen blinzelten; die Nane hub an:

„'Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts in tatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft . . .'" Erschrocken hielt sie inne, denn heftig zerstieß ihres Bruders abwehrende Armbewegung die Rede; der alte Herr von Hoven hatte, um auch seine Huldigung zu bezeugen, mit dem Finger auf Schiller gewiesen, gleichsam ausdrückend: das trifft alles für Sie zu, Herr Hofrat!

„Nane," sprach Schiller erregt, „laß das!" Mit gefurchter, arbeitender Stirn sah er über den Tisch. „Ich kann nicht den Überschwang anhören, den ich einst schönfärberisch log. Er ist Lüge!" Schillers Hand umkrampfte das Glas, das vor ihm stand; er fühlte Gedankenernte. Die Nane verkroch sich hinter die Mutter, die beruhigend und liebevoll ihr den gewellten Haarschopf strich. Das dumpfe Gefühl wurde Wort. Röte brannte auf Schillers Wangen, Energie und

Himmelssehnsucht. „Der Mensch ist nicht vollkommen; er wird es auch nicht in absehbarer Zeit werden," sprach er stark und streng, „er vermag bloß, darnach zu streben, alles andre ist Unsinn!" Er dachte seines Kindes und seiner braven Eltern. „Das Anfangsstadium findet in glücklicher Einfalt und Unschuld den Weg. Das Anfangsstadium, das ihn durch die werdende Vernunft verliert, und — das Genie! Herr von Hoven, ich bin kein Genie! Ich such' ja wie ein Narr den Weg! Mein Maßstab ist die Natur! Sie ist mir in der Erscheinungen Flucht der feste Pol. Der ist vollkommen, dem es als ehrgeizig Suchender gelang, aus der Vernünftelei zur Natur zurückzufinden." Er lächelte weh. „Sie ist gnädig: Wer nicht zurückfand, den saugt sie durchs Grab an ihre ewige Brust und machet ihn so, gewaltsam, frei. Die Natur gibt Freiheit und dadurch Schönheit! Häßlich der, der nie um Freiheit focht, wenn sie auch tötet." Er wies zum Fenster, in dem gastfreundlich die Herbstsonne stand. „Ihr dürft die Natur nicht mit stumpfen Augen sehen, die nur das Äußere erkennen, die Farbe und die zufällige Form, die Härte! Räumet mit dem Geiste das Nebenwerk zur Seite, sehet sie in unverhüllter Wahrheit und Schönheit, wie sie nach eigenen Gesetzen erbaut ist, als ewigstes, größtes Kunstwerk, und ihr werdet die Idee der Schöpfung erschlossen finden; es wird euch nichts mehr zufällig sein."

Die Stimme hob sich. „Ihr werdet besser, froher und menschenwürdiger durchs Dasein schreiten! Gebet jedem Gegenstande, zusamt euch, den Charakter der innersten Notwendigkeit, dann habet ihr das Ideal — es ist abstrakt als Wort, konkret für jeden Menschen und seine Zufriedenheit! — vor Augen: die Idee der Natur. Suchet nicht außen, was in euch liegt! Seied Idealisten, das heißet: natürlich, dann seid ihr Menschen!" Schillers Hand fuhr zur glühenden Stirn, die ihn schwindelnd zu neuer Klarheit riß. Ermüdet rundumsehend, stammelte er: „Das gab mir euer Wiedersehn und die Heimat." Er starrte, von einstürmenden Gedankenfluten bedrängt, zu Boden; Danneckers Hand umkrampfte dankbar seinen schlaffen Arm:

„Hilf mir! Ich flehe dich um das Almosen deines Verkehres an!"

„Es war wie eine Symphonie!" sprach rhythmisch Zumsteeg; jubilierend hielt sein Ohr den Klang der Rede fest. „Könnt ich das instrumentieren, das fände Beifall!" Karoline von Beulwitz wischte die Augen. Traurig sah Hoven zu Boden. Kaspar Schiller sprach stolz: „Er ist ein Philosoph!" Ehrfurchtgebietend sah er um sich. Mit Temperament und Hingabe stimmte Zumsteeg das „Lied an die Freude" an, in seiner Vertonung: „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium ..." Taktsicher fiel die Tischgesell-

schaft ein; nur Karoline von Beulwitz schwieg und Dannecker erhob sich. Schiller trat unruhig neben ihn.

„Siehst du," sprach er bitter, „hätt' ich, statt meiner Worte, ihnen ein Kunstwerk zeigen können, das alles enthielte, was mein Mund kümmerlich nur anzudeuten vermochte, sie schwiegen jetzt und machten nicht Lärm auf vielbegangenen Straßen."

„Wenn du mir zur Seite stehst, kann ich's leisten; ich war in Paris und Rom und bin kein Patzer: Laß deinen Kopf aus Marmor, durch meinen Meißel, neu entstehen; ich flehe drum! Komm nach Stuttgart. Ich will dich der Nachwelt zeigen, wie ich dich sehe: monumental! Erhaben über Raum und Zeit! Schaff' bald das Kunstwerk, das die Menschen zur Menschheit führt, das sie, aus Zweifeln und Tageszerrüttungen, zum irdischen Himmel leitet. Wir irren, wenn du schweigst."

„Ich hoffe, Dannecker, daß mir die Gesetze der Natur wieder völlig Besitz werden. Vielleicht, vielleicht gelingt mir dann noch ein Werk, gebaut auf dem Fundamente der Erkenntnis."

„Komme nach Stuttgart!"

„Den Winter muß ich wie die Raupe leben, ehe sie zum Schmetterling wird, verpuppt und verborgen; der Frühling sieht meinen Flugversuch, um die Harmonie, um die Einheit von Inhalt und Form!" Schiller hielt dem Freunde

die Hand hin; er sah ihn fest an. „Ich meine, ich darf das Gelingen versprechen — wenn mir's die Krankheit erlaubt!" Er wandte sich: allgemeiner Lärm begrub das abgesungene Lied. Aus dem Nebenzimmer schrie das hungrige, aufgeweckte Kind.

„Kommen Sie, kommen Sie," mahnte die Großmutter und zog die schreckensbleiche Lotte am Arm, „sonst schreit er sich den Nabel heraus; Sie müssen das Büblein jede Stunde nähren." Ganz Mutterbrust verschwand die Lotte mit ihr; mit höchstem Interesse sah die Gesellschaft zur Tür.

„Wir und unsre künstlerischen Plane verlangen, sollen sie gehört werden, die vollzogene Befriedigung der Leiblichkeit," sprach Schiller ergeben lächelnd zu Dannecker, der, ob der bürgerlichen Störung, Bitterkeit im Antlitz zeigte. Schiller ermahnte den Freund: „Wenn's noch so sehr im Busen des Künstlers stürmt, Dannecker, Sonnenklarheit muß seine Stirn umfließen! Nur die heitere Seele gebiert Vollkommenheit. — Was gibt es?" Die Stiegentür schloß sich hinter jemandem, den Schiller nicht hatte pochen hören: Die Louise, die einen Brief ihres Pfarrers erwartet hatte, trat diensteifrig, mit einem Schreiben, auf ihren Bruder zu und sagte:

„Die Frau Postmeisterin war so aufmerksam, das Briefle herzusende, weil sie vermeinte, daß es wieder ein Gratulationspoem aus Jena sei; es

ischt an dich adressieret!“ Er erkannte die Handschrift: — Frau von Kalb. Wie ruhig und innerlich gleichgültig er nun ihr Schreiben erbrach! Sie gratulierte „zum göttergleichen Aufsatz von eines wahren Poeten Hand“, zu „Anmut und Würde“. Nachdenklich lächelnd sah Schiller zu Karoline von Beulwitz, die schwärmerisch durchs Fenster blickte; er sagte hoffnungsstark: „Dannecker, die Menschheit suchet so viel, daß sie finden m u ß.“

Tags darauf spie er Blut. Das Ringen ums nackte Leben begann von neuem. Zimmerarrest und Bettlägrigkeit.

„Er hört nicht," sprach Professor Abel bekümmert vor Schillers Tür, „verehrte Frau Hofrätin, vielleicht will er mich nicht hören?"

„Bitte, Herr Professor," sagte Lotte höflich, ihr Blick bat seine Korpulenz, aus dem verstellten Wege zu gehen, „lassen Sie mich zu ihm, damit ich ihm sage, wer da ist! Die letzte Krankheit brachte ihn arg in den Nerven herunter, er öffnet seither niemandem, wenn er bei der Arbeit ist." Abel setzte den Hut auf und sprach würdig, wenn auch mit einem leichten Anhauch untilgbarer Verletztheit: „Ich gehe, weil er geschont werden muß."

„Aber er freuet sich sehr auf Sie; er sprach oft im Winter von Ihnen!" Entschlossen ergriff sie die Türschnalle, die durch des Besuches Drehung erreichbar geworden. Des Besuches Fettantlitz wurde knallrot. „Das ist herzig von ihm," sprach er erfreut, und seine Armdrehung stieß, ohne es zu wollen, die Tür auf. Sie erschraken beide. „Verzeihung, teuerster Hofrat?" Er stockte: War dieser magere Herr, der so matt zusammengesunken saß, Schiller? Mit unwilliger Bewegung riß sich die überbaute Gestalt vom Sessel auf; mißtrauisch und bös sah sie die Ruhestörer. „Der

Herr Professor aus Tübingen!" rief Lotte schnell informierend. „Abel!!" Tritte klangen hinter der zusinkenden Tür, die aufgerissen wurde, Schillers scharfer Blick forschte im Flur.

„Zu dienen!" stammelte Abel und sah mit Schrecken ins zerstörte Antlitz seines ehemaligen Schülers. „Abel, Abel ist mein Name." Schiller faßte die dicke, kurze Hand und sprach heiser, kaum vernehmbar:

„Für Sie hab' ich Zeit; kommen Sie!" Er drängte gewaltsam den Gast in sein Zimmer und fragte zur Stiege zurück. „Wolltest du etwas, Lolo?" Seine Augen blinzelten.

„Ich muß wieder zum Karli." Schiller schloß die Tür und nahm seinem verlegenen Lehrer von einst den Hut und Stock ab; er schob ihn auf den Fensterplatz. Des Professors Hand behielt er, etwas ratlos, in seinen kalten, mageren Fingern. Güte lag verklärend und adelnd über der Alltagsuniformierung des geistigen Handwerkers. Schiller sagte:

„Ich hätte Sie lange zu Tübingen besucht, wäre ich nicht siech gewesen; den Winter kam ich d r e i m a l ins Freie!"

Sorgenvoll schüttelte Abel den Kopf. „Nun geht's aber besser?" fragte er lieb.

„Erzählen Sie mir von Tübingen!"

„Ach Gott, man dozieret und wird alt."

„Ich dozier nimmer und werde alt." Trüb-

seligkeiten hielten bei Abel nicht lange an; er schmunzelte und gab dem hochgewachsenen Hofrat einen liebkosend-verehrenden Klaps.

„Ich freue mich!“ sprach er herzlich. „Sie bleiben jetzt bei uns, Herr Hofrat?“

„Morgen übersiedle ich nach Stuttgart.“

„Du liebes Herrgöttle!“ Abel kratzte sich betroffen auf dem Kopf; treuherzig beichtete er: „Für morgen hab' ich Ihnen ein Magisterlein verschrieben, das Poesie treibet.“

Stirnrunzelnd fragte Schiller: „Wie heißt er?“

„Er ist der armen Witfrau Hölderlin zu Lauffen Sohn. Vielleicht könnten Sie ihn in der ‚Neuen Thalia‘ an die Öffentlichkeit gelangen lassen? Sie sind doch nicht bös, weil ich ihn schickte? Er brauchet vor allem Selbstvertrauen! Wann reisen Sie, Herr Hofrat? Vormittags?“

„Er soll kommen.“ Schillers Stimme klang gereizt, trotz des Versuches, burschikos zu sein. „Und sagen Sie nicht immer Hofrat zu mir, sonst tituliere ich Sie auch mit Ihrem vollen Titel: Rektor des Kontuberniums und Pädagogarch für das Land ob der Steig! Professor Jahn verriet mir Ihre Würden!“ Schiller schwieg, unzufrieden mit sich: er fand nicht die Fühlung.

„Richtig, richtig, der Herr Oberpräzeptor erzählte mir, daß Sie ihn im Herbste vertraten, wenn er Gicht hatte. Das ist herzig, des alten Lehrers nicht zu vergessen!“

Schiller hustete. „Soll ich auch in die Tübinger Studentenbörse kommen?"

„Wär' schon recht; aber als ordentlicher Professor und für immer!"

„Aus mir zöge Schwaben keinen Gewinn."

„Erlauben Sie!" begehrte Abel auf.

„Die Buben wollten von mir nur ‚Geschichtle' hören; ich hab' die pädagogische Strenge eben nicht inne!"

„Warum, wenn ich fragen darf, übersiedeln Sie nach Stuttgart? Verlangt es die Arbeit?"

„Wenn ich schon tagelang, meines Leidens wegen, den Schreibtisch und die Feder meiden muß, so ist geselliger Umgang nötig. Hoven ist überbeschäftigt, mir bleibt der tote Herzog in der Schloßkapelle zur Gesellschaft!" Schillers Handbewegung schloß das traurige Thema; er sagte: „Schicken Sie mir den jungen Poeten; er wird mir, durch Ihre Empfehlung, willkommen sein." Schiller erhob sich; er konnte seine rätselhafte Unruhe nicht länger meistern; Enttäuschung und Kummer, über sein und der Menschheit Los, preßten ihn. Er schritt, gesenkten Hauptes, zur Tür. „Entschuldigen Sie mich für einen Augenblick," sagte er menschenscheu. Abel sprang in die Höhe. „Kann ich nicht?" fragte er hilfebereit.

„Ich bin gleich wieder da!" Schillers Abgang war regellose Flucht.

Enttäuscht schritt Abel im Zimmer auf und

nieder, das, trotz des Frühjahrs, geheizt war. Seufzend sah er nasse Tücher und Pulverschächtelchen. Krankenware! Mit Schmerz entstand in ihm der Gedanke: Kann ein so schwerkranker Mann noch Bedeutendes leisten? War's Neid, Selbstschutz oder eine Roheiterscheinung seines gesunden Körpers; der häßliche Gedanke wurde Überzeugung. Die grenzenlose Hochachtung, die ihn stets vor Schiller erfüllt, die die Trennung der langen Jahre noch heimtückisch gesteigert hatte, schwand jäh in dieser schalen Krankenluft, im Anblick des bleichen Menschen, der nicht mehr selbstbewußt und mitreißend seine Meinungen verfocht; der nicht mehr imponierte. Ein aufgeschlagenes Heft lag auf dem Schreibtisch, darin hatte Schiller geschrieben, als Abel eintrat. Der dicke Professor schlich sich an, bange lauschend, ob Schiller nicht schon zurückkäme. Er wollte wissen, was Schiller arbeitete. Er sehnte sich, wieder von seines Schülers Geist beherrscht zu werden; gierig las er: „Der zahlreichere Teil der Menschen wird durch den Kampf mit der Not zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich noch zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrtum aufraffen könnte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen; geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die

Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten." Ingrimmig und doch glücklich sprach Abel vor sich hin: „So ist es!" Erbost sah er auf. „Ich mach's, im ganzen, auch nicht anders." Er blieb vor dem Spiegel stehen und fragte heftig das Glas: „Kann man noch mehr tun, als seine Fehler einzugestehen? — Nein," gab er sich selbst die Antwort. „Na also!" Hochbefriedigt marschierte er durchs Zimmer. Gläser klangen in der Tür; er sprang eilig hinzu. Schillers unsichere Hand stellte den Weinkrug aufs Fensterbrett; die äußerliche Gastfreundschaft sollte Abel nicht missen, wenn die innere ausblieb. „Aber, aber", wehrte sich Abel schamhaft, „ich trink' keinen Wein. Der Elwert hat's verboten!"

Schiller keuchte. „Wie geht's — dem?"

„Er hat viel Unglück in der Familie." Schiller schenkte ein; die Hand zitterte arg. Abel bewies sich nun als gelernter und gelehrter Psychologe: er wollte Schiller aufrichten und weil jeder Kranke, im allgemeinen, gerne von anderm Unglück hört, weil man so des eigenen Mißgeschickes vergißt, sprach er, scheinbar absichtslos durch die Stube wandernd, etwas unvermittelt: „Was sagen Sie, Schiller, dazu, daß die Franzosen jetzt auch ihre ehemalige Königin köpften!"

„Taten sie das?" fragte Schiller gemacht kühl, „es war wohl zu erwarten." Mit unsicherer Hand

hob er das volle Glas. „Auf Ihr Wohl!“ sprach er und trank langsam, bei geschlossenen Augen ziehend; schroff traten die Backenknochen aus dem zurückgelegten Kopfe. Abel tat Bescheid, erst nippend, dann sehr ausgiebig. Beharrlich am Gegenstande und seiner psychologischen Überzeugung festhaltend, sagte er:

„Gerade Sie, als Künstler, müssen das Abschreckende des ungeheuerlichen Vorganges ermessen.“ Schillers Kopf fuhr herum. „Wieso?“

Abel erschrak. „Ich meine,“ sagte er zaghaft, „daß die Tragödie der französischen Morallosigkeit, die Ziellosigkeit des Mordens, jedermann, besonders den Künstler, abstößt.“

„Kunst hat mit Moral nichts zu schaffen!“

Abel war starr: Der, den er mitleidig hatte trösten wollen, der griff ihn an? „Sie sagten aber doch selbst einmal, die Bühne sei eine moralische Anstalt,“ sprach er wehleidig. „Ein Schriftsteller vom Ruf Ihres Weimarers Herder ist a u c h meiner Meinung!“

„Was ich schrieb, war Kurzsichtigkeit! Heute weiß ich, daß die Schaubühne mit ethisch-sozialen Zwecken nichts zu schaffen hat, weil die Kunst sich nie zum Geschäft erniedrigen läßt.“ Hellen Blickes sah Schiller geradeaus. „Die Kunst kann weder dem Menschen raten, noch ihm sonst irgendwie kleinlich helfen,“ sprach er, „sie bessert im ganzen! Sie gibt Kraft fürs Dasein; das ist das höchste!“

„Wollen Sie die Rohigkeit der Menschen gut heißen? Kraft haben ja auch diese irrsinnigen Revolutionäre!“

„Das ist das Hehre im Entsetzlichen: zu denken, daß diese ungeheure Volkskraft tatsächlich existiert! Sie muß bloß in andrer Richtung geführt werden! Kraft ist, selbst irrend, wertvoller, als tausend Moralisten, die aus Schwäche niemals fehlten. Kraft allein gibt jedem Dinge die Form; Form aber ist Kunst!“

„Sie sind kein richtiger Philosoph,“ sprach Abel mißbilligend und verzweifelt, „dichten Sie!“

„Der Abstraktionsgeist verzehrt das Feuer, an dem sich meine Phantasie entzünden könnte,“ sprach Schiller erbittert. „Ihr erzogt mich zur Einseitigkeit!“

„Durch die Einseitigkeit des Individuums wird die Gattung zur Wahrheit geführt.“

Schillers Augen leuchteten. „Ja,“ sagte er froh, „Sie haben recht.“

Abel wurde, unter dem Lobe seines arg entwachsenen Schülers, schwach vor Seligkeit. Er bat beschwörend und zu Tränen gerührt: „Verachten Sie das nicht, was Sie bildete; nur der bewußte Künstler ist der wahre Künstler.“

Hastig hob Schiller, Stillschweigen heischend, die Hand. „Gemach!“ sprach er schroff. „Warten Sie!“ Er schritt zum Regal; durch die Muskel-

kraft seines Geistes straffte er den matten Körper; er schlug einen Band auf und blätterte suchend. Er fand, machte Halt und sagte erregt, einen Moment aufsehend: „Ich lese Ihnen etwas vor:

‚Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!'"

Heftig schlug er das Buch zu und warf's zielsicher in das Regal zurück. „Meinen Sie, das wäre bewußt geschaffen worden? Meinen Sie, er hätte zuerst den philosophischen Gedanken gehabt und suchte dann erst das Erlebnisbild in der Natur? Das ist gefühlt und gedacht in einem Augenblick; solche Kunst trägt das Geniesiegel des Herrschers auf der Stirn; das schuf absolute Einheit von Inhalt und Form: Harmonie!" Er stockte; glücklich hustete Professor Abel; er hatte den alten Funken leuchten gesehen. „Lieber, Freund und Hofrat," sprach er stürmisch, „von wem ist das Poem?"

Fremd sah ihn Schiller an. „Was?" fragte er, nach einer Weile, kurz, wie erwachend.

„Von welchem Autor das Poem ist, das Sie soeben lasen?"

„Von ihm! Vom Goethe!" Kraus stand die Stirn. Abel sah Schillers einstiges eiferndes Ungestüm, vom äußerlichen Begehren, zur heißen

geistigen Sehnsucht verinnerlicht. „Lieber Freund," sprach er warm; er unterwarf sich nun wieder mit Wonne, „zürnen Sie der abstrakten Denkart nicht zu sehr. Wenn sie Ihnen auch nicht Lebensziel sein wird, sie brachte Sie doch stark weiter; Sie werden das bald erkennen! Ist der eine Dichter von Geburt aus naiv, so sind Sie in der bewußten Klarheit glücklicher."

„Von Tag zu Tag fühle ich mein Glück deutlicher," sprach Schiller, mit überwindendem Sarkasmus, in das Vollmondgesicht seines Lehrers blickend. „Oder meinten Sie: ich stürbe schon bald?" Langsam und versonnen schloß er: „Im Augenblicke, da sich der Mensch Gottes Ebenbild nähert, ist das Glück des Tieres vorbei." Stolz verhinderte er des andern tröstliche Einwendung durch zwei Fragen: „Wie geht es Ihrer Familie? Woran arbeiten Sie?"

Es klopfte an die Tür, als Professor Abel bei der emsigen Aufzählung seiner Pläne war. „Herein!" rief Schiller, und sein Vater stand, pfiffig lächelnd, in der Tür. „Sie, Herr Vater, heute am Werktag? Legen Sie ab und seien Sie willkommen; Sie kennen Herrn Professor Abel?"

Abel dienerte, Kaspar Schiller verbeugte sich nachlässig, ganz anders als sonst. „Aufzuwarten!" Verschlagen schmunzelte er den Sohn an. „Heut schwänz' ich den Dienst, zum erstenmal in fünfzig

Jahren! Hinc illae lacrymae; ich will unverhüllt die Wahrheit und Schönheit sehen: statt daß ich die ausgesetzten Chausseestämmchen visitierte, fuhr ich her und morgen fahr ich mit Ihm nach Stuttgart! Hat Er was dagegen?"

„Warum, Herr Vater? Darf ich Ihnen ein Glas Wein geben?"

„Die Gicht rutsche mir gefälligst den Buckel hinab; jawohl, mein Sohn! Wie portiert sich das kleine Karlgen; gab sich die Darmversauung?"

„Ich denke," sprach Schiller und zog die Brauen zusammen. Der Greis legte behaglich das gichtische Bein auf den grobgefügten Sessel des Mietquartieres.

„Hinc illae lacrymae! Fritz, merket Er gar nichts?" Abel verfiel dem Grübeln; seines entwachsenen Schülers Lehre schmiß alles um, was er den Studenten bis heute predigte. Unsicher und bedrückt sah Schiller den Vater an.

„Sie sind guter Laune?"

Kaspar Schiller nahm hastig das Bein herab; er sprach mit gewürgter Stimme, so sehr regte ihn die Nachricht auf. „Er kann ja noch nichts merken. Nämlich: Mit Zuversichtlichkeit verlautet, daß mich der neue Herr Herzog will, zum — Obristwachtmeister aufrücken lassen! Gott dank ihm die Güte. Hinc illae lacrymae, was sagt Er?" energisch stieß der Stock auf. „Was saget

Er dazu?!“ Dem alten Mann stand das Wasser in den Augen. „Werd' ich noch Obristwachtmeister!“

Schillers Mund zuckte: gab's nicht wertvollere Lebensziele? Er zwang sich ein Lächeln ab, wie er's jetzt sooft zu tun gezwungen war, um die Mitmenschen nicht zu kränken; er sagte: „Die Mutter wird sich freuen.“

„Ach was,“ sprach patzig Kaspar Schiller, der für Schillers heroische Überreizung kein Verständnis hatte, „sie hat gesaget: ein freundlicher Hauptmann wär' ihr lieber, als ein brummelicher Obristwachtmeister.“ Wegwerfend schnippten seine Finger, die den „Adelsring“ der Familie nun wieder entschieden zur Schau trugen. „Das Frauenvolk verstehet nichts.“ Heftig schlug er, in seiner derben Freude, dem bleichen Sohn auf die Schulter, daß dessen müde Gestalt schütterte. „Hätten wir das vermeinet, damals, als Er im Jugendübermut desertierte, daß wir noch einmal zusammen in Stuttgart einfahren würden: Er als Hofrat und ich als Major? Gottes Wege sind schön; such Er nicht allerweil, laß Er's damit bewenden!“

Schiller schritt zur Selbstkritik, um die schmerzende Kritik über seinen Vater zu töten; sie wäre zu hart geworden! Diese Tonart vertrug er nicht, am wenigsten von Leuten, die er liebte. „Herr Vater,“ sprach er mit großer Wil-

lenskraft an sich haltend, „ich hab' Ihnen noch von damals, als ich's hier nimmer aushielt, eine jesuitische Lüge abzubitten." Starr sah ihn der Alte an. „Als ich das letztemal bei Ihnen auf der Solitüde weilte und die Flucht, meines Menschentumes wegen, in mir schon entschieden war, gab ich Ihnen mein Wort, nimmer zu Stuttgart Literatur zu treiben, als Medikus der Dichtkunst zu entsagen. Erinnern Sie sich dessen?"

„Nein," knurrte Kaspar Schiller, dem seines Sohnes überspitztes Sinnieren heute schon gar nicht in den Kram paßte; er verstand ihn nicht, „was schiert Ihn das alte Zeug? Er ist ja nimmer Medikus!"

Jeder Nerv bebte in Schiller, Krankheit und Überarbeitung rissen alle Mitteltöne aus seinem Erleben. Eindringlich konstatierte er: „Ich sprach die Worte damals sophistisch zu Ihnen, Herr Vater, ich war schon zur Flucht entschlossen!"

„Papperlapapp!" sprach der Alte, der nachgerade auch über Abels Vor-sich-hin-stieren ärgerlich wurde; nicht einmal gratuliert hatte der windige Schulmeister! „Quäl' Er sich nicht so; von mir aus, brech' Er sein Wort, treib' Er nur ruhig wieder Literatur zu Stuttgart!" Er schwenkte, in einer neuerlichen Anwandlung der ehemaligen Vaterdespotie, gewalttätig den Zurückweichenden herum. „Professor Dannecker erzählte, das Professorenkollegium der Karlsschule werde Ihn

feierlich einladen, die Anstalt zu besuchen, die Ihn geistig gebar, und die ehemaligen Akademisten aus Seiner Zeit, lauter hochangesehene Männer, wollen Ihm gar ein Bankett im ‚Ochsen' geben, dort, wo Er pokulierte, statt zu studieren! Ehrungen über Ehrungen: die Frau Simanowitz will Ihn malen, wenn Er dem Professor Dannecker zum Meißeln sitzet!" Mit schiefem Kopf sah der Alte zu Abel hinüber. Er hieb, als dieser, in seine späten Kämpfe verstrickt, noch nicht aufsah, kräftig, Beachtung heischend, auf die Tischplatte. „Nicht wahr, Rektor!? Ehrungen über Ehrungen?" sagte er drohend.

„Jawohl — Herr General!" Abel machte erschreckend einen Riß, als sei ihm eine Stückkugel mitten auf den Bauch geprallt, „ganz Ihrer Meinung!"

„Vater!!" sagte Schiller heftig, mit zuckenden Lippen, sein befehlender Blick bändigte den derben Alten.

„Richtig:" Vater Schiller wühlte schuldbewußt in der Tasche; er brachte einen Brief zum Vorschein, „Die Bibliothekarin zu Meiningen hat Ihm geschrieben; Er möchte sie und den Reinwald doch besuchen, auf der Rückreise." Seine robuste Freude fiel bei diesem Worte zusammen; bedrückt bettelte er: „Nicht wahr, Er denket noch nicht ans Reisen?"

„Ich seh noch nicht aus, Herr Vater." Abel kam hinter dem Tische hervor und sagte, sein Vergehen bereuend, feierlich: „Meine allerherzlichste Gratulation." Der Bückling war so tief, als es der Bauch gestattete.

„Mir ist der Obristwachtmeister um so erfreulicher," sprach Kaspar Schiller gnädig, „als die Kriegsfurie wieder dem Rheine näherbringt, und sich der Beuteanteil im Maße des Ranges der Offiziers verteilt. Die Kerls sollen an uns denken!" Er drehte sich schwerfällig um, weil eine Tür gelärmt hatte — sie waren allein. Bestürzt fragte er Abel: „Tat ich was Übles?" Der Professor zuckte, wie es schien etwas spöttisch, die Achseln; er mußte also niedergetrumpft werden, um so mehr, als es sich nicht gehörte, daß ein Sohn seinen Vater, sans façon, vor Zeugen, stehen ließ, ohne Urlaub zu nehmen. „Mein Sohn hat Briefe zu schreiben," sagte Kaspar Schiller mit großer Bestimmtheit, ohne zu bedenken, daß alles dazu Nötige im Zimmer wäre, „an seine Freunde: den Prinzen von Augustenburg und an den Grafen Schimmelmann; er stehet mit beiden Herren auf du und du!" Listig setzte er hinzu: „Man sollte meinen," er kniff ein Auge ein, „das Tübinger Stift müßte glücklich sein, einen solchen Professor in möglicher Nähe zu haben."

Abel wurde feuerrot. „Nähme Ihr Herr Sohn

eine heimatliche Professur an?“ fragte er sehr lebhaft.

Kaspar Schiller lächelte schlau; vielleicht behielt er so den Sohn in der Nähe! „Man wird ihm die Stelle antragen müssen, um das zu erfahren,“ sagte er diplomatisch. „Wir haben ihm ein schönes Gartenhäuschen in Stuttgart gemietet, jenseits der Stadtmauer, dort wird er für seine Freunde zu treffen sein.“

„Gut,“ sprach Abel entschlossen; er setzte versüßt hinzu: „Was für ein Gefühl der Rührung wird ihn beschleichen, wenn er wieder die Stelle sehen wird, die seine ‚Räuber‘ gebar!“ — — — —

Gleichgültig, im Innersten abgestoßen, stand Schiller, wenige Tage später, im Garten der Karlsakademie. Die Professoren umringten ihn. „Hier ist das Stückchen Land,“ sprach devot der Intendant, der ihn viel gequält hatte und nun auch würdige weiße Haare trug, „so der Herr Hofrat als Eleve bebauten; wir nennen pietätvoll, in Erinnerung an Ihre ersten Geistesflüge, die Stätte: Schillergarten. Wollen sich der Herr Hofrat weiter bemühen?“ Aller Füße gerieten in Bewegung. Professor Hetsch zog sein Antlitz in feierliche Grimassen; er drängte sich vor:

„Nun besuchen wir das Bett, in dem Sie dereinst nach getaner Arbeit ruhten,“ sprach er gerührt, „wir waren, verehrtester Herr Hofrat, Studienkameraden, ehe ich nach Italien gesandt

wurde!" Wetterwolken glitten über Schillers Stirn: Solchen Leuten hatte der Herzog Italien gezeigt, in diesem Bette war er gesund gewesen, hier hatte er mit Scharffenstein gescherzt.

„Ich will meine Liegerstatt von einst nicht sehen," sprach er schroff, „vielleicht hat der Herr Intendant die Freundlichkeit, zum letzten Punkte des Programms überzugehen: ich will die Zöglinge sehen!"

„Bitte, Herr Hofrat."

„Sie sind im großen Speisesaal," sagte hastig und dienstbereit ein Hausoffizier, „man diniert."

„Gehen wir."

Brausender Jubel, von mutierenden Stimmen geschrieen, begrüßte Schiller. Vierhundert Kehlen lärmten: „Vivat!" und „Hoch!" Reglos und ernst sah das gedunkelte Gemälde des faulenden Herzogs von der Wand: die „Söhne" reparierten, was der „Vater" gefehlt. „Schauen Sie Schillers Antlitz an," flüsterte ein Zeichenlehrer Dannecker zu, der ohnehin ganz Auge war. Rührung wühlte um Schillers herb geschlossenen Mund. Mit erhabener Haltung, forschende Milde im Blick, trat er, hochaufgerichtet, zur ersten Tafel. Sein feuchter Blick liebkoste die funkelnden, verehrungsvoll blitzenden Bubenaugen, die zu ihm aufsahen, frech und ergeben.

„Seiet euch stets treu," sprach bewegt Schillers Stimme, „ihr achtet in der Kunst alles, was

dem Menschengeschlechte, über das Tier hinaus, verliehen ist.“ Gütig nickte er ihnen zu, der fernen, kommenden Zeit gedenkend, in der sein Sohn so stehen würde. So lange lebte er nicht! Freundlich, ergeben, mit Gefühlen der Menschenbrüderschaft, strich Schillers Hand den blonden zusammenklebenden Haarschopf eines Fürwitzigen, der ihm heiß, aus nächster Nähe ins Antlitz starrte und nun zurückwich. „Was gucket Er?“ fragte Schiller und verfiel dem Dialekt seiner Jugendzeit; „Er siehet ein krankes Männle, das die Ruhe des Herzens sucht. Werd' Er brav und lieb Er die Heimat; sie ist der Abgesandte der Natur; verliert Er sie, sie kommet nie wieder!“

Vor jeder Tafel blieb er halten. Allen nickte er zu; es war eine Heerschau über die Zukunft, die seine Wünsche und Hoffnungen verwirklichen sollte, eine zitternde Freude, daß er in jedem jungen Auge die Seele fand, den unsterblichen Keim, den er zu ragendem Hochwalde ziehen wollte. Alles zum Höchsten war da, es mußte bloß erkannt und geübt werden. Die Sehnsucht der Menschheit, die sich in der Jugend unverhüllt weist, galt es zur Freiheit des Geistes zu führen! Heißer Glanz verklärte Schillers Antlitz, derweil er zur nächsten Tafel trat. Hier hatte er als leidender Knabe gesessen. Sieghaft lächelte er.

Sie saßen in Danneckers Atelier. „Sprich weiter," bat inständig der Bildhauer. Demütig und selbstsüchtig schob er die flackernde Kerze dem vergeistigten Antlitz seines großen Freundes näher. Ehrfürchtig und gierig beobachtete er, wie Schillers funkelnder Blick hinter den gerunzelten Brauen vorschoß. „Du weißt nicht, was mir deine Belehrung schenkt!" betonte Dannecker, „es gibt zuviel Ablenkendes im Dasein, dem man sich, als Sohn seiner Zeit, nicht zu entziehen vermag."

Eindringlich warf Schillers heisere Stimme ihren beschwörenden Ton ins Dunkel: „Der Künstler verachtet das Urteil der Zeit; er blickt aufwärts nach dem ewigen Gesetz. Glück und Bedürfnis hiernieden kümmern ihn nicht." Ein Hammerschlag dröhnte, das Prasseln von zertrümmertem Gips klang. „Was tatest du?" fragte Schiller stirnrunzelnd und wandte den Kopf.

„Ich zerschlug den Kornhändler, zusamt der dicken Maitresse!" sprach Dannecker hochbefriedigt und hob, erleichtert lachend, den roten Kopf aus der Beugestellung. „Ich übernahm die Arbeit, um Geld zu verdienen." Verächtlich stieß er mit

dem Fuß die Trümmer von sich. „Ich bin kein Gips-Schneider oder Gefriesreparateur!“

„Der Künstler vertilgt den Stoff durch die Form!“ Die Tür wurde aufgestoßen: in seinem besten Redingote stand der kleine Hoven im Rahmen und sagte vorwurfsvoll, in der Hand das aufgeklappte Stundenei fixierend:

„Es ist acht Uhr vorbei; alle Burschen, die zu ergattern waren, sitzen erwartungsvoll im ‚Ochsen‘ und du, Dannecker, hältst den Schiller hier fest!!“ Dannecker umklammerte Schillers Hand.

„Wie meintest du das mit der Form, die den Stoff vertilgt?“ fragte er heftig erregt. „Sag' mir's!“ bat er, und sein Arm drängte den mahnenden Medikus stürmisch zur Seite. „Um meines ehrlichen Strebens willen, sag' mir's! Die Form vertilgt den Stoff?“

Wie ein Lehrer sah Schiller zum Freund herab. „Der Vorwurf eines Werkes, der Stoff, ist nur für wenige,“ sprach er, „verstehst du: er stammt aus der vergänglichen Zeit; die Form des Werkes ist für alle, sie stehet über der Zeit! Deines Kornhändlers Antlitz kennten nur wenige! Gelänge dir die volle Kunstform, kennten ihn alle! Das Kunstwerk ist wie der Mensch: Körper und Geist! Des Kunstwerkes Körper ist der Stoff, der Vorwurf aus dem Leben, sein Geist ist des

Künstlers Formkraft. Was die Zeit liebt, ist zumeist nur der Stoff, der vergänglich ist: im Kunstwerk und im Leben; auch in diesem wird vor allem das Menschlichste des Menschen geliebt: der Körper! Das Unvergängliche des Stoffes ist jedoch der Geist! Der Künstler legt seinen Geist in das Kunstwerk; es ist nur Kunstwerk, wenn es Geist besitzt. Der Körper des Menschen ist nur für die nächsten tatsächlich vorhanden, für die wenigen, die ihn mit den Händen zu greifen vermögen. Die Ferneren, leben sie auch in der Zeit, können schon nur die Form des Körpers sehen, den sie nicht zu berühren vermögen, weil sie zu weit entfernt sind; das sind bereits mehrere! Die Form des Geistes aber, das ist die Form des Menschen, die sehen alle Berufenen aller Zeiten! Die Wesenheit des Individuums ist der Umriß seines Geistes, dem das Göttliche des Menschen innewohnt, das dauert weit hinaus über den verfallenden Leib; das sehen alle, weil: das ist ewig! So ist das Kunstwerk nur ewig, das heißt mir wertvoll, wenn sein Stoff verschwindet, wenn ihm Geist, individuell gefärbt, innewohnt. Die Form erhält; sie ist der Stil des Kunstwerkes, den wir der Ewigkeit, dem ewigen Maßstab in uns, entnehmen, den nenne ich das Ideal! Das gestaltet jeder Künstler im Maße seiner persönlichen Weltüberwindung. Wer am völligsten des Daseins Stoff, die Härte, über-

wand, ist der größte Künstler; er hat das höchste Ideal, schlechtweg: das Ideal in sich!"

Schiller wandte sich lebhaft zu Hoven. „Es ist meine Bestimmung, vieles erst denken zu müssen, ehe ich's fühle," sprach er erklärend, „dann aber weiß und fühle ich's! Erinnere dich des Streites mit Voigeol, seinerzeit, als Knabe, als ich vermeinte, Scharffenstein täte mir anderes Unrecht, als wir uns alle tun: Mein Phrasieren und Posieren von damals — Voigeol hatte recht! — suchte instinktiv die Natur als Vorbild. Natürlichkeit, die Kraft ist, war mir aber damals noch so fern, daß ich sie herbeizuzerren suchte; ich log mir das schlecht vor, was dem totalen Menschen Besitz ist."

Sinnend, die Hände auf dem Rücken, schritt Schiller durchs Atelier. „Ich schlief heute nacht nicht," sprach er, über sich selbst verwundert, „ich hatte wieder Krämpfe und Atemnot: Ich ging, zur Abwehr, tänzelnd durchs Zimmer. Als ich das eine Stunde mit starkem Wollen getan hatte, war ich der geworden, der ich sein wollte! Des Menschen Wille ist der Menschheit Arm, der die Unendlichkeit herniederzwingt. Ich trällerte und trug meine Qual mit Anstand und Leichtigkeit, ich hatte einen Hauch der versunkenen Harmonie in mich gewollt. Das Leben dünkte nun schön. Harmonie und Schönheit sind eins! Weißt du jetzt, Hoven," er blieb stehen; die beiden drängten

sich, wie in dumpfer Angst, begierig lauschend, aneinander, „warum ich immer von der Schönheit spreche? Sie ist sichtbare Harmonie!“ Mit vollarbeitender Stirn wandte sich Schiller zu Dannecker: „Die Schönheit schaffet uns ruhig und läßt uns das Dasein ertragen; wir verloren sie, ich will sie wiederfinden, ich muß sie finden, für mich und euch und alle!“ Lächelnd, sich in die Kühle zwingend, strich er Hovens Hand; er sprach sarkastisch: „Vermeinst du, ich sei beim ‚Ochsen‘ durch dieses Sinnieren entschuldigt?“ Unsicher wich der Arzt zurück; ihm gefiel die befohlene, zur Schau gestellte Ruhe des andern nicht.

„Du solltest dich mehr schonen,“ sagte Hoven zart und wurde verlegen, doch er tat mutig seine Pflicht; „du fällst neuerlich vom Fleisch!“

„Lieber Dannecker, laß mir eine Sänfte holen,“ sprach Schiller, „ich will nach Hause, um Toilette zu machen.“

„Jetzt noch?“ fragte Hoven verwirrt und sehr vorwurfsvoll.

„Meinst du, ich ginge mit schmutzigen Händen und ungeordneten Haaren unter schwäbische Würdenträger?“ Hoven wußte nicht, war das Scherz oder Ernst? Spielerisch, würdevoll, schritt Schiller zur Tür. Im Hintergrund stierte die schweigende Büste mit ihren harten, verschlossenen Zügen. — — — — — — — — — — — —

Mißmutig trabte der Hoftheatermaler Heideloff im Extrastübchen des „Ochsen“ auf und ab. „Alles am Schiller ist Berechnung und Strategie!“ sagte er. „Das braucht der Dramatiker; er berechnet sein Auftreten, weil er weiß, daß das Warten Spannung erzeugt.“

„Dramatiker?“ fragte spitz Sekretarius Haug vom geheimen Rat und kniff ein Auge ein, „er ist ja Philosoph geworden, weil man allda alles behaupten kann, ohne daß es wahr ist.“ Er saß rittlings auf dem Sessel, und sein korrekt gepuderter Kopf lag, mit der einen Wange, faul auf den Armen, die sich über der Lehne kreuzten. „Ich hab' ihn dem Buchhändler Cotta empfohlen, der zahlt die Poeten gut,“ er lächelte infam, „ich vermeine, der Schiller wird nun bald wieder Poesie treiben!“

„Hohoi, geht es ihm mit den Moneten noch immer nicht zusammen?“ fragte schadenfroh, aus dem Hintergrund, des dicken Petersen Alkoholstimme. „Ich habe ihn gestern stolzieren sehen, vom Bibliothekfenster aus, ich sag' euch: Wie 'n Pfau; er vermeint wohl, die „Räuber“ hätten zu Paris die Freiheit gebracht.“ Zumsteeg, dessen gedankenleere Zartheit das viele Reden unsicher machte, sah nervös zu Haug, der lachend vom Sessel stieg.

„Warum, o Freund Petersen,“ frozzelte Haug, „der du die Wahrheit über alles liebst, sprachst du

nie davon, was damals in Mannheim zwischen dir und Schiller war, als du zu ihm flohst, weil du unser Hilfsgeld versoffest?"

„Kotz dich an!" schrie Petersen wütend und lümmelte die beiden Arme auf den Tisch, mit den Fäusten die Ohren verschließend. Stumpfsinnig stierte er ins Salzfaß. Überlegen wandte sich Haug. „Vermeinet ihr nicht, der Gefeierte könnte es endlich der Mühe wert achten, zu arrivieren?! Jetzt bleibet er und der Hoven weg!"

„Der Dannecker ist auch noch nicht da!"

„Er modelliert den Schiller!"

„Man ladet sich nicht für früher ein, als man kommt!" verwies der Oberamtmann von Kirchheim, der vergebens der „Thalia" Beiträge angeboten hatte. „Ich entsinne mich allerdings, daß er immer unpünktlich war, wenn wir zusammen, seinerzeit bei Scharffenstein, philosophierten."

„Was ist mit'm Scharffenstein?" fragte Kapellmeister Zumsteeg, der sich ärgerte, weil sich Schiller, durch das lange Ausbleiben, hier tatsächlich in eine Art Unrecht setzte. „Kommet der Scharffenstein nicht?"

„Nein!"

„Der Boigeol hat immer gesagt, die zwei hätten einen leiblichen Austausch miteinander getrieben," sprach, mit Abscheu im Blick, Doktor Plininger und sah heimlich auf die Uhr, ob er, seiner strengen Hausehre wegen, nicht schon aufbrechen

müßte. „Ich meine, es ist was Wahres dran gewesen; seit sie das Weib kennen, meiden sie sich!"

„Göttchen Amor liebt sonderbare Sprünge," lachte Haug wegwerfend; er fühlte sich hier als der überlegene Geist, „Schubart," befahl er dem Sohn des unglücklichen Dichters, „erzähl'! Du hast ja den Schiller in Jena besucht! Ist er noch so wild und gierig aufs Recht seiner Meinungen?"

„Als ich bei ihm eintrat, übersetzte er gerade einen griechischen Tragiker in metrische Form." Der überspannte Nichtskönner sah schwärmerisch drein. „Das Auge ganz Deutschlands ruhte auf ihm als Geschichtsschreiber!" Er nickte schmerzlich. „Mein armer Vater hatte recht, daß er das Größeste von ihm erwartete."

„Halts Maul!" sagte Petersen, „du lobst ihn nur, weil du was von ihm willst!"

„Hochmütig ist er, daß mir das Blut in den Schädel stieg," sagte Professor Hetsch. „Ob er nicht beim neuen Herzog eine Stelle anstrebt? Kerls, er kann uns alle präterieren!"

„Ich denk' mir auch, warum sitzt er so lange daheim? Anhänglichkeit ist's nicht, die hat er nie besessen." — „Oh, da ist der Herr Hofrat!" schrie warnend Haug, der die Stimmen vor der Tür gehört hatte. Drei Männer traten ein; Haug hob den Arm und schwenkte ihn über dem Kopfe. „Vivat, Schiller, unser großer Kollega von einst!"

Schubart, Zumsteeg und der sorgenvolle Reichenbach, der ganz im Hintergrund saß, stimmten ein. Die andern starrten den bleichen Herrn an, der, zwischen Dannecker und Hoven, betreten vor ihnen stand, mit der besten Absicht, eine freundliche Miene zu ziehen. „Elegant und geziert wie ein Affe," fanden ihn Petersen und Heideloff. „Überraschend einheitlich!" war Haugs betroffenes Urteil. „Todkrank und siech," sahen ihn die übrigen. In der Wirtsstube war's kirchenstill. Stolz reckte sich Dannecker, er fühlte sich hier dem Freunde noch näher verwandt. „Bitt', Herr Hofrat, hier, wenn's g'fällig ischt," sagte unterwürfig der dicke Ochsenwirt, der fest entschlossen war, Schillers noch unbezahltes Nachtmahl aus der Burschenzeit, mit schweren Zinseszinsen, in die heutige Zeche einzubeziehen; er dienerte. „Wir hent d'n g'poltschtert Ehrensessel aus d'm Franzosenstübel herg'tan, eigens vor Se!"

„Aus der Franzosenstub?"

„D' säuisch Herrn Emigrante tafle und zeche mit ihre Frauezimmers, mittags und abends, bei mir 'n Kompagnie." Lärm klang nebenan; er zeigte mit dem dicken Daumen. „Höre Se nur!" Sorgenvoll-freudig wandte er sich schmunzelnd zu den andern, „heut' siehet ma lauter nackete Weiber, wenn ma ihne Weinbuteillen zutragt — se treibe's scho arg; meine Frauzimmers muß i akkurat verschließe vor ihne!" Er nickte rundum. „Jawohl,

so ischt's, meine Herre! Was vor ei Sort' ischt ang'nehm?"

„Schick Er Seine Frauenzimmers u n s!"

„Bring' Wein, altes Schwein, Rheinwein!" sprach Petersen, „du karressierst auch deine Köchin!"

Der Dicke fuhr wehleidig ans Käppchen. „Noi, wie Se nur immer so scherze könne, Herr Bibliothekarius!" Mit der eingedrehten Schürze schmerzlich die Luft peitschend, und mit schiefem Kopfe, floh er, zusamt dem erfreulichen Auftrag: zwanzig Flaschen! Schiller sank in den gepolsterten Sessel und winkte, heimlich und hastig, im Lärm der Platznehmenden, Dannecker und Hoven an seine Seite.

„Entsetz' dich nicht allzusehr, m i ch hier zu finden!" sagte Petersen grob und paffte aus seinen wulstigen Lippen dem ehemaligen Freunde dicke Rauchwolken ins bleiche Antlitz. „Der Scharffenstein stehet im Feld!" Schiller zwang den Blick, nicht zur Seite zu weichen. „Der Mannheimer Krawall ist hoffentlich begraben?" fragte Petersen brutal drohend. „Ich kann dir, in der Bibliothek hier, sehr nützlich sein!"

Schiller reichte ihm über den Tisch die Hand. „Der Nutzen ist das Idol der Zeit. Anders zu sein, ist Arbeit für Jahrhunderte!" Petersens Antlitz wurde derb-vertraulich; er nahm die Antwort als Bestechung.

„Ich leih' dir schon Bücher aus, wenn du sie haben willst," gönnerte er gnädig.

„Er ist überspannt, wie früher," flüsterte Heideloff Haug zu, „und zumindest ebenso affektiert! Sieh' nur seine Hand, wie die auf dem Tisch liegt, um die feine Manschette zu zeigen!"

„Eine Skeletthand!" entschied wegwerfend Haug und sagte mit höfischer Glätte zu Schiller, dessen fragender Blick er ernst und langsam über die verlegenen, ungeschlachten Antlitze der Tischgesellschaft gehen sah: „Kennst du noch alle Kollegen, Hofrat?" Zuvorkommend erhob er sich: „Warte, ich stell' sie dir vor!" Er begann ganz unten an der Tafel.

„Wie der Kaiser!" knurrte Petersen, als sich auch Schiller, mit Anstand, erhob.

„Das ist Professor Hetsch," sprach Haug, „der hat dich schon beim Besuch der Akademie gesehen."

„Jawohl," nickte der Dilettant bösartig dem Vielbeneideten zu, „ich hatte die Ehre, neben dir zu stehen, als du im Garten warst!"

„Ich entsinne mich nicht genau, aber: es freut mich."

„Das ist der Herr Hofkupferstecher Schlotterbeck!" Verbeugung. „Das: Herr Doktor Jacobi!" Schillers Augen belebten sich, er streckte schnell die Hand über den Tisch.

„Entsinnst du dich noch," sagte Schiller, von Erinnerungen überfallen, „wie wir auf der Akademie, mit Hoven und — ja . . .?" stockend fuhr er fort: „mit noch zwei anderen, den gemütskranken — Grammont, ja: Grammont hieß er! bewachen mußten, damit er sich nichts antäte?"

„Die zwei andern waren Plininger und Liesching," sagte Jacobi, mit der stolzen Überhebung, die ein enges Hirn besitzt, das Kleinlichkeiten nie vergißt. „Plininger sitzt da!"

„Ja, ja: Liesching! Ich entsinne mich! Wo ist der?" Suchend sah Schiller den Tisch entlang. Er wollte sich hier für alles interessieren. „Wo ist Liesching?" Ungehobelt lachten sie; einige stießen sich mit den Armen.

„Der ist beim Kapf, deinem verblichenen Rivalen von der Vischerin!" sprach Petersen anzüglich, „bei den schwarzen Hunden, für die sicherlich deine Humanität auch schwärmt: im Kapland!" Mit den Füßen fing Petersen, unter dem Tisch, des Kollegen Reichenbach Beine und damit dessen Aufmerksamkeit: „Erinnerst du dich, Schiller, noch der Vischerin!? Haha! Hast' das deiner Frau Hofrätin gebeichtet?"

„Petersen," sprach Schiller, mit starrem Antlitz, „der Mensch ist wohl nicht ausschließlich Geist, er hat auch Lücken, aber: der Mensch darf nicht ausschließlich Materie sein, will er Mensch

sein!“ Er wandte sich ab. „Liesching und Kapf wurden an die holländisch-ostindische Kompagnie verschachert?“

„Jawohl,“ bestätigte Schubart eifrig, „der Kapf ist aber schon tot. Er ertrank bei der Ausschiffung in Batavia, hat der Herr Feldprediger erzählt!“ Nachdenklich flocht er die Hände ineinander und machte Stimmung für seines Vaters Namen, den auch er trug: „Noch sehe ich das verkaufte Regiment ‚Württemberg‘ abmarschieren, meines Vaters Kaplied singend!“ Er intonierte:

„‚Auf, auf! ihr Brüder, und seid stark,
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!‘“

Nun fielen die andern dumpf ein:

„‚Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika!‘“ .. Für einen Augenblick war Stille, dann sagte der unermüdliche Petersen zu Schiller: „Die Vischerin ist mit einem blassen Bürschel durchgangen, bald, nachdem du sie hartherzig verließest.“

„Halts Maul!“ mahnte Dannecker leise, aber nachdrücklich, über den Tisch, „sonst bezahlst du mir, bei Gott, morgen, am Ersten, deine Schulden, du neidisches Schweinevieh!“ Petersen versank im Weinkrug. „Man muß bloß für ihn den richtigen Ton haben!“ sprach Dannecker entschul-

digend zum Kapellmeister, der ängstliche Augen machte.

Schiller geriet in ein Gespräch mit Hoven und Haug: über den Buchhändler Cotta. „Er war bei mir,“ sagte Schiller, und zwang sich zu oberflächlicher Ruhe, derweil er nicht hindern konnte, daß seine Füße, unter dem Tische, vor Erregung zitterten, „ich meine, wir werden zusammenfinden. Einstweilen wollen wir noch Verschiedenes: Aber wir w o l l e n beide, und das ist die Hauptsache!“

„Was sagst du zu Kotzebue?“ lauerte Haug.

„Er scheint mir ein windiger und aufgeblasener Geselle zu sein.“

Haug warf die Lippen auf. „Ihr Literaten seid alle neidisch; m i r gefällt er!“ Hochfahrend drehte er sich um und sah den dicken Helfer Conz, ehrerbietig, wie sich's gehörte, hinter sich stehen. „Was dienet zu Befehl?“ Conz schüttelte den fettgepolsterten Kopf, auf dem die hängenden Wangen dem Mund und den Augen kaum Platz gönnten; die Kartoffelnase wies über den Tisch zu Schiller. Der Dicke sprach mit schwacher Stimme, demütig:

„Magister Hölderlin war bei dir, lieber Herr Hofrat, nicht wahr?“

„Er gefiel mir, Conz, ja; schreib' das dem Abel! Ich hab' ihn einer Freundin, Frau von Kalb, als Hauslehrer, für ihren Sohn, empfoh-

len." Heimtückisch sah Petersen auf: Danneckers Blick hielt ihn im Schach. „Zuerst muß der Magister im Gelde besser dran sein, damit er sich die Nerven nicht unnütz abstoßt; er kann sicherlich etwas als Poet."

Glücklich schnaufte Conz: „Das freuet mich; weißt, Herr Hofrat, er dauert uns arg."

Ruhig und überlegen war Schillers Antwort: „Er wird jetzt andre Menschen und Landschaften kennen lernen; die Schwäche der Willenlosigkeit m u ß von ihm fallen!"

„Ich dank dir schön, Herr Hofrat; der Abel wird sich freuen." Befriedigt schlurfte Conz in seine Ecke zurück; hastig wandte Schiller den Kopf; die Tafel war laut geworden:

„Wenn die Franzosen näherkommen, meinst du, könnte mein Avancement gesperrt werden? Man sagt, die Miliz wird schon aktiv gemacht?!" — „I c h hab' drei Vordermänner!" — „Aber i c h steh' dicht vor der Ernennung!" — „Was geht das m i c h an?" — „Ja, du freilich, du erkriechst alles in der Teestunde beim Kammerrat!" — „Das ist eine Gemeinheit!" — „Die ganze Schreibstube redet davon: Meinst du, ich bin blöd? Wenn Akten zu signieren sind, trägst immer du sie hinein, damit dir nur ja niemand zuvorkommt, beim Scharwenzeln!" Scheffauer wollte zwischen die aufflackernde Gemeinheit fahren, roh stieß ihn Haug zurück. „Du vergaßest gestern, zu expedie-

ren," schnob er Reichenbach an, „i ch mußte deine Akten zeichnen!" — „Ich hatte Geldsorgen und mein Kind war krank." — „Paperlapapp, ist das jeden Tag, wenn du zu spät ins Amt kommst?" — „Du hast nur Nutzen davon!" — „Was heißt das? Antwort!" — „Die Remuneration bekommst du schon das dritte Jahr, doppelte Holzlieferung hast du dir auch herausgehaut; man weiß: wieso!" — „Blödian!" Immer hastiger griffen die Stimmen ineinander, die Vorwürfe jagten sich.

Schiller sah die erregten, verzerrten Gesichter, die sich in den erbärmlichen Streit mischten, schon klang der Raum, seine Hand ballte sich; sie zerknitterte das festliche Tischtuch. Schiller hob den Kopf, schwere Angst faßte ihn, Mutlosigkeit, daß diese Menschen vielleicht doch nicht zu bessern wären! Er mußte sprechen, sonst kam alte, furchtbare Not über ihn! Schon fühlte er sie keimen. Wie sie schrieen! „Hoven," sagte Schiller, stammelnd, den scheuen Blick am Boden, ihm kam unversehens die Todesnachricht wieder ins Gedächtnis, daß Frau von Steins Gatte in Weimar gestorben war — alle um ihn starben! „Gesteh' mir, ist's wahr, daß die Nane nur Keuchhusten hat; ist's nicht am Ende m e i n Übel?" Höher kam sein Denken nicht; es war schon Gewinn, wenn er nur sprach. Dienstwillig fuhr Hovens Kopf näher.

„Keuchhusten," sagte er schnell beipflichtend; es schien Schiller, daß des Arztes Blick unaufrichtig stäche, „freilich: nur Keuchhusten! Sag'," sprach Hoven, um den andern abzulenken, „ist's wahr, Schiller, daß dir der Streicher aus Wien schrieb? Er soll dort Klavierfabrikant sein?"

„Sag' mir . ." Schillers Zunge stockte, sein gequälter Blick zeigte die Vergeblichkeit des krampfhaften Bemühens, über den häßlichen Lärm emporzusteigen; seine Gedanken verwirrten sich in diesem Hexensabbat der Kleinlichkeiten. Hier verlor er sich! Diesen Menschen half niemand! Reichenbach sprang auf und schrie, blutrot, mit gereckten Armen, Haß in der Miene: „Wartet, wartet! Das laß ich mir nicht gefallen!!" Er riß den Hut an sich und stürzte durch die Tür davon. Dröhnend flog der Flügel ins Schloß, daß längs des Türstockes Schutt rieselte. Schillers Augen tränten.

„Ruhe!" befahl Dannecker und hieb auf den Tisch, Zumsteeg wiederholte, rhythmisch abstimmend, in Kadenzen: „Ruhe! Ruhe!! Ruhe!!!" — „Vielleicht wäre es doch wertvoller für euch," sprach Dannecker ergrimmt, „wenn ihr wenigstens heute über Dinge sprächet, die euch sonst ferner sind!? Denket unsres lieben Gastes!"

„Ach, Dannecker, laß," stammelte Schiller, „sie müssen wohl so sein?!"

„Der Reichenbach kann sein Maul nie halten!"

„Silentium, es steiget ein Kantus!“ Zumsteeg intonierte:

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne ...“

„Schweigt!!“ Jäh verstummten sie. Schiller stand todbleich, an den Tisch geklammert, seine zerrissene Stimme sprach mit zitternder Bitterkeit: „Müßt ihr mir ewig meine unreife Jugend in die Ohren gellen? Besinnt euch! Inständigst bitte ich euch! Wir müssen weiterkommen! Merket ihr denn nicht, daß ich weiterkam, daß ich wenigstens heiß darnach strebte?!“ Mutlos schüttelte er den Kopf und sank in den Sessel zurück; sie verstanden ihn nicht! Haugs Mundwerk war sofort wieder parat:

„Weißt du,“ sagte er, mit der ganzen Überlegenheit des Einseitig-Studierten, „weiterkommen ist ja sehr gut, aber: wodurch? Deine philosophischen Schriften goutiere ich nicht, deine Poesie ist mir noch lieber! Du bist als Philosoph Kant-Epigone, und deine Ästhetik entspricht nicht den Grundsätzen, die die Wissenschaft als richtig erkannte; deine Leistungen sind Fetzwerk, sie hängen nicht recht zusammen!“

„Ich strebe, durch meine theoretischen Schriften, um Klarheit und Erschließung der Schönheit!“

Spöttisch lächelte Haug. „Was heißt: Schönheit?"

Schillers Auge glomm an. „Schönheit ist Vollendung!"

Haug wandte sich, siegerstimmig, zu Petersen. „Hast du schon sowas irgendwo gelesen?"

„Jedenfalls erkennt die Wissenschaft solche Axiome nicht an!" sagte Petersen.

„Erkennet die Wissenschaft nicht alles nur so lange an, bis sie gezwungen ist, sich wieder einmal zu korrigieren? Alles fließet hiernieden."

„Warum schreibst du dann solche Sachen, wie deine ‚Ästhetischen Briefe', wenn du selbst nicht an deren Richtigkeit glaubst?! Das sind vielleicht interessante, aber praktisch wertlose Phrasen! Gut, zugegeben: die Philosophie ist ein Schwindel, warum übst du ihn?"

„Nur tabellarischen Köpfen erscheinet die Philosophie unnütz; sie ist die schärfste Schulung des Geistes." Mit heißer Prophetenfreude neigte sich Schiller vor: Endlich meinte er, ihre Seelen zu greifen! Noch wehrten sie sich; doch das war schon halber Sieg; sie fragten! „Sieh," sprach Schiller beschwörend, „des Geistes höchste Vollendung ist ja eben: scharfsinnig zu den letzten Grenzen zu gehen, die uns zeigen: Hier endet das Begreifen der Welt, hier trifft das Denken das Fühlen. An dieser Grenze wird die Totalität des Menschen, im Wechselspiel seiner zwei feindlichen

Bruderhälften, erreicht. Hier beginnt die Schönheit; sie leitet den sinnlichen Menschen zum Denken; den geistigen Menschen aber zur Materie zurück. Ist der Mensch so weit, ist er mir ästhetisch! das heißet: Sein persönlicher Wert und seine Würde sind noch unbestimmt, die hängen weiter von ihm ab, doch die Natur wurde wieder erkämpft; er ist das reife Kind des Daseins geworden, wie er, ehedem, dessen unreifes Kind, am Anfang seines Erdenwandels, war; es ist ihm wieder möglich gemacht, aus sich selbst zu formen, was er will. Die Freiheit ist ihm zurückgegeben! Er kann jetzt ein Gott werden . . ."

Schiller stockte in seinen drängenden Worten. Wie mitleidig, abbittend legte sich Danneckers Händedruck auf seinen starr in die Luft gereckten Arm. „Was ist?" fragte Schiller und erkannte, rundumsehend, unwillig und beschämt, daß ihm niemand zuhörte, daß alle Köpfe nach der Tür gerichtet wären, die in den Küchengang führte. Der Männer Augen und Wangen glänzten und glühten, die vollen Lippen warfen sich auf, die Münder waren geöffnet, schwer schnaufte der dicke Conz in die angespannte Stille. — „Die Emigranten!" sagte Hoven stirnrunzelnd und schob den Stuhl zurück, als wollte er aufrecht einer kommenden Gefahr trotzen.

„Hurra!" schrie Petersen, der Speichel trat in seine Mundwinkel. „Die Franzosen jagen ihre

Frauenzimmers!“ Sie fuhren in die Höhe: Viehisches Lachen und Gröhlen drangen in die Stube, Frauenkreischen und der Klang von Schlägen auf lebendiges Fleisch. Der Oberamtmann riß die Tür auf; sie drängten sich gierig hinter ihn: Eine nackte Frauengestalt, die ein schlanker Herr in taubengrauem Fracke jagte, mit Rosastrümpfen, rannte draußen vorbei. Brüllen und fremde Laute betrunkener Kehlen füllten den Gang. — „Sie hat nur die Armbänder an!“ schrie Haug. Rücken drängte sich an Rücken; blitzschnell baute sich die Schildburg der Geilheit. Bösartig traten einander die derben Beine der Männer, um Ausblick auf die Stuttgarter Huren zu gewinnen. Abbittend stand Dannecker, mit erhobenen Armen, zwischen der leeren Tafel, deren Längsseite niedergeworfene Stühle flankierten, an der allein Schiller saß und Petersen, der sich vergebens mühte, den breiten Rücken des Conz zu erklettern, um ja alles zu sehen! Die Linke flehte, mit gekrallten Fingern, die Würdelosen um Rückkehr an, die offene Rechte erbettelte Schillers Verzeihung! Hovens Ruf riß ihm den Kopf herum: Erdfahl, übermenschlich groß, stand Schiller an der weißen Wand, wie ein Gekreuzigter, die geballten Fäuste drohend gereckt, Tod, Haß und alle Verzweiflung im Antlitz: „D a f ü r?! ..“ Sein Schrei riß ab, er wankte, Hoven eilte zu Hilfe. Dannecker sah Schillers leichenbleiche Stirn, mit

dem rötlichen Haarschein, hinter der weißen Kante des Wirtstisches, jäh bodenwärts verschwinden. Der rasselnde Sturz des Ohnmächtigen dröhnte.

„Sahst du seinen Blick?“ weinte Hoven, als sie den Reglosen, unter dem Tische, hoben. „Das Leid der Welt war in ihm.“ Schiller bewegte sich. Für einen Augenblick rang er die Lider auf. „Nicht sterben!“ stöhnte er und krampfte sich im Widerstand, „sie brauchen mich.“

Cottas intelligentes Antlitz war in zuvorkommendster Haltung vor Schillers Krankenstuhl. Er sagte höflich: „Fühlen sich, Herr Hofrat, tatsächlich der Herstellung nahe? Das freuet mich; ich war schwer konsterniert, als ich die üble Kunde Ihrer neuerlichen Erkrankung vernahm.“ Er lächelte fein: „Als M e n s c h konsterniert, nicht als Verleger, wenn Sie auch wissen, daß es mein höchster Wunsch ist, den größten schwäbischen Autor zu meiner Unternehmung zählen zu dürfen. Das Menschliche stehet dem Ehrgeiz, zumindest gleichberechtigt, in mir zur Seite!“ schloß er verbindlich und stolz.

Scharf sah Schiller den jungen, vornehmen Herrn an, forschend, wie er jetzt jedem gegenübertrat. Die Worte wägend, sprach er, mit stechendem Blick: „Warum wollen Sie, bei so edlen Eigenschaften, nicht an die Gründung meiner Zeitschrift heran?“

„Wenn, Herr Hofrat, mir eine offene Meinung verstatten: Ich halte, nach meinen Erfahrungen, das Unternehmen der ‚Horen‘ für jetzt nicht aussichtsreich.“

„Vom Krämerstandpunkt besehen?"

„Vom menschlichen und daher vom Krämerstandpunkt aus, wie Sie's zu titulieren belieben! Die Tageszeitung ist dringendes Bedürfnis!"

„Ihr verloret auch den ungetrübten Blick! Der Dichter hat ihn! Jawohl!" Schiller rückte erregt im Sessel; die Arme auf die beiderseitigen Stützen pressend, schlang er die hagern Finger krampfig ineinander, um sich zu beherrschen. „Ich bin nicht mehr der Dichter des Marquis Posa," sagte er düster, abwehrend, „Sie irren sich in meiner Person — ich sah mich inzwischen im Leben um!" Seine Stimme wurde flehend: „Lassen Sie sich belehren, zu Ihrem eigenen Besten! Das Gefühl der Menschheit muß gebildet werden!"

Der vornehme Unternehmer blieb standhaft: „Ein Tageblatt, Herr Hofrat, ist eine gewaltigere Macht für die Bestimmung der zerklüfteten öffentlichen Meinung, als eine ästhetische Monatsschrift; bedenken Sie: die bedrohte Lage unsrer Provinzen verlangt Politik, nicht Ästhetik!"

„Sie sehen das Papier und ich sehe das Menschenherz!" sprach Schiller schroff. „Wenn sich die ersten Schriftsteller der Nation vereinigen, die Menschheit, geschmacklich und sittlich, zu bessern, so muß sich die Kluft schließen, die durch die Nation geht. Meine ‚Thalia' ließ ich eingehen! Schwulst des Details, süßliche Ziererei,

Verlogenheit, Unnatürlichkeit, Mache, kurz: Lüge und Irreführung in jeder Form, Tanzmeister- und Komödiantenstücke der Wissenschaftler und Dichter müssen ebenso zertrümmert werden, wie die tierische Rückständigkeit und viehische Kleinlichkeit des Herzens der Masse! Ich sah in Jena und hier, wie sehr in Deutschland die Rückständigkeit in Menschendingen herrscht! Glauben Sie mir doch, ich bin kein Irrsinniger, kein uferloser Idealist, aber: die Meute m u ß vertilgt werden! Weg damit! Wir wollen hinauf, wir m ü s s e n hinauf! Dazu sind wir da!" Der heftige Armstoß des fanatischen Streiters warf die Krankendecke von den spitzen Knieen. Cottas kluge Augen sahen, mit Mitleid, daß der zum Erbarmen abgemagerte Mann zitterte, daß das Flehen und der Wille, zu seinen schwer errungenen Anschauungen zu zwingen, in Schillers zermartertem Antlitz kämpften. Ergriffen bückte sich der Mensch Cotta nach der Decke; er hörte das erregte Rasseln in Schillers kranker Brust.

„Wenn Sie nicht wollen, so lassen Sie's!" sprach Schiller mit schmalen Lippen keuchend, „ich bettle nicht! Ich reise, sobald ich transportabel bin, nach Jena zurück; hier hält mich nichts mehr! Ich sah, wie herrlich weit meine feurigen Freunde kamen! Wenn der Mensch nichts mehr zu verlieren hat, ist er tollkühn!" Er schüttelte die Fäuste. „Hätte ich das Geld, das sich die

Menschheit zum eigenen Schaden schuf, und das man nur richtig verwendet, wenn man, unternehmungstüchtig, es wieder zum Besten der Masse umsetzt, ich hätte lange gehandelt! Man vertilgt den übermächtigen Einfluß des Geldes nur durch das Geld!" Cotta biß die Lippe. „Das wäre allerdings die Verantwortlichkeitspflicht des Verlegers!" sprach Schiller verächtlich. „So könnten wir, auf anderm Wege, geistig, dem Deutschen also gemäß, zu erreichen versuchen, was den Franzosen mißlang. In der Ruhe verjauchen wir! Sehen Sie denn nicht, daß wir dem tierischen Elend zusegeln?" Schiller maß den Zögernden, in dem das Herz mit der Vernunft, der ideal wollende Mensch mit dem nüchternen Rechner rang, von oben bis unten. „Verzeihen Sie," sprach er verächtlich, „warum sollten gerade Sie besser sein als die andern?"

„Herr Hofrat," sprach Cotta mit zuckendem Mund; sein verschlossenes Antlitz war dunkelrot geworden. „Ich mache die ‚Horen'!"

Tiefglücklich und ungläubig sah Schiller ihn an; seine gewalttätig aufgerichtete Gestalt sank zusammen, als er in Cottas Antlitz den festen Entschluß erkannte. „Der Kern ist gut," gestand er stammelnd, wie verwundert, seine Stimme war demütig-dankbar und klein, „man darf bloß den Mut nicht verlieren." Die gewaltsam gedämmte Abspannung der Krankenwochen, die ihn völlig

isoliert hatten, erhielt ihre Freiheit; müde schloß er die Augen, seine Gestalt schrumpfte, die Stirn zeigte Schweiß, wie nach großer Anstrengung.

Hochachtungsvoll, in einer Art Sohnesverehrung, sah ihn Cotta an. Er fühlte: Hier war Reinheit des reinsten Willens, ein Mensch, kein Autor! Leise, ergriffen sagte er, indem er die letzten, wieder anrückenden Bedenken großzügig beiseite warf: „Ich werde mir erlauben, Ihnen demnächst die näheren Kalkulationen vorzulegen; Sie können sicher sein, daß ich bei dieser Zeitschrift, die Sie so ideal meinen, an meinen Nutzen zuletzt denken werde.“ Seine Stimme entkleidete sich, hochbeglückt, aller diplomatischen Rückhalte, ohne die er, als Verleger, bis heute nicht hatte bestehen können. „Es ist mir angenehm, statt des Literaten, in Ihnen, Herr Hofrat, für mich und meine Lebensaufgabe: meinen Verlag, einen Freund und Führer gefunden zu haben!“

Schiller hob den Blick; sein Antlitz glühte. „Der Letzte, der Gewinn zieht, bin ich, Herr Cotta,“ sagte er hastig, „Sie müssen Gewinn haben, damit die Zeitschrift bestehen kann; ich muß bloß für die Meinen zu leben haben. Sie wissen, daß ich gewisse Unterstützungsgelder derzeit noch beziehe, das machet, für den Anfang, die Sache leichter. Heute noch schreibe ich Herdern, wegen seiner Mitarbeit!“ Er wuchs: sein Auge leuchtete prächtig auf. „Auch an Goethe! In

der Sache der Menschheit schweigen persönliche Antipathien. Wir haben das gleiche Ziel, trotz der verschiedenen Wege! Er muß!" Mit großer Sicherheit nickte er Cotta zu. „Ich bringe Ihnen Goethe! Er muß! Humboldt und Fichte sind gesichert; Humboldt nahm ständigen Aufenthalt in Jena; er wird mir helfen! Die ‚Horen‘ müssen eine Tat sein, die der Nation die Richtung zum Geschmacke gibt!" Schiller lächelte mit kindlicher, hoffnungsreicher Milde. „Wie glücklich machet sich mein Lebensabend: Zur Schönheit des Charakters darf ich führen!" Ernst und forschend sah er, mit plötzlichem Argwohn, Cotta an. „Warum sprechen Sie nicht aufrichtig," sagte er zögernd, „daß Sie die ‚Horen‘ nur wagen, um meine etwaig noch entstehenden künstlerischen Schriften in den Verlag zu kriegen?"

Fest sahen Cottas klare Augen in des Kranken mißtrauisches Antlitz. „Weil ich meine, daß ich das, Ihnen gegenüber, nicht mehr nötig habe." Schillers Hand streckte sich ihm warm entgegen, Cotta lächelte. „Wann darf ich die erste Dichtung von Ihnen erwarten?"

„Ich bin zu krank!" Unruhig fuhr Schillers Blick die grobe Diele entlang, seine Hände schwankten. „Die Kunst verlanget Gesundheit!" Bitter grübelnd, ohnmächtig, hing er den Kopf.

„Ich werde mir erlauben," sprach Cotta, jedes Wort war tastende Schonung, „Ihnen morgen

eine Anerkennungssumme zugehen zu lassen, die Sie freundlichst, zur Verbesserung Ihrer Pflege, verwenden wollen."

„Dieser Vorschuß ist mir angenehm, da ich in Jena eine neue Wohnung beziehe, was Ausgaben zeitigt. Haben Sie herzlichen Dank! Mit Ihrer Erlaubnis gebe ich einen Teil meinem Vater, der müde ist und mit höherem Titel vor der Pensionierung steht. Ich werde ihm sagen, Sie hätten mir die Summe als Vorzahlung übergeben, für ein Manuskript, das er liegen hat. Keine Angst," lächelte Schiller traurig, „er wird es nie vollenden!"

„Ich werde die Summe, die Sie, Herr Hofrat, freundlichst bestimmen mögen, Ihrem Herrn Vater getrennt zugehen lassen; ich dachte mein Ehrenhonorar nicht als Vorschuß!"

„Sie stürzen sich in schwere Opfer, Herr Cotta, und ich weiß nicht, ob ich Ihre Erwartungen erfüllen kann; ich bin ein dauernd siecher Mann."

„Wollen Sie, verehrter Herr Hofrat, mich nicht so geschäftlich nehmen, oder: in weiterer Hinsicht: Wenn Sie die Menschen erziehen, so habe ich ja doch, als Vermittler der Bildung, auf jeden Fall Nutzen davon. Nicht wahr?"

„Nennen Sie mich von heute ab, brieflich und mündlich: Herr Schiller. Titel haben mit menschlicher Hochachtung nichts zu schaffen! Und: Was Sie von meinen früheren Schriften brauchen kön-

nen, soweit sie Göschen nicht neu auflegt, steht Ihnen zur Disposition."

„Ich danke, Herr Schiller." Cotta zog die schwer-goldene Uhr. „Sie gestatten, daß ich mich für heute verabschiede," sagte er verbindlich. „Die Post nach Tübingen fährt in wenigen Minuten; ich darf sie nicht versäumen, weil ich morgen nach Berlin verreise," er lächelte, „ich reise wegen der ‚Horen'."

Schillers Haupt gab freundlich die Verabschiedung; er streckte die Hand. „Haben Sie die Güte, im Vorbeigehen, meine Mutter aus der Küche zu mir zu bitten," sagte er, „meine Frau ist mit dem Kinde spazieren." Langsam zog er die Decke höher und seufzte. „Das Abschiednehmen vom Elternhause ist bitter, Herr Cotta, wenn man weiß, daß man sich nie mehr im Leben sieht." Freundlich-tröstend blickte er den Bewegten, den Aufgeschlossenen, an, den neu Geworbenen für seine Sache. „Wir haben hiernieden zu wenig Zeit," sprach Schiller herb und setzte mit Kraft hinzu: „Ich hoffe, unser Bund wird wirken!"

„Sie sollten länger in der Heimat bleiben," sprach Cotta und zog hurtig den Kragenmantel um, „die ‚Horen' gäben Ihnen Sicherheit, und für mich wär's die größte Freude."

Fahrig und widersprechend griffen Schillers Hände die Decke entlang; der ganze Mensch wurde

Unruhe. „Ich muß aktiv in die Geschehnisse eingreifen, soweit ich kann, solange es die Ruine meines Leibes duldet!" Freundlich, wieder beherrscht, schloß er: „Rufen Sie meine Mutter."

Ehrerbietig grüßte Cotta mit den Augen, er ging mit schlanker Verbeugung. Schiller starrte vor sich nieder. „Ich werde die alte Frau auf ihren Gott hinweisen," sprach er leise, wägend, zu sich, „sie trägt so den Lebensrest, neben Vater, leichter zu Ende." Schillers Blick sprang durchs Fenster in die Weite. „Abschied ist neue Tat, Beschäftigung betäubt und schaffet Zwecke!" Mit gerunzelten Brauen sah er zur Tür. „Weg von hier; den Hammer zur Hand genommen!"

*

„Goethe hat die Mitarbeiterschaft brieflich zugesagt," sprach Schiller geruhsam zu Humboldt. Heftig blieb dieser stehen; sie hatten soeben über Körners Artikel gesprochen.

„Zeigen Sie, zeigen Sie!" Gewaltsam dämpfte Humboldt seine Aufregung: „Allerdings, Herr von Goethe sprach in letzter Zeit fast mit Sympathie von Ihnen! Aber . ." Hastig ergriff Humboldt das Briefblatt, das Schiller bedächtig, mit andern Schriften, aus der Brusttasche zog, glühend sah er Schiller an. „Wissen Sie, daß das ein Ereignis von unübersehbaren Folgen ist?" Schiller zuckte die Achseln, der-

weil Humboldt gierig las. Mit tiefer Bewegung faltete Humboldt das Wunderschreiben zusammen. Nun hatte er Geistesaustausch mit den Größten der Zeit! Kopfschüttelnd, fast ehrfürchtig, wiederholte er die unerwarteten Zusageworte: „Ich werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft sein." Er sagte: „Und gerade jetzt schreibt er das Ihnen, wo er mit Herdern zerfiel, wo jedermann ihn steif und unnahbar bis zum Absterben findet! Sehen Sie sein Antlitz, wie das alt und hart wird! Sie besuchen ihn nun doch?"

„Geistige Unternehmungen verlangen nicht Höflichkeitsvisiten — wenn er auf Kleinlichkeiten sieht, ist er nicht der Rechte, um mir zu helfen." Unter Schillers freiem und überlegenem Blick wandelte sich Humboldts Widerspruch zu Bewunderung; er sagte freudestrahlend:

„Sie haben alles erreicht! Alles! Sie wissen, daß Kant, im Vorwort seiner neuesten Publikation, Ihre Abhandlung, die eigentlich doch seiner Lehre entgegen ist, ‚ein Werk von Meisterhand' nennt? Sie wissen's nicht? Fichte erzählte es gestern im Klub! Was sagen Sie dazu?"

„Wir brauchen Fichtes Beiträge; ihn selbst könnte ich entbehren; er ist mir in manchem meiner Jugend zu ähnlich." Jäh blieb Humboldt stehen.

„Schiller!" sagte er, völlig desorientiert

durch des andern Kühle, „ich verstehe Sie nicht: die ‚Horen‘ haben unerwarteten Erfolg, alles, alles beugt sich vor Ihnen, nun auch Goethe, und Sie sind gleichgültig, als kümmerte es Sie nicht!“

Schillers Augen waren still und farblos. „Ich weiß nur,“ sprach er, „daß mein ‚Wallenstein‘ bisher mißlang, daß die Menschen noch immer Kanaillen sind; das andere habe ich teuer genug bezahlt. Seien Sie versichert, an der Tat werde ich es auch weiter nicht fehlen lassen. Goethe? Ich werde ihn treffen.“

Schiller und Goethe gerieten im Strudel der Hörer, die die Sitzung der „Naturforschenden Gesellschaft“ verließen, Brust an Brust. „Verzeihung,“ sprach Schiller, „Verzeihung, Herr Geheimrat.“ Sie gewannen die Straße. Unsicher und unentschlossen zögerte Goethe. Dumpf fühlte er, daß er jetzt verpflichtet wäre, endlich ein paar freundliche Worte zu sprechen, daß die Zeit da wäre, in der er Schiller manches zu sagen hätte, weil er, allüberall unverstanden, zu einsam und der andre zu ihm emporgekämpft war; die theoretischen Artikel bewiesen es. Respektvoll grüßten die Umstehenden; sie wichen zur Seite, der Platz um die beiden wurde leer. Schiller zog gemessen den Hut und wandte sich. Hastig, wie flehend, fing ihn Goethes Hand. Mit leiser, verschleierter Stimme sprach er: „Ich höre Gutes über die ‚Horen‘.“

„Sie entwickeln sich zufriedenstellend und lohnen die peinliche Mühe, Exzellenz.“

Goethe hielt den Kopf gesenkt. „Es ist schön, daß Ihnen Zeit bleibt, die Vorträge fernliegender Gebiete zu besuchen,“ sagte er kaum hörbar.

„Das Thema der Naturbetrachtung liegt mir nahe, Exzellenz.“

Tief und jäh stach Goethes trüber, prüfender Blick in Schillers klare Augen; seine Hand schwebte unsicher in der Luft, als fürchtete er noch immer, der andre könnte ihn verlassen. „Ihnen gefiel der Vortrag?"

„Die zerstückelte Art der Darstellung, die den Zusammenhang der Gedanken vermissen läßt, hatte wenig Anziehendes für mich," sprach Schiller. „Ich lerne nichts für den Zusammenhang mit der übrigen Natur, wenn ich alle möglichen Details einer bestimmten Pflanze kenne; mir fehlte die Weite der Weltbetrachtung!" Freudig betroffen leuchteten Goethes Augen; hier sprach einer, der fühlte wie er?

„Jawohl, man muß die Natur stets wirkend und lebendig im Ganzen, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darstellen," antwortete lebhaft Goethe: „Die stückweise Vortragsweise fußt auf dem Irrtum, daß man so vortragen könnte, wie man die Natur erfährt. Wohl erschließt sich die Natur nur stückweise, durch Betrachtung und Erfahrung, doch diese müssen sich zum einheitlichen Bilde geformt haben, ehe man sie andern vermittelt."

Schiller lächelte: „Zu solcher Gründlichkeit hat die Menschheit von heute nicht Zeit, Exzellenz."

„Jegliches Menschenwerk," sprach Goethe barsch, „ob Vortrag, Drama oder Gedicht, m u ß , wenn es vollkommen sein will, eine Welt für sich

bilden, mit eigener Erdachse und eigenen Planeten," er lächelte grimmig und kummervoll, „so vollkommen eben, als unsre Welt vollkommen ist!"

Schiller fühlte, wie sich die Widersprüche aus Goethes Innerm, das, wie die Welt, aus dem Gleichgewicht feindlich ringender Kräfte bestand, in dessen Rede drängten; vorsichtig sagte er drum: „Man müßte vielleicht aus dem Detail, durch den Gedanken, den Ausblick auf die Gesamtheit erschließen."

„Nein, nein," widersprach Goethe heftig; er sah mit Schmerz und Freude, daß auch der andre unklar rang, „die Naturerkenntnis macht nicht der Mensch aus sich, durch den Gedanken, auch nicht der Vollkommenste; w o h l aber machet die Naturerkenntnis den Menschen vollkommen!"

„Dann muß der vollkommene Mensch die Fähigkeit besitzen, seine Erzeugerin, durch die Bilder seiner Vernunft, zurückerschaffen zu können."

„Ich bin kein zünftiger Philosoph," sprach unwirsch Goethe, dessen Geisteskräfte sich oft langsam ins Dasein tasteten, wie das Weltereignis schwer ins Wort zu pressen ist, „drum verstehe ich nicht völlig, was Sie meinen! Aber jedenfalls weiß ich aus meiner Erfahrung, daß noch niemals eine Pflanze wuchs, geschaffen durch das anmaßliche Denken der armseligen Menschlein." Sie standen vor Schillers Haustür und erkannten, daß sie

debattierend, nebeneinander, durch die Gassen geschritten waren.

„Der Mensch hat, Exzellenz, höhere Zwecke, als der Erdboden, der die Pflanze sprossen heißt," sprach Schiller.

„Höhere Zwecke als die Natur? Die interessierten mich!"

Hastig verbesserte sich Schiller; vor diesem Unerbittlichen wog jedes stumpfe Wort Teufelslasten! Dunkel fühlte er, seltsam berührt: sie hatten vielleicht beide recht? „Wenn Sie wollen, Herr Geheimrat," sprach Schiller, „gebe ich zu, daß der Mensch und die Natur gleiche Zwecke und Ziele haben, zu sich und in sich; aber dann müssen Sie mir auch zugeben, daß die Ziele der Natur höher sind, als sie das genaueste Auge zu erschauen, das schärfste Ohr zu erlauschen vermag; Sie setzten anders die Natur herab!" Er erinnerte Goethe: „Sie sagten vorhin, alle Erkenntnis sei Erfahrung!"

Schwer ging Goethes Atem. Der Große, der sich, in seiner Geisteshöhe, allein befand — Herder war überholt und Wieland zählte im Letzten nicht — vertrug keinen Widerspruch. Wut faßte Goethe, und doch klammerte sich sein Instinkt, der sehnsüchtig Erhellung, Bewußtsein, suchte, Ausweg aus der Härte der Zeit und der Landschaft, die er nicht begriff, an die unerschütterliche Sicherheit dieses Geistes, der so mühevoll geworden. Goethe

sah etwas wie Licht in die Kerkernacht seiner Vereinsamung leuchten. „Höhere Ziele und tiefere Tiefen, als sie uns die Natur zeigt, gibt es nicht," sprach er bestimmt, „wir können nichts wissen, als das, was uns die Natur weist; sie verheimlicht dem ruhigen Auge nichts! Allerdings," nun sprach er, ohne es zu wissen, Schillers Denken, „gebe ich zu, daß sie uns manches zu äußerlich zeigt, das heißt, wir wissen, sie macht es, aber wir wissen nicht: wie und warum." Zwei Gassenbuben liefen vorüber und machten „lange Nasen".

Schillers Puls hämmerte: Er fand, durch Goethes tastende Worte, zur Realität, damit zur Harmonie: Die Ideen, die ins Hirn kamen und draus wichen, man wußte nicht: wie, woher, wohin, das waren — Fingerzeige der ewigen Natur!? Sie sprachen mit verschiedenen Worten das gleiche! Er trennte die Welt in zwei Hälften, in eine unbewußte und eine bewußte; Goethe sah nur e i n e Welt, die unbewußt bewußt war! Ihm schwindelte. Vorsicht! Noch sah er Goethes abwehrenden Blick auf sich ruhen. Vorsicht!! Die Positionen mußten gehalten werden, bis der Feind den Frieden wollte, wenn sie auch, wie er nun klar erkannte, um nichts fochten, weil sie in der Seele einig, im Worte uneins waren. Schiller hob den Kopf. „Sie sagten, Herr Geheimrat, daß das Letzte, gleichsam die Idee der Natur, im besten

Falle nur sinnlich wahrgenommen, gleichsam geahnt, aber nicht erkannt werden könnte."

Schwer löste sich Goethes Blick vom Schwalbennest an Schillers Haus. Wie doch die Tierchen klug waren! „Ist das nicht tausendmal mehr, als jede der stets beschränkten menschlichen Vernunfterkenntnisse?" sprach er trüb.

„Jedes Erkennen, das gefühlsmäßige ebenso wie das vernunftmäßige, ist hiernieden beschränkt; die Vernunfterkenntnis aber zeigt klar; sie läßt sich in Worte fassen, die die erkannte Klarheit andern zu vermitteln vermögen; drum sage ich: nur mit ihr wird die Natur überhaupt erkannt."

„Es ist mir Hekuba, wie erkannt wird und was erkennt," sagte Goethe mißmutig, „die Hauptsache ist, d a ß erkannt wird! Bleiben wir beim Beispiel der Pflanze, ich liebe die Abstraktionen nicht, die mir stets wie ein Mensch erscheinen, der ohne Boden zu gehen wünscht." Dozierend schwang er die Hand. „Die Pflanze ist, das werden Sie zugeben, ein Stück Natur. Was vom Stück gilt, gilt von der Gesamtheit: die Entwicklung der Pflanze, in Ihrer vertrakten kantischen Ausdrucksweise: die Entwicklungs i d e e der Pflanze ist wohl, darin werden wir einig sein, völlig aus der beobachtenden Erfahrung zu erklären? Gut! Nun zeigt sich mir aber, durch das Bildungsgesetz der Pflanze, das Gesetz, das jedem Wachstumprozeß überhaupt eigen ist, also

alles in völliger Klarheit! Ohne den gepriesenen Verstand, ohne das Denken! Vermeinen Sie nicht, Herr Hofrat, daß dieser Beweis für mich spräche?"

„Ich sehe, Exzellenz, den Beweis nicht," sprach Schiller mit großer Ruhe, „wie wollen Sie die Idee der Natur erfahren haben? Nicht wahr: das Bildungsgesetz ist das Höchste in der Natur; die Idee, der Geist, ist das Höchste im Menschen! Wenn die Natur den Menschen, also auch die Idee des Geistes, schuf, müssen die höchsten Spitzen beider: Bildungsgesetz und Idee, doch irgendwelchen Zusammenhang zeigen? Vielleicht sogar eins sein!"

Goethe starrte in den Staub; er hörte nur mit halber Aufmerksamkeit zu, sonst hätte er die unerwartete Übereinstimmung schon jetzt erkannt! Er brannte vor stolzer Begier, die Richtigkeit seiner Lebensanschauung, nein: die allmächtige Natur in sich, unter der er so beseligt litt, als Herrscherin, als absolute Majestät des Alls, zu beweisen. Er sah den Feind, wo der Freund stand. „Vorerst", sagte er, „wäre zu bestreiten, daß die Idee das Höchste im Menschen ist; doch halten wir uns nicht auf; ich will Ihnen mit ein paar Strichen der Anschauung ein Bild entwerfen, das beredter spricht als tausend klägliche Worte." Suchend sah er um sich und ließ alle Ministerwürde fahren; er war angeregt, wie

nimmer, seit er zum ersten Male die keimereifende Sonne Italiens über sich fühlte; er sah an Schillers Haus empor. „Könnten wir nicht, für einen Augenblick, in Ihrer Wohnung einen stillen Winkel finden?"

„Bitte." Schiller öffnete das schmale Haustor. Hurtig, gierig, den andern zu bekehren, verschwand Goethe unter dem runden Steinbogen, im finstern Flur. Emsig klomm er, seine Stimme sprach von der steilen Holztreppe nieder.

„Lasen Sie vielleicht zufällig mein Schriftchen ‚Versuch, die Metamorphose der Pflanze zu erklären'?"

„Ich kenne jede Zeile von Ihnen," sprach Schiller und stieg mit Anstrengung, hinter Goethe, die hohen Stufen hinan.

„Ich habe dort versucht, die mannigfaltigen, besonderen Erscheinungen des Weltgartens auf ein allgemeines Prinzip zurückzuführen." Goethe spürte, daß der schmutzige Strick, an den sich beide beim Emporsteigen hielten, heftig schwankte.

„Verzeihung," keuchte Schiller, stehen bleibend, „ich kann mit meiner kranken Brust — nicht sprechen und — steigen zugleich. Wir sind — gleich droben." Schiller fühlte sich von linden, zarthelfenden Händen umfaßt und liebevoll gestützt.

„In mir scheint allerdings die Natur noch sehr ohne Idee zu sein," sprach Goethes gütiger

Selbstspott, „weil ich diese Rücksicht so völlig vergaß.“ Besorgt, mit weichen Mutterhänden, geleitete er den Schweratmenden, Schritt für Schritt, hinan. „Die Debatte, die wir führen, schadet Ihnen doch nicht?“ Schillers Kopf verneinte zu Goethes Freude; sie erreichten die ebene Bodenfläche des Ganges. Mit zittriger Hand schob Schiller den Schlüssel ins Schloß.

„Hier ist mein Arbeitszimmer,“ sprach er stockend, „wir sind hier völlig ungestört; die Wohnung liegt einen Stock höher.“ Er ließ Goethe vorangehen. Dieser fand Stiche südlicher Landschaften an den Wänden und Lottes peinliche Ordnung im Zimmer, das stimmte ihn sehr mild. Ein Hauch seiner eigenen Kulturgedanken wob hier. Er sah die neueste Ausgabe seiner Schriften im Regal.

„Vor allem, verschnaufen Sie!“ sprach Goethe herzlich und verfitzte krampfhaft die Finger auf dem Rücken, um die verfluchte Weichheit und Güte zu bändigen, die heftig ans Licht begehrten und die er so schmerzlich, unter harten Panzern, vor der mißhandelnden Außenwelt verschloß. Wie anders war doch der Brutale, Laute, den er in Schiller vermeint! Er fühlte, daß ihm ein Zeichenstift in die Finger geschoben wurde.

„Zeichnen Sie das Bildungsgesetz auf, das Sie erfuhren, Herr Geheimrat.“ Schiller bot

ihm einen Bogen Papiers an; drohend flammte Goethes Blick.

„Ich werde Ihnen das Bild entwerfen," sprach er heiß, „das mir die Beobachtung vom Werden der Pflanze schenkte: Die Aufnahme der Natur, aus der menschlichen Wurmperspektive; davon leitet sich dann die ganze Natur ab, es ist ja alles hiernieden nur ein Gleichnis für Eines!" Kampfbereit fuhr Goethes Hand ans Werk: mit wenigen Strichen entstand die Urpflanze vor Schillers Augen.

„Ich fand", sprach Goethe, „durch jahrelanges Beobachten, in Italien und hier, indem ich die Pflanze im Werden und Wachsen belauschte, daß Same, Stempel, Kelch, Blume, Staubfäden und alles, was sonst ihr gehört, bloß umgestaltete oder metamorphosierte Blätter seien, daß also alle Gebilde der höheren Pflanzen auf das Grundorgan: Blatt zurückzuführen seien. So weit also wir Menschen derzeit sehen können, ist das Blatt das Grundorgan der Botanik. Spätere Geschlechter finden vielleicht noch einfachere Grundwesen. Ich entdeckte jedenfalls von dieser Pflanzenerfahrung ausgehend, kontrolliert durch Erfahrungen auf dem Gebiete der Anatomie und Osteologie, um nur zwei weitere Namen für das große Eine zu nennen — jeder Begriff des kargen Sprachschatzes bezieht sich darauf! — daß sich das erlauschte Gesetz auf alles übrige Lebendige anwenden läßt,

daß sich die Natur durchwegs aus einem Grundelement zu Mannigfaltigkeiten entwickelt. Ich weiß, daß ich diesen Satz auch auf allen andern Gebieten durch meine Erfahrung erschauen werde: im Tier und im Stein. In der Sitte vieler Völker und auf andern Gebieten erschloß er sich mir bereits. Im Zeichnen, Malen, Bildhauern, in der Musik fand ich ihn; ich ersehne ein langes Leben, um noch in jedem Ding das gemeinsame Naturgesetz, die Bestätigung der Detailerfahrung, erfahren zu können." Er erklärte: „Unter die Tiere reihe ich auch die Menschen ein."

Bewundernd lag Schillers Blick auf Goethes gottweisem Antlitz. „Ich will Ihnen das Wort gelten lassen," sprach er langsam, erschüttert durch die heroische Kühnheit des andern: das Weltbild rückerschaffen zu wollen, um es zu fassen, „weil Sie erkannten, daß alles aufwärtssteigt! Ihr Instinkt stimmt mit dem reinsten Resultat meiner spekulierenden Vernunft überein. Aber: wodurch sollen die späteren Geschlechter der Erde m e h r finden können, als wir von heute?"

Betroffen sah Goethe den Frager an; Schillers bleiches Antlitz war edel und schön, es trug keinen Schimmer persönlicher Rechthaberei; Goethe antwortete: „Unsere Nachkommen werden größere Zeiträume, also ein weiteres Beobachtungsfeld vor sich haben. Mehr Erfahrung, bessere In-

strumente in und außer sich, das ist mehr Erkenntnis!"

„Darf ich wissen, wie Sie bei Ihren naturwissenschaftlichen Studien verfahren?"

„Ich suche und studiere, gewissermaßen Tag und Nacht, im Reisewagen und im Audienzsaal, überall, zu jeder Zeit, die Wirklichkeit im höchsten Sinne; nicht die bloße Erscheinung, sondern die Wirklichkeit als Erfüllung des Weltgesetzes! Die fünfzig Jahre, die ich Erdenwandrer bin, schaute und schaue ich stets die Dinge ihres Kernes wegen an; ich lasse ihre Elemente in mich strahlen, bis diese wieder aus mir den erkannten Gegenstand — weil ich sozusagen, von ihm übersättigt, überlaufe — reflektieren. Man muß dem ewigen Naturwillen vertrauen und, wie ich es bei meiner Knochenlehre zuerst übte, bei stufenweiser Vergleichung, vom Einfachsten auf das Zusammengesetzte, systematisch, das heißt lückenlos, fortschreiten. Es ist dann ein Spiel mit ew[illegible] neuen Freuden." Goethe runzelte die breite Sti[illegible]: vom obern Stockwerk klang das Geschrei von Schillers Kind in die Stille der tiefen Aussprache; Goethes große Augen erleuchteten sich: das Leben trug ihm hier eines seiner Millionen Beispiele, für die Richtigkeit seiner Lehre, zu. „Macht es doch der Mensch, im Laufe seines Lebens, ebenso," sprach er, „auch Ihr Kind wird nur durch die Erfahrung zum Menschen." Ein Wagen rasselte auf der

Straße: „Lernt es doch, zum Beispiele, die Tonskala des Seins nur durch die Erfahrung, durch stufenweise Vergleichung, vom Einfachsten heraufsteigend. Erst weiß es nur, das ist Lärm auf der Straße, dann unterscheidet es den Lärm des Wagenrades von dem der Huftritte. Hört es späterhin beide Geräusche zusammen, so hat es, durch die Vergleichung aufsteigend, schon so viel Erfahrungen gewonnen, daß es, ohne hinzusehen, sagen kann, ob ein oder zwei Gäule das Fuhrwerk ziehen. Es ist eben jedes im Leben kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit."

„Drum auch die Erfahrung," sprach Schiller, „sie kann ohne Idee nicht lebensfähige Resultate zeitigen; die sinnliche Form Ihrer übersinnlichen Urpflanze ist keine unmittelbare Erfahrung der Gottnatur, sondern eine Idee, Herr Geheimrat."

Wild, mißtrauisch sah Goethe den Widersprechenden an. Jäh brach Schiller die befreiende Lücke in den scheu und hartnäckig gehüteten Damm von Goethes genialer Verstocktheit. Goethe fühlte: die Straße, die so lange verschüttet gewesen, lief weiter! Das war der Ausweg! Reich war wieder die Welt! Stürmischer Jubel trat an die Stelle des Erschreckens. Doch heiser, noch immer geduckt hinter dem Schild der Verdrießlichkeit, sagte er zweifelnd: „Sie sind undankbar gegen die große Mutter."

„Herr Geheimrat," sprach Schiller siegessicher,

„ich habe aus den gleichen Gründen wie Sie, lange Jahre hindurch, zu sehr von der Natur weggedacht, wie Sie zu sehr zu ihr hin. Hören Sie: Wie sollte jemals eine Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Besteht doch das Eigentümliche der Idee eben darin, daß ihr niemals eine Erfahrung nachkommen kann! Ihre ‚Urpflanze‘ mit all den wundervollen Ausblicken auf das Gesamtdasein, deren Andeutung ich vorhin durch Sie erleben durfte, die mich tiefer ergriffen, als Sie ahnen, zusamt Ihrem übermenschlichen Vertrauen in Götterkräfte, die Ihnen verliehen worden, ist keine beobachtete Tatsache, sondern der Versuch, durch die Beobachtung erfahrene Tatsachen geistig zu ordnen. Ihre ‚Urpflanze‘ ist ein Gebilde der denkenden Anschauung, dazu dienlich, das bunte und wirre Durcheinander aller erfahrbarer Pflanzenbilder denkend zu umfassen und zu beherrschen.“

Ärgerlich zuckte Goethe die Achseln: er war Mensch. „Jedenfalls kann es mir nur angenehm sein,“ sagte grob die väterliche Vererbung aus ihm, „Ideen zu haben, ohne daß ich es weiß! Wenn ich sie dazu noch mit den Augen sehe, ist's noch besser!“

Begütigend legte ihm Schiller die Hand auf die Schulter. „Sie unterschätzen die Arbeit des Geistes in Ihnen, Herr Geheimrat. Ich meine unter dem Worte: Idee bloß die Grenze zwischen

dem, was die Beobachtung willkürlich findet und dem, was der forschende Verstand hinzutun muß, um, über die Beobachtung hinweg, die Einheit des bildenden Naturgesetzes zu erkennen. Die ‚Urpflanze' ist die Idee der Pflanze."

Goethe sah mit Hochmut, der Betroffenheit war, den Kopfstarken an. Mißmutig über die momentane Überlegenheit Schillers, sagte er: „Ich will auf mein angeborenes Gebiet zurück: zum Künstlerischen; das andere, auf dem Sie fußen, ist Triebsand; ich laß mich nicht von mir weglocken! Im Künstlerischen schließen sich mir alle Kräfte der Menschheit zur Einheit zusammen; entgegen der Philosophie!" betonte er. „Im vollkommenen Kunstwerk kommt sich die Natur selber zum Bewußtsein, dort spricht sie deutlich ihr tiefstes Wesen in anschaulichen Gestalten aus — philosophische Haarspaltereien liebe ich nicht!"

„Warum schaffen Sie, Herr Geheimrat, seit Jahren nichts Künstlerisches, wenn sich Ihnen dort allein die Vollendung erschließt?"

Schmerzlich sah ihn Goethe an. „In diesem Deutschland stirbt alle Kunst," sprach er bitter, seine bleichen Lippen zuckten.

„Weil Sie die Vernunft nicht vom Kunstwerkbau ausschließen können; Ihr Gefühl muß vertrocknen, wenn es der Gedanke nicht stets neu glüht. Sie sind Natur, Ihre Hervorbringung ist Kunst; ich will Sie darin bewußt machen; Sie

von der Kunst wegzulocken, ist nicht meine Absicht; im Gegenteil!"

Dürstend, fast ängstlich, sah ihn Goethe an. „Ihr Philosophen vermögt nur zu trennen; ihr erschlagt jede Kunst," sagte er scheu.

„Auch ich bin, vor allem, Künstler," sprach Schiller stolz; drohend sah ihn Goethe an.

„Warum schaffen Sie dann — ich gebe Ihre indiskrete Frage von vorhin retour! — auch seit Jahren keine Kunst?"

„Weil ich Ihren Fehler, auf der andern Seite, Herr Geheimrat, beging! Ich strebe, nach bitterstem Kampfe in der Irre, nach der Vermischung der beiden Welten, die bei Ihnen zu starr eine bilden! Ich trennte, um zu wissen, was mir zum Untrennbaren fehlt; dabei trennte ich zuviel; der kalte Verstand mordete meine Dichtungen, ehe sie wuchsen. Ich schwebe nun als Zwitter zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie." Leise und traurig schwieg Schiller; Goethe atmete schwer: E r schwebte zwischen seinem reichen Empfinden, dem Urfühlen, und etwas ihm Nötigen, Unbekannten, sehnsüchtig Erwünschten: der streng logischen Vernunfttätigkeit seines ungeheuren Geistes.

Schillers kranke Lunge pfiff; er riß den Kopf in die Höhe. „Ich werde schwerlich Zeit haben, die große Geistesrevolution in mir zu vollenden," sprach er fest, „denn da ich nun endlich den Weg

fand, der beiden auseinander- und zueinanderstrebenden Kräfte Herr zu werden, um ihnen ihre Grenzen zu bestimmen — nehmen Sie so, Herr Geheimrat, alle meine Einwendungen gegen Ihre Art auf! — droht mich der Tod zu werfen." Mitleidig, mit bebenden Lippen sah Goethe den Starken an, den Armen, der noch bewußter litt, als er. „Was ich tun kann, werde ich tun," sprach Schiller mit schwer erkämpfter Heiterkeit, fest sah er dem andern in die tiefsehnsüchtigen, abbittenden Augen. „Wenn das Gebäude zusammenfällt, habe ich vielleicht doch Erhaltungwertes aus dem Brande geflüchtet." Unentwegt behielt er Goethe im Blick: dieses Antlitz gab freudigsten Mut; es schien, in seiner marmorenen, mitfühlenden Milde, aus der antiken Götterwelt herabgestiegen. „Was ich zurücklasse, was ich nur anfing, müssen Sie fortführen; Sie allein sind fähig dazu! Darum," sprach Schiller, „wollte ich, daß Sie an meinen ‚Horen' mittäten, darum müssen Sie sich endlich Ihrer großen Kräfte bewußt werden und sie zu lebhafterem Gebrauche ermuntern. Sie haben ein Königreich zu regieren, das gibt Pflichten! Vollenden Sie zuvörderst den ‚Faust'!"

„Ich mag das Paket nicht aufmachen," sprach Goethe mißmutig, „wollen Sie mich zur Kunst zwingen? Ich denke nicht an die Menschen, wenn ich schaffe, Verehrtester," sagte er ingrimmig, und seine Stimme schwoll gewaltig, „wahre Kunst

kennt keinen Zweck als sich. Lassen Sie mich mit dem verfluchten Worte: Pflicht unbehelligt; diesen Wahnsinn hat Ihnen auch nur das Sinnieren eingebracht."

„Sie schrieben irgendwo, Herr Geheimrat: ‚Talente sind immer in Deutschland gewesen, leider entwickeln sie sich nicht.' Warum schrieben Sie: ‚leider'?"

„Hab' ich das geschrieben?" Goethe lachte wegwerfend, „Ich widerspreche mir oft; meinen Sie denn, der Mensch sei logisch? Auch die Kunst ist unlogisch. Es ist die höchste Logik, unlogisch zu sein." Er sah Schillers widersprechenden Blick. „Sie verstehen mich nicht?" Suchend blickte sich Goethe im Zimmer um. „Warten Sie!" Er stand auf und nahm ein Bild von der Wand. „Das ist der Stich einer Landschaft von Rubens," sprach er, „nicht wahr? Sehen Sie," er tippte auf das Glas, „die Figuren werfen den Schatten in das Bild hinein, die Baumgruppe wirft den Schatten dem Beschauer — entgegen! Da haben wir das Sonnenlicht von zwei entgegengesetzten Seiten, welches doch völlig unlogisch, also gegen die Natur ist? Rubens tat diese ‚Unlogik' der schönen Wirkung wegen; er tat recht, er handelte künstlerisch völlig logisch. Das Lieblingskind der Natur, die Phantasie, hat ihre eigenen Gesetze, denen der logische Verstand nicht beikommen kann." Mit Kinderbosheit drehte

Goethe die Hand. „Da wären wir wieder am Anfang!"

Schiller erkannte: erst auf der Kuppe, die über aller Welt war, konnten sie sich die Hände reichen! Vergleichung hieb das hemmende Gestrüpp auseinander; wieder kam Schiller dem Gipfel näher. Schon sah er ihn deutlich: der da vor ihm stand, war ein Riese, ein Gott, der aber auch im Dickicht steckte!

Behutsam hing Goethe das Bild an den Nagel zurück, er sah strenge darauf, daß die obere Rahmenkante horizontal läge. Dann sagte er seufzend, mit einem Blicke auf die italische Landschaft: „Oh, wäre ich in Italien!" Er trommelte auf den Fensterscheiben und sah trüben Blickes den schmutzigen Platz vor dem Hause. „Hier ist der Barometerstand wie das Niveau der Köpfe: tief. Ich leide."

„Wenn der Künstler leidet, soll er die Seelen der andern ergreifen und erschütternd emporreißen aus der Enge des Daseins, zur Anschauung des reinen Selbst, zur wahren Bestimmung! Der Lohn ist, für ihn, die zurückgewonnene Ruhe, für die Menschheit: die Rückeroberung der verlorenen Natur. Nur der Verlust der Natur ist dem Künstler wahres Leid, alles andre sind Kleinlichkeiten."

Goethes Kopf fuhr herum. „Scheint Ihnen also doch die Natur zur Kunst nötig?"

„Jeder Künstler ist der Bewahrer der Natur.

Nur aus ihr strahlt ihm die Idee der befreiten und dadurch vollendeten Menschheit entgegen. Verschieden ist die Art der künstlerischen Darstellung. Die hängt davon ab, Herr Geheimrat, wie sich der Künstler jeweils zur Wirklichkeit stellt: naiv oder sentimentalisch, abseits oder: unter ihr leidend."

„Sie nennen mich, des „Egmont" wegen, naiv?"

„Das naive Genie, in dem das Herz vorherrscht, beglaubigt sich dadurch, daß es, unbekannt mit den Regeln, einzig von seinem Instinkt geleitet, ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmackes geht. Sie sehen, ich urteile nicht bloß nach der Halbheit des „Egmont". Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht der naive Dichter hinter seinem Werk, und das Werk ist er." Goethe wurde bleich; er erkannte sich.

„Wenn Sie der ‚sentimentalische' Dichter sind," sprach Goethe drohend, „was ich, nach der Lektüre Ihres letzten Aufsatzes zu glauben genötigt bin, so müssen Sie von der Idee zur Natur zurückfinden, ehe Sie die Vollkommenheit der Kunst erreichen; Sie haben sie auch noch nicht!"

„Durch die Idee zur Natur zurück, da ich ein Kind meiner Zeit bin!" Die letzte Helle stand vor Schiller: „Sie sind ein übriggebliebener Grieche," sprach er hastend, „ein Wunder. Sie be-

handelten sentimentalische Stoffe, wie den ‚Werther‘, ‚Tasso‘, ‚Faust‘, den Anfang des ‚Wilhelm Meister‘, vollendet naiv; ich aber erlitt und verlor die Naivität meiner Kindheit, im Kampfe um des Lebens Notwendigkeiten; ich ringe um neue Natur!“ Seines freigewordenen Geistes Worte schossen ins Ziel: „Sie sind das Bild der Welt; ich bin das Bild der Menschheit; Sie sind Natur, ich bin Gedanke; Sie sind Herz, ich bin Kopf; Sie sind, ich will; Sie standen fest, ich wandelte zu Ihnen; Sie sind Realist, ich bin Idealist; Sie *haben* recht, ich *darf nicht* recht haben, niemals, sonst verlöre die Menschheit den Trieb zum Himmelszelt.“

„Genug,“ flehte Goethe und wich zurück, als schösse ihm grellstes Sonnenlicht ins Antlitz, „genug!“ Krampfhaft umfing er des andern schweißnasse Hand. Sie standen reglos, im Innersten erschüttert, und begriffen ihre Sendung: In menschliche Formen gegossen, waren sie, im höchsten Sinn, Geist und Materie, die Träger des Schöpfungzwiespaltes, die Regenten des Weltgetriebes, die feindlichen Pole aus gleichem Stoff, die der Urwille widereinanderhetzte, damit nicht reglos der Tod, als Harmonie, das Weltall füllte und mordete. „Das Kunstwerk versöhnt“, sprach Schiller fest, „in ihm, der Welt des Scheins, ist die Verbrüderung möglich, dort darf Vollendung sein. Ich werd' Ihr Werk ergänzen!“

„Wir wären Gott, am letzten Schöpfungstag, geläng es.“

„S e i e n wir Gott, in der Gemeinsamkeit! Ihr „Egmont“ macht den Anfang!“

Kein weitres Wort erfand die tiefste Menschensehnsucht, nur der verwegene Gedanke lebte, der Gefühl war, Einheit, Lebensunmöglichkeit: der Menschheit Ziel durch Ewigkeiten, Erfüllung hinterm Tod.

Sie standen Brust an Brust und hielten sich umschlungen. Sie schluchzten und glaubten sich erlöst.

Der Schlußband

Den Sternen zu

erscheint im Herbst 1914

schlage gebracht. Wir freuen uns, den späteren Sätzen dieser Heldensymphonie bald lauschen zu dürfen.

Heinrich Spiero („Hamburger Fremdenblatt"): Ein einziger Genuß ist dieses Buch, schlackenrein, völlig geschlossen, sicher abgeschliffen vom Scheitel bis zur Sohle, ein Standbild und doch mehr, ein lebendiges Menschenbild, dessen tief vertraute Züge von neuer Jugend belebt scheinen.

Gustav Manz („Tägliche Rundschau"): Dieses Buch, wertvoller als hunderte Alltagsgeschichten begabter „Schriftsteller", muß und wird seinen Weg machen; es muß die Augen der Alten und Reifen aufleuchten lassen und die Herzen der Jungen entzünden.

Ernst Decsey („Merker"): Der mit voller Farbe, ja, mit meisterhaftem Pinsel ausgeführte große Schillerroman wird Molos Namen durch ganz Deutschland tragen.

Albert von Trentini („Zeit"): Hier ist ein Buch, das, aus reinster Seele geschrieben, aus feurigster Glut geboren, einfach, klar und edel an den heiligsten Schlummer in jeder Menschenbrust klopft, und das darum besonders unserer Jugend als würdigster Beispielgeber in die Hand gereicht werden soll.

Hermann Stegemann (Berner „Bund"): In dieser literarischen Erscheinung von ganz besonderem Wert und Charakter schildert Molo mit erstaunlicher Kraft und Echtheit die Jugend Schillers. Wir haben lange nichts gelesen, was so aus unmittelbarer Erfassung einer Zeit und eines genial veranlagten Ausnahmemenschen geflossen wäre, wie diese Darstellung.

Karl Hans Strobl („Bohemia"): Das ist die große und schöne Entwicklungslinie dieses Buches, daß es in kühnem Selbstbewußtsein eine psychologische Ausdeutung unternimmt, die der Forschung niemals gelingen kann.

Hanns Martin Elster („Deutsche Tageszeitung"): Deutsche, jung und alt, lest das Buch! In tiefstem Herzen erschüttert sehen wir durch Molos Können den Aufstieg eines unserer Größten. Wir dürfen uns Glück wünschen zu diesem Werk, an dem fortan kein Deutscher vorübergehen sollte!

Paul Mahn („Velhagen u. Klasings Monatshefte“): Dies Buch ist keine Literaturkritik, sondern die Gestaltung eines mächtigen Ringerschicksals, das zum Lichte flog.

Edwin Rollett (Grazer „Tagespost“): Mit welcher Meisterschaft hat der Dichter seinen Stoff gestaltet! Das außerordentliche Kompositionstalent und die sprachliche Kraft Molos sind aus den früheren Romanen reichlich bekannt, sie machen dieses Buch zu einem künstlerisch hochwertigen Werke, dem wenig dieser Art an die Seite zu stellen ist.

Paul Burg („Berliner Neueste Nachrichten“): Molo ist der flammend schaffende Poet mit der heißen Seele, die Feuer und Lava ausströmt, Feuerwerke gen Himmel stößt. Berufen zum hehren Werke, hat er alle Kraft eingesetzt und in dem Roman einen Schiller gezeichnet, wie er in allen Herzen lebt, so daß man schon diesem ersten Band nachsagen darf: er wird ein rechtes Volksbuch werden. Das treueste und schönste Schillerbuch!

Paul Wilhelm („Wiener Zeitung“): Ein vollgelungenes, reifes Kunstwerk, eine wertvolle Gabe an die Nation!

Walter Peters („Saale-Zeitung“): Diesen Roman wird man lesen, solange man Schillers Werke selbst liest, und das heißt: Solange man die deutsche Sprache spricht.

Franz Deibel („Königsberger Allg. Zeitung“): Molos neue Dichtung ist keine Flucht aus der Gegenwart in die Historie. Vielmehr umgekehrt die Übertragung und Umschöpfung einer historisch gewordenen Gestalt in unmittelbarste Gegenwart. Der Dichter hat die innere Verwandtschaft dieses schillerischen Ringens ums Menschentum, um innere und äußere Freiheit, um Loslösung von verbrauchten, sein Bestes fesselnden Satzungen mit Empfindungen, die in der Gegenwart lebendig sind und keimen, erfühlt und zwar mit der Gewalt eines Erlebnisses. Das gibt seinem Roman die Kraft, die Unmittelbarkeit, das Großzügige.

Rudolf Greinz („Deutscher Literaturspiegel“): Eine solche Gestaltungskraft ergreift und fesselt, sie wird mit der Vollendung des ganzen Werkes dem deutschen Volk ein dauerndes Monument errichten.

Walter von Molo

Im Titanenkampf

Der Zweite Teil des Schiller-Romans

Zehnte Auflage

Geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Urteile der Presse:

Ludwig Finkh („Die Propyläen"): Das Buch bedeutet für uns nicht weniger als Schillers Auferstehung. Molo spricht mit Schillers Munde, leidet, tobt, haßt, liebt mit seinem Herzen. So könnte Schiller wirklich im Augenblick gesprochen und gehandelt haben. Wie glücklich erregend: wir erleben Schiller noch einmal!

Rudolf Krauß („Neue Züricher Zeitung"): Um für uns das Bild des Glutmenschen Schiller lebendig zu machen, ist ein aus dem vollen schöpfendes, fortreißendes Dichtertemperament die notwendigste und glücklichste Mitgift. Walter von Molo ist denn auch bis jetzt der einzige, der die titanenhafte Erscheinung Schillers auf dichterischem Wege überzeugend nachzuschaffen vermocht hat.

Albert von Trentini („Die Zeit"): Es kann nimmer lange dauern, bis Molo als eine der prominentesten Künstlererscheinungen anerkannt sein wird. Nie ist Schiller besser verstanden worden als von Molo! Nie hat ihn ein anderer so kongenial, so urverwandt geschildert wie er.

Stefan Zweig („Berliner Tageblatt"): Dieser Roman Molos ist berufen, all die mittelmäßigen Erzeugnisse, die Schillers Leben zur Folie nahmen, dauernd abzulösen, und ich glaube, er ist stark genug, um dem deutschen Volk ein liebenswertes Bild des geliebten Dichters zu bieten. Man wird ihn hier von einem Dichter geschildert finden, der sich ihm selbst durch Feurigkeit verwandt und im Willen zur künstlerischen Selbstzucht verbunden fühlt.

Fritz Droop („Bühne und Welt"): In Walter von Molo ist der Künder erstanden, den das Bewußtsein einer dankerfüllten Nation zu dichterischer Tat emportrug. Ein Flammengeist hat nun den Weg zu Schiller gewiesen und das Urbild des Gefeierten von dem Schutt befreit, den falscher Wahn und niedere Götzendienste in jahrzehntelanger Verkennung drüber häuften. Es gehörte ein Idealist von dem ungestümen Realismus Molos dazu, die einzelnen Phasen eines Schicksals zu gestalten, das vom Anfang bis zum Ende ein Kampf um höchste Menschheitsgüter war.

C. J. Kaempf („Die Post"): Walter von Molos Werk ist ein schlagender Wurf unerhörter Größe.

Adam Müller-Guttenbrunn („Neues Wiener Tagblatt"): Der Reiz des Werkes liegt in der ausgezeichneten Darstellung des genialischen Menschen Schiller. Der Verfasser gehört zu den seltenen Schriftstellern, die Geschichte als ein Erleben vorzutragen wissen. Wir erleben Friedrich Schiller in diesem Roman, er wird uns neu geschenkt, er geht wie ein Mensch von heute durch dieses Buch.

Alexander Stern („Der Ruf"): Nehmt Molos Buch und alle Wolken weichen, und ihr begreift, durchflutet von Verzückung, den ewigen Ritt der Welten-Harmonie.

Robert Hohlbaum („Prager Tagblatt"): Wie Molo die Gestalt Schillers gebildet hat, das ist einem waghalsigen Retterstück vergleichbar. Wie Molo die Stürmerjahre handhabt, das ist ein Beispiel künstlerischen Taktes, wie wir nicht sobald ein zweites finden.

Friedrich Fischl („Leipziger Neueste Nachrichten"): Herrlicher als jede Biographie erfaßt dieser Schiller-Roman das Genie des Dichters.

Hans Ludwig Rosegger („Deutsch-Österreich"): Noch niemals und von niemandem wurde Schillers Gestalt so lebendig und körperlich erfaßt und dargestellt. Molo verfügt über eine staunenswerte Sach- und Milieukenntnis, seine Sprache ist knapp, wuchtig und plastisch, seine Kunst ist neuartig und ganz eigen. Man hat das Gefühl: hier beschäftigt sich aus

innerstem Drang ein poetischer Gestalter mit einem Genie, dem er verwandt ist. Molos groß angelegtes Werk wird bald zum eisernen Bestand der deutschen Literatur gehören.

Karl Hans Strobl („Münchner Neueste Nachrichten"): Die Suggestionskraft dieses Buches ist so groß, daß uns Schiller so erscheint wie seinen Zeitgenossen, daß wir ganz vergessen, was er wurde, und nur sehen, was er ist. Daß wir beinahe ängstlich und manchmal sogar mit wahrem Mißbehagen dem verwirrten Geschicke dieses armen, verschuldeten, gehetzten und öffentlich verspotteten Theaterdichters folgen. Dieses Buch packt ganz ungewöhnlich stark, schlägt alle Bedenken nieder und wird mehr als bloß ein Schiller-Roman, wird ein Roman des Titanenkampfes der Menschheit.

Leo Heidrich („Wiener Mode"): Ich wüßte keinen biographischen Roman, der diesem zur Seite gestellt werden könnte.

Franz Schnabel („Karlsruher Zeitung"): Das ist kein historischer Roman mehr im alten Sinne des Wortes, was da mit einer großartigen Fähigkeit der Seelenschilderung und mit gewaltiger sprachlicher Kraft vor uns dahinzieht; das ist das hohe Lied vom Helden des Willens.

Julius von Ludassy („Pester Lloyd"): Molo ist ein durchaus eigenartiger Dichter. Er verfügt über einen herben, knorrigen Stil, der entfernt an die Schweizer erinnert. Dieser Schillerroman ist sicherlich wahrer als die Literaturgeschichte, die doch nur Tatsächliches geben will, und der nur zu sehr das geistige Band fehlt, das die einzelnen Elemente verknüpft.

Richard Wenz („Merkbuch der schönen Literatur"): Man hat die ehrfürchtige Erkenntnis, ein starkes Dichtwerk erlebt zu haben, ein Werk, dessen Wert über die bloße Bedeutung eines literaturhistorischen Romans hoch hinausragt, das nicht philologisch peinliche Geschichtschreibung ist, sondern divinatorisch einfühlende Heldengestaltung großen Stils.

Hanns Martin Elster („Mannheimer Tageblatt"): Das Werk gehört zu den wenigen Meisterromanen, die ihre Zeit überdauern.

einer sehen und schildern kann, der Beobachter und Dichter ist. Die Technik des Erzählens, der Gruppierung und Folge der Ereignisse ist vollreif, nicht selten frappant geistvoll. Mit Betrachtungen allgemeiner Natur beschwert der Verfasser nur selten den epischen Gang der spannenden, ereignisreichen Erzählung, wo es aber geschieht, da schließen sich tiefe Perspektiven auf.

„Wiener Mitteilungen“: Dieser Roman liefert eine neue Probe der starken Begabung des Verfassers. Mit glücklicher Hand hat er die Gestalten gezeichnet und mit Vermeidung ausgedehnter Schilderungen die Vorgänge dem Leser vorgeführt. Wohltuend wirkt auch der sittliche Ernst des Buches, der sich darin ohne moralisierende Absicht bekundet.

„Königsberger Hartungsche Zeitung“: Das alles ist mit sicherer Hand aufgebaut, mit zwingendem Ernste entwickelt. Man folgt dem Roman mit größter innerer Spannung in allen seinen Phasen, der tiefethischen Tendenz aus vollem Herzen zustimmend.

„Hamburger Nachrichten“: Einzelne Kapitel des sehr empfehlenswerten Buches sind reich an Szenen von dramatischer Wucht und das Ganze ein Werk aus einem Guß, knapp und straff in der Anlage, zielsicher und einheitlich in der Durchführung. Alles in allem ein Kaufmannsroman von starker Wirkung, nicht ohne Streiflichter auf gewisse neuzeitliche Strömungen in diesem Stande, die in ihrer vortrefflichen Schilderung dem Buche einen über den Durchschnitt weit hinausgehenden Wert verleihen.

„Neue freie Presse“: Walter von Molo ist nicht allein ein Meister der Schilderung und Charaktergebung, er ist auch ein Meister der Selbstbeschränkung und künstlerischen Selbstzucht. Wir haben lange keinen so nachhaltigen Eindruck empfangen, wie von der Lektüre dieses Kunstwerkes.

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: Ein Werk, das von seltener Kraft und ergreifender Gefühlswärme getragen ist.

man-Banalitäten. Durch und durch echt, von einem gottbegnadeten Menschenkenner und Könner geschrieben, voll von Aussichten ins Freie. Wer tief und klar in die Physiognomie eines wahren Künstlers schauen will, der muß das Buch lesen!

Anselma Heine („Berliner Börsen-Courier"): Ewiges Weltgeschehen! Das ist's, was Walter von Molos Roman überspannt wie ein hoher, heiterer Himmel, der seine sonnige Bläue hineingibt, eine gelassene Selbstverständlichkeit in Kleinlichkeit, Zerstörung und Schuld.

Karl Wilhelm Fritsch („Neue Freie Presse"): Das Buch ist ein allerfeinstes Stück psychologischer Feinmalerei und das Werk eines ernsten Denkers, ein Stück Lebens-Philosophie, das uns der Dichter in den satten Szenen des Romans vorführt.

Robert Saudek („Vossische Zeitung"): Das Buch bedeutet die sichtbare Talentprobe eines Autors, der ungemein viel künstlerisches Empfinden und ein großes technisches Können bewies.

Hanns Martin Elster („Deutsche Tageszeitung"): Ich weise ausdrücklich für alle, die sich ernstlich darum mühen, den tiefsten Wert der Ehe zu finden und zu besitzen, auf dieses Buch hin, das, mit Temperament geschrieben, ein unleugbar echtes dramatisches Blut besitzt.

Max Messer („Pester Lloyd"): Eine starke gährende Handlung hält den Leser gespannt, eine mutige und freie Gesinnung erhebt.

Balduin Bricht („Österr. Volkszeitung"): Alles in diesem Romane strotzt von Leben und dieses Leben wird durch die Betrachtungsweise des Dichters zur Poesie erhoben.

Frieda Radel („Hamburger Fremdenblatt"): Das Werk rüttelt den Leser auf, packt ihn und zwingt ihn in den Bann der Handlung, wenn aus den schlichten Vorgängen die aus der Liebe geborene Not herauswächst zu zermalmender, aber lebengestaltender Allgewalt.

Walter von Molo

Die törichte Welt

Roman — Zweite Auflage

Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Urteile der Presse:

Karl Hans Strobl („Leipziger Neueste Nachrichten"): Walter von Molos Romane bedeuten in ihrem Ernst Kulturfaktoren, sie sind lebendige Werte, sie reden von Dingen, die uns alle angehen, über die wir uns einmal entscheiden müssen. Seine Menschen leben, alles ist Darstellung. Mit allem Mute der Überzeugung und der Wahrheit ist der Gedanke da. Wir lernen mit Molos klinischem Blick sehen. Seine Prosa ist hart und streng wie Diagnosen, von edlem Stilgefühl, angepaßt der Macht der Tatsachen, die da vor uns entstehen. Wir fühlen uns vor Molo wie vor einem großen Arzt. Ein männlicher Künstler offenbart sich, der seinem Gefühl keine Streiche gestattet, der ernst ist in seinen Themen und ernst in der Ausübung seiner Kunst . . . .

Leo Heller („Berliner Tageblatt"): Das Buch verrät den feinen Künstler. „Die törichte Welt" beherbergt kluge und feine Worte, die von einer treffenden Beobachtungsgabe geboren und von dichterischem Klange erfüllt sind . . .

A. J. Mordtmann („Münchener Neueste Nachrichten"): Molos Meisterschaft zeigt sich in der scharfen Profilierung der Charaktere, das ist vorzüglich. Seine Sprache ist in ihren selbstgeschmiedeten Wendungen überraschend glücklich.

Julius Hart („Der Tag"): Walter von Molos Epigonenroman ist ein kluges, ernstes und gehaltvolles Buch.

Hans Franck („Breslauer Zeitung"): Ich freue mich, daß ich zu dem Können Walter von Molos rückhaltlos „Ja" sagen kann, daß ich, wo ich das Gewordene sehe, mich bewundernd vor ihm beugen kann, da sein Wesen Kraft ist.

Ezard Nidden („Kunstwart"): Dieser Dialog ist das Spannendste, was im Bereich des Künstlerischen überhaupt denkbar ist, denn er enthält außer einer scharfsichtigen Charakteristik der Redenden (und im Spiegel, der Beredeten) häufig auch den Fortgang der Handlung und den Ideengehalt der Bücher. Solchen Dialog zu versuchen ist eine Kraftprobe, und wem sie so gelingt wie Molo, der hat gezeigt, daß er des Wortes ungewöhnlich mächtig ist . . . Ein Kopf, voll von mitleidend angeschauten Bildern aus allen Bereichen des Menschenlebens, und ein Wille, überall sehen zu lehren, zu helfen, zu trösten. Man könnte meinen, ein Arzt habe diese Bücher geschrieben.

Joseph Aug. Lux („Grenzboten"): Ich habe einen starken Eindruck davongetragen und freue mich über dieses hervorragende Werk des Dichters.

Karl Wilhelm Fritsch („Gegenwart"): Mit großer Wucht und gewaltigem Schildertalent hat Molo die Tragikomödie des Epigonen dargestellt. In der feinen, diskreten Art, in welcher er den Vorwurf behandelt, erkennen wir den Meister. Wir haben ein Werk voll philosophischer Tiefe vor uns . . .

Carl Busse („Velhagen und Klasings Monatshefte"): Es überkommt einen das Frohgefühl, daß man sich nicht nur mit einem Roman, sondern mit einer Persönlichkeit auseinanderzusetzen hat. Man erstaunt immer von neuem, aus welchem Reichtum Walter von Molo schöpft. Er charakterisiert und erzählt knapp, fest, überlegen. Seine Augen sehen beängstigend scharf; seine Menschenkenntnis ist erstaunlich. Ich empfehle das interessante Buch eines interessanteren Dichters.

„Wiener Fremdenblatt": Wir wissen dieser fortreißenden Gestaltungskraft wenig Prosawerke unsrer Zeit an die Seite zu stellen.

Carl Busse („Velhagen u. Klasings Monatshefte"): Ein kühner, scharfäugiger, energischer Sohn des naturwissenschaftlichen Zeitalters, der merkwürdig früh fertig ist und das Leben eigenherrlich zwingt. Kein Zug, der bedeutungslos und überflüssig wäre, keine Szene, die man sich fortdenken könnte. Der Dialog meisterhaft, in aller schlagenden Kürze gleichzeitig die Person charakterisierend wie zusammenfassend und weiterführend. „Der gezähmte Eros" füllt 200 Seiten, aber darin werden Schicksale ausgebreitet, die ein andrer in einem dickleibigen Wälzer nicht gebändigt hätte. Der Stil ist lebendig, eindringlich, vorwärtsstürmend; er kennt nur das Präsenz; es ist versetzte Lyrik, und konzentriert wie Verse ist dieses Erzählers Prosa oft. Ein ungewöhnlicher Mann, ein ungewöhnliches Buch!

Ernst Decsey („Grazer Tagespost"): Ungetrübt genießt man die große anschauliche Kraft und Pracht der Moloschen Sprache, sein dichterisches Gestaltungsvermögen, das ebenso schöne eigenartige Naturbilder wie menschliche Charaktere zutage fördert. Zweifellos gehört „Der gezähmte Eros" zu den anziehendsten Romanen der Gegenwart.

J. V. Widmann („Der Bund"): Walter von Molo hat Wucht und den feinen Strich des dichtenden Künstlers. Hier gelang ihm so ein packendes, wertvolles Sittengemälde der Gesellschaft von großer Originalität.

„Wiesbadener Zeitung": Es erblüht eine Welt seltsamer Bilder, barocker Metaphern, berauschender Schilderungen. Es ist durchaus rhythmische Prosa, in der das Buch geschrieben ist. Alliteration und Tonmalerei auf jeder Seite. Wenn man nicht nur mit den Augen liest, hört man andauernd Verse.

„Der Tag": Es ist so viel des Schönen und Großen, daß man ihm nicht beim ersten Durchlesen gerecht werden kann.

„Neue freie Presse": Es ist ein allerfeinstes Stück psychologischer Feinmalerei, das Werk eines ernsten Denkers.

Walter von Molo

Wir Weibgesellen

Roman — Zweite Auflage

Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Urteile der Presse:

Stefan Zweig („Leipziger Neueste Nachrichten"): Walter von Molos Menschen stürmen, mit ungeheuren Spannungen geladen, gegeneinander los, sie speien sich förmlich ihre Worte ins Gesicht und schwindelig saust die ganze Handlung mit ihnen in den Abgrund der Katastrophen hinunter. Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als diesen heißen, ungeduldigen Dichter und unsere deutschen behäbigen Erzählungsschriftsteller, die jedes Detail mit japanischer Sorgfalt auspinseln, die Sätze wie Maschen an einem Netz sorgfältig aneinanderstricken und nur mit Mühe ihre schweren Menschen die Gebirge der Leidenschaft emporkeuchen lassen. Hier stürmt alles vorwärts. Walter von Molo läßt einen nicht inmitten seiner Bücher los, man denkt ebensowenig in ihrer Mitte das Buch wegzulegen, als aus einem fahrenden Expreßzug herauszuspringen: Man muß eben mit. Auf der letzten Seite sieht man mit Staunen, durch wieviel fruchtbares Land man gesaust ist, wieviel Menschen und Städte, wieviel Geschehnisse und Schicksale man unterwegs gesehen hat und freut sich eines Dichters, der mit so viel Leidenschaft zugleich so starkes Gegenwartsgefühl aufbringt. Molos Romane pressen immer durch einige scharf geschaute Figuren so viel des Allgemeinen in den Einzelfall, daß man Perspektiven auf eine Stadt, auf das ganze Land und weit in unsere Zeit bekommt. In der mutigen Art seines Zugreifens an schwerste, seelische Probleme ist etwas, das ihm auch für die äußersten Aufgaben Gelingen verspricht.

Hans Martin Elster („Rheinisch-Westfälische Zeitung"): Worte deuten nicht an, was an seelischem Gut Molo in die Handlung zusammengeballt hat und welche kulturelle Atmosphäre des modernen Industrieaufschwunges und Ideenstreites um das Ganze gelegt ist. Künstlerisch wird volle Einheit in Komposition wie in der Gestaltung erreicht. Das Buch bringt ernste und reife Menschen menschlich und künstlerisch ein Stück weiter.

„Breslauer Morgen-Zeitung": Walter von Molos neuer Roman ist ein wundervolles Buch. Keine Marktarbeit eines Schriftstellers, sondern das aus heißem Ringen geborene Werk eines Dichters. Die Handlung ist knapp, aber wie wird die Geschichte erzählt! In einer Sprache, die ein gewaltiger Rhythmus schwingen macht, der Bilder gelingen, vor deren tiefer Poesie, vor deren stark gefühlter Wucht wir bewundernd erschauern. Wie sind die Menschen gemeißelt! Dieses Buch ist hoher Genuß!

Rudolf Krauß („Liter. Echo"): Molo versteht menschliche Werte zu schaffen, die noch über den ästhetischen stehen.

„Berliner Lokal-Anzeiger": Walter von Molo erweist sich hier von neuem als ein Stilkünstler ersten Ranges. Seine Erzählungsart ist meisterlich . . .

Karl Bienenstein („Wiener Mitteilungen"): Molos Schaffen wird ihn noch zu Höhen führen, welche die kleinen Dichtergeschlechter des Tages, mögen sie auch die Konjunktur noch so gut ausnutzen, nie und nimmer erreichen werden.

„Literarisches Centralblatt": Dieser Roman von denen die am Weibe leiden und deren Schicksal vom Weibe bestimmt wird, wirft einen zu Boden, durch den künstlerischen Ernst und die unerbittliche Klarheit und Schärfe der Gestaltung.

„Innsbrucker Nachrichten": Molo ist durchwegs Eigenbrötler: es läßt sich keiner der schaffenden Dichter mit ihm vergleichen! Es ist nicht nur der Mühe wert, sondern notwendig, ihn kennen zu lernen.